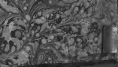


Russ. 126. 1/2

Digitized by Google

H. P. 41084. a.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ehstland

und

die Ehsten,

oder

historisch-geographisch-statistisches Gemälde von Ehstland.

Ein

Seitenstück zu Merkel

über die Letten,

von

Johann Christoph Petri,
Doktor der Philosophie und Professor am Evangelischen Gymnasium in Erfurt.

Zweiter Theil.

Mit vier Kupfern.

Gotha,
in der Ettingerschen Buchhandlung.
1802.

Digitized by Google

Mores multorum hominum vidi.

Bayerische
Staats...liothek
München

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Theils.

Dritter Abschnitt.

Fortsetzung. — Laster der Ehsten. — Ihr Hang zu kleinen Diebereien, Trägheit, Sodomiterei, Widerspenstigkeit, u. s. w. — Seltenheit des Kindermords — Ehstnische Sprache, Sprüchwörter und Räthsel. — Deutsch in Ehstland und andere geredete Sprachen. — Aberglaube und Vorurtheile der Ehsten. — Mannichfaltige Versuche, ihren Zustand zu verbessern — Ihre Sitten und Lebensart, Dörfer Wohnungen und Badstuben. — Gesang, Musik und Kleidung. — Landwirthschaft, Aerndte, Talkus- oder Aerndtefest, Ackerbau, Viehzucht, Gärtnerei. — Sonstige Gewerbe und Nahrungszweige. — Krüge und Wirthshäuser. — Ihre Spiele und Vergnügungen, Volkslustbarkeiten, besonders auf Johannistag. — Krankheiten und Mittel dagegen. — Ihre Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnisse. — Oeffentliche Sicherheit und Seltenheit großer Diebstähle, des Mordes und Straßenraubes. — Sogenannte Halbdeutsche und freie Leute in Ehstland. — Professionen und Handwerker in den Städten und auf dem Lande.

Vierter Abschnitt.

Schilderung und Charakteristik des Adels. — Privilegien desselben. — Lebensart, Luxus und Wohlleben im Essen und Trinken. — Grad der Aufklärung und Kultur unter demselben. — Hindernisse eines weitern Fortschrittes in beiden, schlechte Erziehung, zu frühes Anstellen beim Militär und Avancement, zu häufige Belohnungen ohne Verdienste. Bedrückung der Bauern und gesetzmäßiges oder gesetzwidriges Verhältniß zu den Leibeigenen. — Güterwesen und Oekonomie. — Hofläger, Gärten, Branntweinbrennen. — Ausschließliches Recht, Krüge und Wirthshäuser zu halten. — Beschreibung eines Gutes. — Landtag des Adels und Immatrikulation auf demselben. — Verzeichniß der vornehmsten Güter und adlichen Familien in Ehstland.

Zwei-

Zweiter Theil.

Dritter Abschnitt.

Fortsetzung. — Laster der Ehsten. — Ihr Hang zu kleinen Diebereien, Trägheit, Sodomiterei, Widerspenstigkeit, u. s. w. — Seltenheit des Kindermords. — Ehstnische Sprache, Sprüchwörter und Räthsel. — Deutsch in Ehstland und andere geredete Sprachen. — Aberglauben und Vorurtheile der Ehsten. — Mannichfaltige Versuche, ihren Zustand zu verbessern. — Ihre Sitten und Lebensart, Dörfer, Wohnungen, Badstuben. — Gesang, Musik und Kleidung. — Landwirthschaft, Aerndte, Talkus oder Aerndtefest. — Ackerbau, Viehzucht, Gärtnerei in Ehstland. — Sonstige Gewerbe und Nahrungszweige der Bauern. — Krüge und Wirthshäuser. — Ihre Spiele und Vergnügungen, Volksluftbarkeiten, besonders auf Johannistag. — Krankheiten und Mittel dagegen. — Ihre Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnisse. — Oeffentliche Sicherheit und Seltenheit grosser Diebstähle, des Mordes und Straßenraubes. — Sogenannte Halbdeutsche und freie Leute in Ehstland. — Professionisten und Handwerker in den Städten und auf dem Lande.

Es ist keine ganz leichte Sache, die Sitten und Gewohnheiten der Menschen kennen zu lernen. Es gehört Aufmerksamkeit und scharfer Beobachtungsgeist dazu, die Denk- und Handelsweise eines Volks zu erforschen, das unter einem kalten Himmelsstriche wohnend, kaum den benachbarten, vielweniger den entferntern Nationen bekannt ist, dessen rauhe Sprache man erst mühsam erlernen muß, und das sich oft sehr sorgfältig dem Auge des fremden Beobachters zu verbergen weiß. Es gehört ein Aufenthalt von Jahren dazu, ehe man die Triebfedern und geheimen Falten der Handlungen und des Herzens einer zahlreichen Klasse von Menschen kennen lernt, die unter dem härtesten Drucke seufzend, gern den Anblick derer fliehen, welche die eiserne Ruthe über ihren Nacken schwingen. Es ist durchaus nothwendig, durch einen längern Umgang mit ihnen, als einige Monate gewähren, sie in der Nähe zu beobachten, und um dies zu können, mit ihnen bekannt zu werden und ihr Zutrauen zu gewinnen. Versäumt man dieses, so ist der Erfolg der, daß man entweder gar keine, oder unrichtige und falsche, einseitige und wenig befriedigende Nachrichten erhält. — Die Tugenden, Anlagen und guten Seiten der Ehsten habe ich im ersten Theile, wie ich glaube, deutlich dargestellt; jetzt ist noch übrig, daß ich die Leser auch mit ihren Lastern und bösen Eigenschaften bekannt mache. Nationallaster und einem Volke

eigenthümliche Neigungen, die, wenn auch nicht täglich, doch sehr oft bemerkt werden, sind der ziemlich sichere Maasstab, nach welchem man ein Volk gewissermaaßen mit Zuverlässigkeit beurtheilen, und daraus auf seinen Nationalcharakter schließen kann. Bey kultivirten Völkern ist dies schon leichter und bequemer als bey rohen, noch unausgebildeten, die selten einen Nationalcharakter haben; denn den letztern muß man gleichsam nur in der Ferne zusehen, und sich dabey oftmals wohl noch eines Dollmetschers bedienen, wie dies bey dem Verfasser nicht selten der Fall war, der von der Ehstnischen Sprache gerade nur so viel gelernt hatte, um im gemeinen Leben fortzukommen und sich nicht verrathen oder verkaufen zu lassen.

Der Hang zum Stehlen, besonders zu kleinen Diebereien, ist ein ziemlich allgemeines Nationallaster der Ehstländischen Bauern. Selten werden beträchtliche Diebstähle durch gewaltsamen Einbruch, Ueberfall, Straßenraub und dergl. verübt. Sie schränken ihre Diebereien größtentheils blos auf Kleinigkeiten ein. Tabak, Branntwein, Geld, Messer, Spielkarten u. s. w. haben für sie einen unwiderstehlichen Reiz. Nicht so häufig verüben sie dergleichen Diebereien unter sich selbst, als vielmehr gegen Deutsche und Russen. Wo sie diese belugsen und ihnen nur irgend etwas entwenden können, da sind sie gleich bey der Hand und sinnen auf die listigsten Mittel, ihre Absicht auszu-

führen. Viele halten es für eine Ehre, ihre Herrschaft betrogen zu haben, und oft sind die Wohlhabendsten die ärgsten Schelme. Tenne, Speicher, Branntweinsbrennerei, Heerde, alles wird bestohlen. Sie freuen sich darüber, wenn es ihnen gelingt, erzählen es einander mit innigem Wohlgefallen, und lachen ins Fäustchen, daß sie den oder jenem übers Ohr gehauen haben. Der es thut, wird auch deshalb von seinen Brüdern nicht verachtet; nichts weniger, sie haben vielmehr ihre heimliche und innige Freude darüber, kitzeln sich, und bewundern auch wohl des andern List und die feine Art, mit der er den Deutschen betrogen hat. Sich hingegen unter einander selbst zu bestehlen, erregt ihren Unwillen und Abscheu. Wer es thut, wird verachtet und von allen Zusammenkünften ausgeschlossen. Ich selbst bin einmal auf ähnliche Art, wiewohl um eine Kleinigkeit bestohlen worden. Eines Nachmittags kam ich auf dem Guthe Hallik aus dem Speisezimmer in meine Stube, wo ich meine Schatulle, die auf dem Tische stand, erbrochen fand. Ungeachtet mehr Geld darinn lag, fehlten doch nicht mehr als 15 Kopeken und eine halbe Düte Knaster. Das Schloß schien durch das Dazwischenschieben eines Messers oder Eisens aufgemacht zu seyn. Alles lag noch in derselben Ordnung wie vorher, nur der Kasten war von seiner Stelle gerückt. Da niemand unter den Domestiken des

Ma-

Majors, in dessen Hause ich Lehrer war, rauchte, als blos der Schuster, so fiel natürlich auf ihn zuerst der Verdacht. Er hatte auch schon mehrereмal von mir Tabak gebeten, und schon einigemal hatte ich bemerkt, daß mir welcher weg war. Ich erzählte das Faktum unter den gemeldeten Umständen dem Major, und alle argwohnten auf den Schuster. Bey dem kleinen Gelde lagen ganze Rubel, aber diese hatte er unangetastet gelassen, denn nie stiehlt der Ehste viel auf einmal. Obgleich das, was mir war entwendet worden, eine Kleinigkeit betraf; so untersuchte der Major die Sache dennoch auf das strengste, der Folgen wegen, weil dieser Hausdieb im entgegengesetzten Falle den Versuch öfterer gemacht hätte. Sein Herr nahm ihn also vor, fragte ihn, — er gestand nichts. Er wurde von dem Kubjas *) niedergestreckt, bekam 40 Hiebe mit der Karbatsche, — was ich dabey empfand, läßt sich blos fühlen, da das Verbrechen noch nicht erwiesen war, und gleichwohl konnte ich dies Verfahren nicht

*) Ein Ehstnisches Wort. Es bedeutet den Aufseher bey den Frohnarbeiten der Bauern, besonders bey der Feldarbeit. Oft nennt man ihn auch den Rechtsfinder, weil er bey kleinen Bauerhändeln zur Entscheidung des Streits gebraucht wird. Er ist zugleich der Büttel und Henker bey Hofsexekutionen.

nicht hindern, weil der Major in Bestrafung der Bosheiten unerbittlich war; — er gestand mit entschlossener Hartnäckigkeit noch nichts. Endlich wurde ein Bündel Ruthen gebracht, der geglaubte Dieb an den Pfahl gebunden und entblößt. Der Major befahl zuzuhauen, — indem gestand jener er habe alles. Er wurde losgebunden, gieng hin und brachte mir das Geld, wobey er mich, meine Kniee umfassend, um Vergebung bat. Ich wollte ihm das Geld und den Tabak schenken, welches aber der Major nicht zugab, weil, wie er sagte, der Kerl auf diese Art in seiner Bosheit gestärkt würde, und wohl gar glauben könnte, ihm sey unrecht geschehen.

Dergleichen kleine Diebstähle an den Deutschen sind ganz gewöhnliche Vorfälle. Bisweilen gehen aber die Ehsten etwas weiter, und vergreifen sich auch an dem Holze in ihres Erbherrn Waldungen, ungeachtet der Bauerschaft eines jeden Guthes, das Holzung hat, ein eignes Revier zum Aushauen angewiesen wird. Korn, Erbsen, Rüben und dergl. auf dem Felde zu entwenden, im Vorbeyfahren vor einem aufgethürmten Heuhaufen *) ihr

*) In ganz Lief- Ehst- und Kurland lässet man den Winter hindurch Stroh und Heu in grossen aufgethürmten, und auf ein untergelegtes Gerüst gegabelten Haufen auf den Wiesen

ihr Pferd oder ihren Ochsen satt fressen zu lassen, auch wohl etwas davon mit nach Hause zu nehmen, halten sie für keinen Diebstahl und folglich auch für keine Sünde. Die meisten und erheblichsten Diebstähle geschehen in den Kornscheunen, die man in ganz Liefs und Ehstland Riegen nennt, wo das Getraide getrocknet und gedroschen wird, und in den sogenannten Kleeten oder Kornmagazinen und Speichern auf den Höfen. Hier entwenden sie beym Dreschen oder Aufheben des Getraides manchen Sack voll, den sie verstecken und des Nachts forttragen. Andere machen es noch listiger. Sie bohren mit dicken Bohrern Löcher in die Bretter oder durch die Balken der Kornspeicher, und zapfen das Korn mit langsamer und vieler Mühe heraus. Die größten und gewöhnlichsten Diebe, welche ihre Diebereien en gros praktiziren, sind die Riegenkerls, d. h. diejenigen Leibeigenen, welche das Getraide trocknen und nach dem Dreschen reinigen. Der Anblick eines so großen und schönen Haufen Korns, bey der Erinnerung an dem in seinem eigenen Hause herrschenden Mangel ist für den Riegenkerl ein allzu-

sen stehen, und fähret es von da Fuderweise in die Ställe, wo und wenn man es eben braucht. Ein solcher kegelförmiger Haufen heißt eine Kuje.

zustarker Reiz, und wirkt mit zu großer Gewalt auf sein Begehrungsvermögen, als daß er diesem Zauber widerstehen könnte. Wenn auch dann und wann einer darüber ertappt und bis aufs Blut gepeitscht wird, so fruchtet das wenig. Der Mangel des armen Ackerbauers, der nach der fruchtbarsten Aernote oft im März schon darbt, während seine Herren das Getraide in Menge zu Branntewein verbrennen oder ausschiffen, trägt die Schuld, wenn die Ehsten es für etwas Unsträfliches, ja Rühmliches halten denen, die von ihrem Schweiße schwelgen, etwas zu rauben, um ihre und der Ihrigen Nothdurft zu befriedigen. Sie lassen sich dabey auch ohne Hehl verlauten, daß das Hofskorn ihr saurer Schweis und Blut sey, daß es der Herr ohne ihre Mühe nicht einmal hätte. Die sich klüger dünken, setzen wohl noch hinzu: „Du sollst den Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden.“ So lange offenbare Ungerechtigkeit gegen den Ehstnischen Leibseigenen ausgeübt wird, und er oft nur dadurch sein Leben fristen, oder sich ein augenblickliches Wohlseyn verschaffen kann, wird er immer diebisch und betrügerisch seyn und bleiben. — Aus den Branntweinfässern, die sie unentgeldlich und zur Frohne oft 20 und mehr Meilen weit, für ihre Herren in die Städte zum Verkauf führen, wissen sie, ohne das Siegel zu beschädigen, das geistige labende Lieblingsgetränk sehr listig unter

den

den Bändern oder Reifen auszuzapfen, und das fehlende durch Waſſer zu erſetzen, ſo daß das Faß wieder wie vorher angefüllet iſt. Auch aus der verſiegelt mitgegebenen Probe verſtehen ſie einen Theil des Weingeiſtes durch Hitze und Kälte auszutreiben, ſo daß beydes, Probe und Faß, in der Stärke harmoniren. Fragt man, warum ſie meiſt nur Kleinigkeiten nehmen, ſo würde ich antworten, entweder weil ſie koſtbarere Sachen nicht verlangen, oder ihren Kräften mißtrauen. Ihr Zuſtand iſt ſchon ſo begränzt, daß ſie mit wenigem zufrieden ſind, wenig bedürfen und übrigens in den Tag hineinleben.

Die gewöhnlichen Strafen, womit der Herr ſeine Leibeigenen wegen eines begangenen Diebſtahls, oder auch anderer Verbrechen halber belegt, ſind die Karbatſche oder Ruthenſtreiche bis aufs Blut. Bisweilen läßt er ſie wohl auch einige Zeit in Eiſen oder mit einem ſchweren Blocke am Fuße arbeiten, oder ihnen das Haar ganz kahl abſchneiden. Das letzte ſcheint eine beſonders wirkſame Strafe zu ſeyn, indem ſie mit vieler Schande verbunden iſt. Will ein verhärteter Böſewicht durch alle dieſe Strafen ſich demohngeachtet nicht beſſern laſſen, ſo verkauft man ihn als ein räudiges Schaaf und unbrauchbaren Menſchen, oder ſchickt ihn auf einige Zeit zu öffentlichen Arbeiten ab, da er dann ſchanzen, graben, Steine fahren ꝛc. muß; wo aber dennoch nicht ſowohl die

Stren-

Strenge, als vielmehr das Entbehren der gewohnten Bequemlichkeit und Faullenzerei ihn bessert. Die allerempfindlichste Strafe ist für die Ehsten das Verkaufen unter die Russen, die sie entweder unter die Soldaten oder zu Arbeitern in den Bergwerken nehmen, da sie denn freylich nie ihr Vaterland, nie die Ihrigen, nie ihre Hütte wieder zu sehen bekommen.

Ein anderes beinahe durchgängig allgemeines Laster des Ehstnischen Bauern ist die Trunkenheit. Ach! er fühlt sich bei ihr so glücklich, vergisset der Wunden, die ihm vielleicht Tages vorher sein grausamer Erbherr mit Peitschenhieben und Ruthenstreichen schlagen ließ, des Elends, das ihn drückt! Die Falten leidender Menschheit, welche sonst auf seiner Stirn ruhen, entrunzeln sich auf einige Stunden, wenn er seinen Gaum mit Bier oder Branntwein labt. Warum sollten wir es ihm nicht verzeihen, eher ihm, dem aller Freude Entbehrenden, den zu Boden gedrückten, und unter dem harten Joche seiner kleinen Despoten keuchenden, eher ihm, als dem sich kultivirt nennenden Bewohner Deutschlands! — Ich vertheidige das an sich immer strafbare und den Menschen schändende Laster der Trunkenheit nicht, aber bei den Ehstländern entschuldige ich es, und vergebe es ihnen eher als dem Deutschen. Es bekömmt in Livland durchaus einen mildern Anstrich, wenn man bedenkt, daß Bier und Branntwein

wein fast das einzige erquickende Labsal des armen Bauern ist. Das ganze Jahr hindurch verrichtet er die härtesten und sauersten Arbeiten. Von früh bis spät in die Nacht muß er die sechs Tage in der Woche hindurch die schwersten Frohndienste thun, wobei er oft nichts als trocknes Brod und Milch oder Dünnbier, gar oft bloses Wasser genießt. Nur der einzige Sonntag ist sein Erholungstag. Da reicht der Vater seinem Sohne, die Mutter ihrem Säuglinge mit zärtlicher Entsagung das lang entbehrte Glas. Man findet selten Einzelne, die sich nicht an diesem ihren Ruhetage, selbst dann, wenn sie kommunizirt haben, regelmäßig betrinken sollten. — Im brennenden Sommer der Sonnenhitze ausgesetzt, im strengsten Kälte des Winters oft bis zum Erfrieren erstarrt, eilt der nach seinem Labebecher schmachtende Ehste sehnsuchtsvoll in einen Krug *), seinen abgematteten Körper mit kühlenden oder erhitzenden Getränken zu stärken. Ohne diese würde, bei noch überdies elender, kraftloser Nahrung

*) Ein an der Straße oder bei der Kirche liegendes Wirthshaus, das dem Edelmanne gehört und wo Bier und Branntewein verschenkt wird. Die Krüge werden in Bauernkrüge und deutsche Krüge eingetheilt. Eine nähere Beschreibung folgt weiterhin. In Niedersachsen heissen die Wirthshäuser auch schon Krüge.

rung, sein Blut bald in Fäulniß übergehen, und er sich früh ins Grab gebracht sehen. Im nassen Frühjahr und Herbst ist er den ganzen Tag, ja oft auch die Nacht hindurch in Feldern und Riegen der schlechtesten und ungesundesten Witterung ausgesetzt. Halb nur mit Kleidern bedeckt, oft blos in seinen Schaafpelz gehüllt, von Hunger, Durst und Mangel, beide Triebe zu stillen, gequält, dabei in dem tiefsten Kummer versunken, und keine Hoffnung, seinen elenden Zustand zu verbessern, sucht er den Weg nach einem Kruge, um sich dort seine Grillen in Bier und Branntewein zu vertrinken. Das sind seine frohesten Stunden, hier bei einer Pfeiffe Tabak und hinter seinem Labebecher überläßt er seinen Gram der Vergessenheit, träumt sich auf einige Stunden glücklich, berauscht sich im Taumel der Freude und ist froh und vergnügt. Warlich ein Misanthrop müste der seyn, welcher ihm diese Freude mißgönnen wollte. Wer das Herz hat und sich ohne Sünde fühlt, der werfe den ersten Stein auf ihn! —

Die Folge hiervon ist freilich diese, daß er sich durch dieses Laster in das äusserste Elend, Armuth und Krankheit stürzt; ich könnte vielleicht auch noch Verachtung hinzusetzen, wenn ich von einem andern Europäischen Volke redete. Aber dieser ist der Ehste in dem Falle nicht ausgesetzt. Er darf sie auch im geringsten nicht befürchten,

denn

denn er hält die Trunkenheit für kein Laster, und wenn es ihm auch der Prediger alle Sonntage zweimal von der Kanzel herab versicherte. Hat er vollends Musik, d. h. einen kreischenden Dudelsack, eine Schallmeie oder ein paar kratzende Violinen dabei; so hält er dies für sein göttlichstes Vergnügen, und denkt gar nicht, daß hierin etwas Unerlaubtes sei. Musik, Tanz und Völlerei müssen beisammen seyn, wenn es recht hoch hergehen soll, sonst nennt er es Lumperei. Daß dabei Ausschweifungen aller Art, Zänkereien, Schlägereien bis zu blutigen Köpfen, ja oft Mord und Todschlag vorgehen, besonders wenn Russen mit dabei sind, ist in der Regel. Das thut aber nichts; den folgenden Sonntag geht der Lärmen wieder von forne an, und ähnliche Auftritte erneuern sich. Viele bringen die halbe Woche in dem Kruge zu, und nur die Peitsche des Kubjas ist im Stande, sie heraus zu treiben. Manche trinken sich in Branntewein zu Tode, und lechzen noch in letzten Zügen nach einem Tropfen von diesem Labegetränke. Aber warum halten auch die Edelleute aus bloser Gewinnsucht in allen ihren Kneipen Branntewein? Sie tragen größtentheils selbst die Schuld, wenn sie Verlust an arbeitsamen Händen leiden.

Die Nachlässigkeit mit dem Feuer ist ein dritter durchgehends allgemeiner Fehler der Ehstnischen Bauern. Es ist oft zum Erstaunen,

mit

mit welchem Leichtsinn sie hierin handeln. Mit seinem brennenden hölzernen Spahn, (in Ehstland Pergel genannt,) dem gewöhnlichen Lichte aller Bauern, läuft der unvorsichtige Ehste in Ställen, Scheunen, auf Heu- und Holzböden ganz unbesorgt herum, läßt Funken und Kohlen davon in das Stroh und unter das Holz fallen, ohne zu ahnden, daß hieraus ein Brand entstehen könne. Laternen kennt er gar nicht, und lacht darüber, daß der Deutsche so vorsichtig und ängstlich ist. Wenn ihn dieser deswegen bange macht und warnt, so sagt er gewöhnlich, das habe nichts zu bedeuten; wenn es Gottes Wille nicht sei, so brenne weder sein Haus, noch seine Scheune ab, denn er glaubt an das Fatum. Das, was uns befürchten läßt, daß in wenigen Augenblicken all unser Haab und Gut in Feuer aufgehen werde, ist bei ihm eine lächerliche Kleinigkeit. Von Jugend auf werden sie das so gewohnt, und so wie sie in allen andern Dingen lässig, träge und unachtsam sind, so sind sie es auch in Ansehung des Feuers. Und dies geht bisweilen so weit, daß, wenn sie ihr eigenes oder ein fremdes Haus brennen sehen, sie ganz ruhig dabei stehen und es fortbrennen lassen, weil sie wissen und hoffen, der Herr werde ihnen schon wieder ein anderes bauen. Es ist also diese unglaubliche Nachlässigkeit zum Theil eine Folge der Sklaverei und des Mangels an Eigenthum, der beiden Grundübel und Verderb-

derben des Landes. — Man ſollte glauben, daß bei dieſem bis zum Erſtaunen weit getriebenen Leichtſinne wenigſtens alle Woche etliche Feuersbrünſte ſeyn müſten: allein nichts weniger. Nur ſelten ſieht oder hört man, daß ein Dorf, eine Scheune oder Bauernhütte, die ſämmtlich von Holz aus über einander gelegten Balken gebauet ſind, im Rauche aufgehen. Wer wollte wohl hier das allwachende Auge der Vorſehung verkennen? — Daher hat man auch in Ehſtland ein Sprüchwort: es wachen drei wohlthätige Geiſter oder Schutzengel über das Land, einer über die Sicherheit, (weil man ſelbſt des Nachts Thüren und Schränke offen läßt, ohne Furcht vor Diebſtahl,) der andere über das Feuer, der dritte über die Keuſchheit, (wovon weiter unten). Der wahre Grund liegt aber wohl darin, weil in ganz Liefs und Ehſtland die Häuſer nicht neben einander ſtehen, ſondern durch weite Zwiſchenräume von einander getrennt ſind. Entſtehen alſo gleich nur ſelten Brände an Häuſern, ſo ſind ſie dafür deſto häufiger in Wäldern. Und ein ſolcher Waldbrand iſt eine ſchreckliche Erſcheinung. Die Urſachen dazu ſind mancherlei. Der Ehſte hat die Gewohnheit, daß er des Nachts im feuchten Frühling und kalten Herbſt, auch wohl im Sommer in den nicht ſelten kühlen Nächten, (die eine wohlthätige Einrichtung der Natur ſind, weil ſonſt von der brennenden Sonnenhitze am Tage alles

lech-

lechzen, verſchmachten und ausdorren würde, wo gegen aber der ſtark fallende Thau alles aufs Neue wieder aufriſcht,) entweder allein, oder in Geſellſchaft mehrerer ſeines Gleichen, im Walde oder nahe dabei ein Feuer anzündet. Um daſſelbe ſetzen ſie ſich im Kreiſe herum, wärmen ſich, braten ſich Fiſche, ſtecken ihre Pfeiffen an, u. ſ. w. Haben ſie ſich dann ſatt gewärmt: ſo gehen ſie davon, ohne das Feuer auszulöſchen, und denken weiter an keine Folgen. Dieſes brennet fort, verbreitet ſich, vornemlich bei großer Dürre, bald weiter, greift mit ungemeiner Wuth und Schnelligkeit um ſich, und in wenig Tagen iſt oft der gröſte und ſchönſte Wald mit einem unerſetzlichen Verluſt ein meilenlanger Aſchenhaufen, eine dürre ausgebrannte, ſchwarze Steppe, und die ganze umliegende Gegend in einen dicken Dampf verhüllt, der bis zu den Wolken ſteiget. Einen ſolchen Waldbrand zu löſchen, iſt dann kein anderes Mittel übrig, als ſogleich einige hundert Bauern aufzubieten, einen breiten Graben ziehen, und die in demſelben fallenden Bäume umhauen zu laſſen, da denn, wenn kein Wind gehet, das Feuer ſteht und ſelten weiter greift. Nicht nur aber der ſchon brennende Wald, ſondern auch andere nahe gelegene Wälder, Gehäge und Gärten, ja auch Häuſer, Ställe, Riegen, Scheunen, Kornfelder, Heu- und Strohhaufen gerathen in Gefahr, indem die Wuth des Feuers unaufhalt-

ſam

sam fortschreitet, und was ihr im Wege liegt, mit weglekt.

Ein anderer Grund dieses fressenden Uebels ist das sogenannte Küttisbrachen oder Rhö-, dungbrennen. Das erstere ist eine Fruchtbarmachung der Felder, da man Strauch oder trockenes Stangenholz mit der aufgepflügten Erde bedeckt, dasselbe anzündet, dann die Asche ausstreuet, und bald darauf säet und den Saamen einegget. Das letztere, das Rhöden, (von roden, ausrotten,) ist eine Urbarmachung eines wüsten Stückes Landes, einer Leede oder Waldung durch Umhauen des Gebüsches oder darauf geschaftes Strauchwerk. Man läßt dieses trocknen, zündet es an, und pflügt darauf den auf die herumgeworfene Asche ausgestreuten Saamen ein. Dadurch geschiehet es denn auch wohl bisweilen, daß der nahe gelegene Wald vom Feuer ergriffen wird und fortlodert. Auch kann man die Reinigung der Wiesen, oder wie man sie in Liefland und Ehstland nennt, der Heuschläge, mit hieher rechnen, da man das zusammengehäufte dürre Schilfgras und den Strauchbund anzündet, oder zur Ausrottung des Mooses, der Queckenwurzeln und des alten Grases Feuer anlegt. Zwar sind schon verschiedene Kaiserliche und Stadthalterschaftliche Befehle gegen dieses Unwesen und den unverzeihlichen Mißbrauch des Holzes ergangen; allein noch bis jetzt hat dem eingerissenen Uebel

nicht ganz gesteuert werden können. Unter andern heist es in einer solchen Ukase:

„Wer einen Waldbrand gewahr wird, soll „sogleich Leute herbei rufen, und Anstalt zum „Löschen machen; widrigenfalls bei Unterlassung „desselben mit willkührlicher Geld- und Leibes„strafe verfahren wird ꝛc.".

Das Küttisbrennen, (Fruchtbarmachung der Aecker durch das Feuer) darf nicht bei allzugroßer und anhaltender Dürre, so wenig als bei einem heftigen Sturmwinde geschehen; und das Reinigen der Heuschläge, vornämlich aber das Anmachen des Feuers in und bei den Wäldern ist gänzlich untersagt. Aber das alles hat bis hieher noch wenig fruchten wollen, sondern es bleibt beim Alten, theils weil der Bauer nun einmal von seiner Gewohnheit nicht abgehet; theils weil es an Waldförstern, Jägern und sonstigen Aufsehern fehlt, welche die Uebertreter der Gesetze auf der Stelle anzeigten, ergriffen oder den Gerichten übergäben.

In sehr naher Verwandschaft mit dieser Nachlässigkeit im Gebrauche des Feuers steht ein anderer Zug in dem Nationalcharakter der Ehsten, — Faulheit und Trägheit. Dies ist ihr Hauptlaster, ihre Lieblingseigenschaft. Insgemein bemerkt man sie mehr bei Arbeiten ex officio, bei ihren Frohndiensten und Leistungen für den Hof, als zu Hause. Ist es aber ein

Wun-

Wunder, wenn der Bauer auf dem Hofe faul ist, daß er in seiner ganzen Thätigkeit gelähmt da steht, daß er in allen seinen Handlungen nur schwerfällig und langsam fortschreitet, da seine ganze Kraft geschwächt, sein Fleis recht gefliſſentlich gehemmt und unterdrückt wird? — Es ist wahr, daß seine Faulheit, die am Hofe angewöhnte Trägheit, ihn oft auch nach Hause begleitet, und zur unverzeihlichen Nachlässigkeit in seiner Wirthschaft wird. Wenn nicht immer und überall der Aufseher um ihn ist und den Stock hebt, so thut er jede Arbeit langsam und schlecht, sowohl für den Hof, als für sich. Es giebt Bauern, welche einen großen Theil ihrer Felder unbesäet liegen lassen, nicht blos aus Mangel an Saatkorn, sondern lediglich aus Faulheit. Andere lassen ihr Vieh verhungern, ihre Wohnungen zusammenfallen, ihr ganzes Hauswesen zu Grunde gehen, wenn der Herr sich nicht selbst um ihre Wirthschaft bekümmert. Aber woher dies? Das Klima kann nicht Ursache sein, denn man findet wohl kein fleißigeres und thätigeres Volk als die Russen. Es giebt andere Ursachen, die diese Schlafheit bewirken. Er ist träge, weil er ein Leibeigner ist; also aus Ermattung, aus Erschöpfung. Schon als Knabe wird er zu der härtesten Arbeit angespannt. Er muß dreschen, pflügen, rhöden, Holz fällen, theils für den Hof, theils für sein

Haus, weil die Erwachsenen fast alle auf Hofarbeit bestellt sind. Und daß er auch für sich weniger arbeitsam als sonst ist, kommt von dem Mangel an Zeit und Eigenthum, wodurch man ihm allen Muth und alle Lebenslust geraubt hat. Nicht die elende Hütte, die er bewohnt, ist sein, nicht das Feld und Korn, das er im Schweiße seines Angesichts baut, gehört ihm. Alles, was er ansieht, sein Heerd, sein Vieh, sein Knecht, ja sein Weib und seine Kinder sind das Eigenthum seines Herrn. Er darf ja nichts besitzen, und man läßt es ihm nur, um das mit seinem Herrn zu wuchern und dem Hofe zu fröhnen. Hat er sein Land gut kultivirt, seinen Viehstand verbessert, und glaubt nun mit Recht, den Ertrag seines Fleißes zu ärndten; so kommt sein Herr, der eben einmal zufälliger Weise die Runde in seinem Gebiete gemacht hat, und sich der fetten Kornfelder seines Bauern mit neidischen Blicken, daß der „Hundsfott" sie eben so gut als er selbst hat, sich zu Gunsten freuet, und nimmt sie ihm ab, behält sie für sich, und weiset ihm dafür ein wüstes Stück Land, eine Leede oder einen Strich Buschwald an, mit der gnädigen Erlaubniß, daß er sich da wieder ansiedeln, und durch Hülfe des Feuers es urbar machen könne. Wo kann da Kraft und Aufforderung zur Thätigkeit seyn? wo kann Trieb nach Fleiß und Emsigkeit in der Seele ei-

nes Elenden glimmen, der immer in Besorgniß steht, aus seinem Eigenthum in eine andere Stelle versetzt zu werden, die öde und wüst ist, und die er erst anbauen soll, um über lang oder kurz wieder daraus in eine noch ödere geworfen zu werden? wie kann Betriebsamkeit und Industrie den beseelen, der sich alle Augenblicke, sobald es seinem tyrannischen Erbherrn gefällt, verkauft, verschenkt, oder gegen Pferde, Hunde, Pfeifenköpfe vertauscht sehen muß? muß da nicht alle Thätigkeit des Landmanns erstickt werden? Er ist natürlich daher faul und träge, wie das wohl bei jedem andern Menschen, und auch bei dem Edelmanne seyn würde; er arbeitet mithin für sich nur so viel, daß er nothdürftig und mühselig sein trauriges Leben hinschleppt; was drüber ist, das ist vom Uebel. Nur die etwas näher bei Städten wohnen, und dabei ihren Vortheil finden, beweisen mehr Emsigkeit und Erwerbfleiß. Daher ist auch in Ehstland sowohl als in Liefland ein reicher Bauer eine eben so seltene Erscheinung, als in Abdera ein kluger Kopf. Solche die 800 bis 1000 Rubel an Vermögen besitzen, es sei nun theils in baarem Gelde, theils in beweglichen Sachen, hält und nennet man mit Recht für die Reichsten. Und dabei müssen sie dennoch ihrem Herrn wohl noch davon gelegentlich vorstrecken, wenn er weiß, daß einer etwas hat, oftmals ohne es je wieder zu

bekommen, nach dem dort herrschenden Grundsatze: der Bauer hat nichts eignes, sein Gut und Leib gehört dem Herrn. Daher die meisten auch ihre Reichthümer verbergen, wohl wissend, daß fremde Habsucht die Hände gierig darnach ausstreckt, wenn sie bekannt werden. Viele haben ihr nothdürftiges, kümmerliches Auskommen, die allermeisten sind blutarm. Aber nicht blos vor ihrem Herrn, sondern auch vor ihren Mitnachbaren suchen sie ihr allenfalsiges Vermögen zu verheimlichen, aus Furcht, des Verräthers lauschendes Auge möchte es entdecken und dem Herrn anzeigen. Nur wenn ihnen Bier oder Branntwein die Zunge löset, verrathen sie es manchmal.

Mangel an Eigenthum und der prekäre Besitz ihrer Habe ist also ein Hauptgrund der Trägheit und Faulheit der Ehsten. Aber auch Erschöpfung und Kraftlosigkeit, welche alle Strebsamkeit und Liebe zur Arbeit zerstört. Da wo unter den Händen der Tyrannei die Bauern von Jugend an unaufhörlich und schwer arbeiten müssen, haben sie natürlich weniger Muth und Stärke als auf Gütern, wo ihnen Ruhe und Erholung vergönnet wird. Daher findet man auch auf ausgesogenen Gütern, die von Blutigeln beherrscht werden, mehr kleine, verkrüppelte, übelgestaltete und schmuzige Körper, als auf großen, wohlhabenden, unter einem milden Biedermann stehenden

den Gebieten, wo die Bauern nicht nur stärker und besser gewachsen, sondern auch muntrer, lebhafter und behender sind. Doch kömmt im Ganzen an Stärke, Kraft und festem, gedrungenem Muskelbau keiner von ihnen den deutschen Bauern gleich. Solche Stärke mit Getraide, solche Steine, Balken und Lasten, als der deutsche Bauer manchmal trägt, heben sie nicht auf. Und wo soll auch bei ihrer magern, nichts weniger als nahrhaften Kost, bei der frühen Anstrengung, bei den angreifenden Frohndiensten und bei ihrer Faulheit, die ihnen von Jugend auf eigen ist und zu eigen gemacht wird, Stärke und Nervenkraft herkommen? Bei allem dem aber halten sie doch die härtesten Beschwerden aus. Mit gleichem Muthe ertragen sie Frost und Hitze, Mangel, Hunger und Durst, Nässe und Nachtwachen. Lebensart, Klima, Gewohnheit, besonders ihre heissen Badstuben, aus denen sie nackend und vom Schweiße triefend in die freie Luft und im Winter in Schnee und Kälte treten, härten sie gegen alle Strapazen ab. Von Flüssen, Zahn- und Kopfschmerzen, Katharren, Verkältungen, Rheumatismen und Ueberladung des Magens wissen sie wenig. Selten findet man unter ihnen korpulente oder lange und wohlgewachsene Figuren. Ihre Statur ist durchgängig mehr klein und untersetzt, als gros und ansehnlich; besonders findet man unter dem weiblichen

lichen Geschlechte sehr viele ungemein kleine und ungestaltete Personen. Ihr Gesicht ist mehr rund und breit, als länglich und schmal; die Nase dick, die Stirn hervorragend, die Augen feurig und hell, die Lippen aufgedunsen, das Kinn breit und die Haare weiß. Doch davon habe ich schon im ersten Theile geredet. Ich spreche hier von ihrer Trägheit und Unthätigkeit und den Ursachen derselben. Ganz unwidersprechlich erscheint die Quelle davon, wenn ich meinen Lesern nur folgendes vor Augen stelle. Ich kannte Güter, wo bei meiner Ankunft im Lande vor nunmehr sechzehn Jahren die Bauern wohlhabend, arbeitsam, stark, munter und thätig waren, nach einem Zeitraum von 8 bis 10 Jahren aber, da sie in die Hände habsüchtiger und unmenschlicher Despoten kamen, langsam und träg einherschlichen, ausgezeichnet schmuzig und dumm aussahen, und theils schon völlig in Unthätigkeit, Verdrossenheit und Elend versunken waren, theils sich demselben sichtbar näherten. Woher diese Veränderung? doch wohl nicht vom Klima, von der Natur der Ehsten? ach, woher anders, als vom Drucke und Erschöpfung, von Lähmung und Abspannung aller Kraft und Lebenslust! — Und auf der andern Seite haben sich wieder unter manchen Gütern, z. B. Nurms, Werder, Kostfer u. a. m. die elenden Hütten in bequeme Wohnhäuser, die Wüsten und Plänen

in

in fruchtbare Ackerländer verwandelt. Woher diese ganz entgegengesetzte Erscheinung? ich weiß keine andere Ursache anzugeben, als die mildere Behandlung der Herrschaften, ihre Genügsamkeit und Erleichterung des Jochs ihrer Leibeigenen.

Rechnet man zu diesen wohlgegründeten Ursachen des Verderbens und Faulheitssystems der Ehsten nun noch dieses, daß viele der kleinen adlichen Despoten, (zur Ehre des gutdenkenden Theils des Ehstländischen Adels sage ich nicht alle) in die ganze häusliche Lage und Verfassung der Ehsten sich einmischen, Eingriffe in ihre Rechte auf Weib und Kind thun, ihre ganze Wirthschaft und innere Einrichtung auf eigne Spekulation ihnen vorschreiben, um sie gelegentlich für eine gute Prise zu erklären, und daß selbst der thätigste Fleiß ihr klägliches Schicksal nicht ändern kann, daß sie keinen Tag in dem Besitz ihrer Hütte und Habe sicher sind; so wird man begreifen, woher ihr Stumpfsinn, die Lähmung alles Thätigkeitsgefühls und jeder Geistesskraft rührt. Trägheit, Faulheit in allem ihren Thun und Lassen, schlaffes Herabsinken von aller Energie, Arbeitsscheu und Verminderung jeder Anstrengung, Widerwille gegen alles Neuere und Bessere, das etwas Mühe kostet, Langsamkeit in Betreibung der ihnen angewiesenen Geschäfte oder aufgetragenen Befehle, sind dann natürliche Erscheinungen. Munterkeit, Frohsinn

und

und Luſt werden bei dieſem armen Volke nur durch den Branntewein geweckt, und ſind höchſtens des Sonntags im Kruge oder beim Talkus, dem Aerndteſeſte der Ehſtländer, durch geiſtige Getränke gewaltſam hervorgeſchüttert, ſichtbar. Tauſend ſchmerzhafte Erfahrungen haben es ihn gelehrt, daß der geringſte verheimlichte, aber von dem Edelmanne geargwohnte Beſitz die unerſättliche Habgier deſſelben reizet; daher thut er lieber nichts, um nicht viel zu beſitzen, das ihm geraubt werden könnte; daher mag er ſeinen Kindern nichts hinterlaſſen, noch für ſie etwas erarbeiten, weil ſie vielleicht nichts oder nur wenig von dem erben, was der Vater im Schweiſe ſeines Angeſichts erwarb. Der Edelmann iſt unumſchränkter Herr über die Nachlaſſenſchaft ſeiner Leibeigenen, und kann ſie verſiegeln, nehmen und damit machen was er will. Daß er die Aecker und übrigen Ländereien deſſelben weggeben, einziehen oder zu den Hofsfeldern ſchlagen kann, habe ich oben ſchon geſagt. Alſo iſt dem Ehſten ſein Fleis, ſeine Thätigkeit und Betriebſamkeit mehr ſchädlich als nützlich, ſein Erwerb hilft ihm nichts, ſeine Arbeit wird nicht geſchätzt, nicht belohnt. Man giebt ihm dafür was man will, auch oft wohl gar nichts; ja, man nimmt ihm noch obendrein, ohne daß er mukſen darf, und verweiſet ihn pro ſtudio et labore auf einen wüſten Platz. Er überläßt ſich

daher lieber dem edeln Nichtsthun, und sieht mit Stumpfsinn zu, wenn andere arbeiten und reich werden. Geschäftlosigkeit ist ihm das höchste, das einzige Gut, und Trägheit seine zweite Natur. Für reichen Erwerb ist er gleichgültig. Die Bearbeitung seiner Felder kann ihm zu weiter nichts helfen, als daß er mehr willkührliche Abgaben bekommt, und Brod muß ihm sein Herr geben, wenn dieser nicht seine Arbeiter verlieren will. Gähnend, langsam, schwerfällig und sich in den Haaren kratzend, geht er daher an seines Herrn, so wie an seine eigne Arbeit. Mit ruhigem Blick sieht er seine Kinder, Verwandte und Mitbrüder, Mangel leiden und nach Brodte gehen. Es rührt ihn nicht, wenn man ihm zuruft und ermuntert; selbst der Stock seines Treibers vermag ihn oft nicht aus seiner Lethargie zu wecken, denn er hat kein Leben, keine Kraft, kein Ehrgefühl. In der Aerndtezeit sind daher auch beim Kornschneiden jedesmal hinter der Schaar der Schnitter ein oder mehrere Dudelsakbläser, um die Arbeiter, wenn der Stecken des Kubjas nicht helfen will, durch Musik munter und thätig zu erhalten. Und die Allgewalt dieser Zauberkunst wirkt in der That oft weit schneller und kräftiger als alle Drohungen, Schläge und andere Zwangsmittel. Ein neuer Athem fährt in die Arbeiter auf dem Felde, ein neuer Geist belebt sie, wenn sie die lieblichen Tö-

ne des kreiſchenden, aber ihr noch nicht verwöhntes Ohr kitzelnden Dudelſaks hören, zumal wenn der Bläſer ein Virtuoſe iſt, und bey Wahrnehmung der Schläfrigkeit im Arbeiten ein neues, luſtiges Stückchen zu blaſen anfängt.

Zu Nutz und Frommen der Ehſtländiſchen Erbherrn will ich meine Gedanken über die Mittel, wodurch ich glaube, daß der Faulheit der Bauern am beſten Einhalt gethan und Fleiß, Regſamkeit und Thätigkeit unter ihnen befördert werden könne, eröffnen. Ich ſollte meinen, daß vor allen Dingen Lob, Beifall, Zufriedenheit, wenn die Arbeit gut von Statten geht, und Ermunterungen nebſt kleinen Geſchenken, wenn ſie glücklich beendigt iſt, ſo wie gute Aufſicht und bisweilen der Erlaß eines Arbeitstages von großer Wirkſamkeit ſeyn, und der Faulheit weit nachdrücklicher widerſtehen müſten, als Schelten, Drohen und Schläge. Zuweilen würde es Gewinn ſeyn, die Bauern nach Endigung einer aufgegebenen Arbeit, ohne genaue Berechnung der Tage, nach Hauſe gehen zu laſſen; nur müſten die Leiſtungen immer ihren und ihrer Anſpanne Kräften angemeſſen ſeyn, ein Umſtand, der bei den Pflügen nach vorgemeſſenen Stücken freylich nicht immer beobachtet wird. Niemals fühlt das zur Arbeit wie Laſtthiere getriebene Landvolk ein ſehnlicheres Verlangen nach dem Tode, als wenn es im Frühjahre umſonſt und mit leerem Magen da-

dazu arbeiten soll. Doch bey manchen geht die Trägheit so weit, daß sie lieber einige Tage hinter einander hungern als arbeiten. Zu diesem entschließen sie sich nur alsdann, wenn jenes unausstehlich wird. Bei solchen ist fast kein Besserungsmittel zu ersinnen, es wäre denn etwa ein Versuch auf öffentlicher Arbeit, oder die Drohung des Verkaufens unter die Russen. — Vertheilt man die Arbeiten nicht Gesindeweise, d. h. nach einzelnen Häusern und Familien, so ist der Faule desto träger, und der Emsige muß verdrießlich werden. Freilich kann man das Korn auch mit dem ganzen versammelten Gebiete abschneiden, aber dann besetze man ja alle Zugänge zu Busch und Wald mit Wache, damit nicht der anwandelnde Schlummer die Hälfte der Schnitter nach der Kühle im Schatten, die so sehr einladend für den Müden und Faulen ist, hinreiße. Lieber weise man jedem Wirthe sein mäsiges Stück an, dann kann man den Sakpfeiffer entbehren, weil der Fleisige sich selbst treibt. Aber daß er doch ja nicht am Ende den Faulen als Helfer zugesellet werde, sonst wird er nie wieder fleißig seyn. Ueberhaupt sollte der ordentliche Bauer auf keine Weise stärker angestrengt werden als der lüderliche, weil dies den Muth niederschlägt und ungerecht ist. Arbeiten, deren Nutzen der Bauer gar nicht einsieht, z. B. auf einem See oder Flusse den Schnee zu einer Rennbahn wegschaffen, erwecken Widerwillen

willen und verleiten zur Faulheit; hingegen wird sich sein Fleiß verdoppeln, wenn er weiß, daß nach treu vollbrachter und nutzbarer Arbeit ihm einige Tage erlassen werden. — Man räume ferner die Gelegenheit zur Völlerei aus dem Wege, denn diese hindert den Fleiß und hat die Armuth in ihrem Gefolge. Wenn die Trinklust in ihren Schranken bliebe, würde sie die Arbeitsamkeit befördern, da der Bauer die Stärkung von Bier und Branntwein fühlt. Leute, die sich wohl stehen, siehet man weniger betrunken, und diesen wäre es noch eher zu verzeihen. Der Ehste ist argwöhnisch und mißtrauisch; er verkauft seine Produkte am liebsten an Fremde, wenn er auch von diesen betrogen wird. Derjenige Herr wird gewiß am meisten von seinen Bauern bekommen, der sie gar nicht zwingt, ihre Produkte an den Hof zu verkaufen, sondern das, was sie ihm anbieten, eben so theuer als ein Fremder bezahlt. Einige Bauern erziehen zu ihrem Vortheil durch häuslichen Fleiß manche Kleinigkeiten, als Gänse, Obst, Honig, Wachs, Meerrettig, u. dergl. Der billige und kluge Erbherr fodert nur das, wozu ihn das Wakenbuch berechtiget, um das Uebrige bekümmert er sich nicht, weil auf diese Weise Fleiß und Geschäftigkeit ermuntert, und des Bauern Wohlstand befördert wird, den jeder Zwang, er bestehe in gefoderten Abgaben und Geschenken, oder in

selbst-

selbstbeliebig niedrig gesetzten Preisen, nothwendig zerstören muß, und dabey alle fernere Bemühungen unnütz macht.

Ich komme zu einem andern herrschenden Laster des Ehstnischen Völkerstamms und dieses ist die Wollust. Sie fröhnen ihr, wo nicht mehr, doch eben so sehr und dabey auf eine gröbere Weise, als irgend ein anderes Volk in Europa. Gelle Triebe, wilde Ausbrüche, thierischer Sinnlichkeit, Unzucht und Ausschweifungen aller Art, bisweilen auch wohl noch Sodomiterei, seltener Ehebruch und Kindermord, gehen bey ihnen häufig im Schwange. Daß es in Lief- und Ehstland, so wie überhaupt in Rußland, wenig Kindermörderinnen giebt, hat seinen Grund in den weisen und milden Gesetzen in diesem Punkte, so wie in den Findelhäusern in Moskau und St. Petersburg, wenigstens in diesen letztern für die umliegenden Gegenden und angränzenden Gouvernements. Man weiß im ganzen Lande nichts von Kirchenbuße, von schweren Geldstrafen, von Einschreiben des Vaters eines unehelichen Kindes in das Kirchenbuch, u. dergl. mehr; ja der Prediger darf nicht einmal bei dem gefallenen Mädchen nach dem Vater fragen, wenn dieses ihn nicht selbst angiebt. Schande ist eben auch nicht damit verbunden, und für die Ernährung des Kindes ist gesorgt, wenn die Mutter von dem Edelmanne nur eine Kuh bekommt, welche

che dieser gerne giebt, da er einen heranwachsenden Arbeiter mehr erhält. — Der Gelegenheiten, unkeusche Triebe zu befriedigen, sind bei diesem Volke gar mancherlei, und diese vermehren den Hang dazu. Die Leichtigkeit, einander ungesehen beizukommen, ihre eigne lüderliche und unfläthige Lebensart, die wenige Schande die damit verbunden ist, geben diesem Laster täglich Zunder und die stärkste Nahrung. Und ist es ein Wunder, wenn dergleichen Vergehungen häufig vorfallen, da Knechte und Mägde, Junggen und Mädchen gewöhnlich ohne Wächter in einer Stube, in einer Scheune oder in einem Stalle, auch wohl auf derselben Streue bei und unter einander wie im Paradiese liegen? Des Sommers und Winters baden sie sich ohne Schaam und Scheu in Flüssen und Badstuben ohne Unterschied mit einander, und tragen kein Bedenken, einander ihre Blöse zu zeigen. Der Gedanke kömmt ihnen gar nicht bei, daß hierinn etwas Unanständiges liege. Bei ihren häuslichen Geschäften und im Sommer bei der Feldarbeit sind Weiber und Mädchen gewöhnlich mit sonst nichts als mit einem groben und oft noch dazu zerrissenen Hemde bedeckt, das kaum bis über die Kniee reicht und über den Hüften umgürtet ist. Den dünnen Rock, den sie ja noch zuweilen darüber anhaben, schlagen oder schürzen sie forn in die Höhe. Alles dies ist nun eben nicht dazu geeignet,

net, die Schaamhaftigkeit zu befördern. Unzucht und wollüstige Spiele halten sie daher auch für nichts Sündliches oder Unerlaubtes, wenn daraus nur keine Schwangerschaft entsteht. Und hierin werden sie nicht selten durch das erhabene Beispiel ihres gnädigen Herrn selbst bestärkt, der sich nicht entblödet, jedes hübsche Bauernmädchen zu seiner Beischläferinn zu erwählen, und sie oft, wenn sie sich nicht gutwillig dazu entschließt, durch Drohungen und Strafe dazu zwinget. Mir ist ein Beispiel bekannt, daß ein gewisser Herr von P...., ein Erzsybarit und Wollüstling, seine Gemahlin mit dem Pistol in der Hand zwang, ihm das Licht zu halten, während er eine Bauerndirne in ihrer Gegenwart defloricte. Ein anderer sagte zu seinem Verwalter, der ihm gestand, daß er ein Bauernmädchen geschwängert habe, sie aber zu zu ehelichen, keine Lust besitze: „O das ist bei mir so gut, als wäre Er auf den Abtritt gegangen. Es hat nichts zu sagen, ich gebe dem Mädchen eine Kuh, und drohe ihr bei dreißig Paar Ruthen *) nichts zu sagen. Einen Kerl für

*) Ruthenstreiche sind eine gewöhnliche Strafe in ganz Ehst- und Liefland. Sie werden gemeiniglich auf den Hintern, seltener auf den Rücken gegeben, entweder mit einem Bündel von frischen Birkenzweigen, welches Kinderruthen

für sie will ich schon finden, der sie nehmen muß. Da sei Er ganz ruhig und laß Er mich sorgen, es soll nichts herauskommen. Das sind ja Kleinigkeiten." —

Durch diese Beispiele und eigne Lüsternheit verführt, fröhnen sie, vornehmlich das ledige Volk, ohne Scheu der Venus. Ein Mädchen in den Armen eines Jünglings zu finden, ist daher bei den Ehsten keine Schande. Sie sagen, das sei ja so der Gebrauch und gar nichts Böses. Der Schwangerschaft sollen sie oft — relata refero, — durch eine schändliche Onanie ausweichen. Und auch diese hat bei ihnen eben nicht sogar viel zu bedeuten. Manche treiben die Frucht mit Quecksilber ab, wenigstens erzählte mir ein Prediger, daß unter dem Gute Riesenberg ein junger Ehste seinem Mädchen, das sich von ihm schwanger fühlte, dieses Mittel gerathen, und wirk-

then heissen, oder noch gewöhnlicher mit zwei langen und starken Spitzruthen von Birken, welche nach jedesmaligen zwei oder drei Hieben weggeworfen und mit frischen gewechselt werden. Zehen Paar Ruthen sind also 30 Hiebe auf den entblößten Rücken oder Hintern des Unglücklichen, mit immer beim dritten Hiebe wechselnden zwei Ruthen, und 30 Paar sind 90 Hiebe mit zwei Ruthen. Sie zerfleischen oft bis auf die Knochen.

wirklich beigebracht habe, so daß das Kind, weil es schon reif gewesen, ganz blau zur Welt gekommen sei. Auch dies Volk kennt also schon die schändlichen Mittel zur Abtreibung oder Ertödung der Leibesfrucht! — Die wenigsten Aeltern kränken sich, wenn ihre Töchter geschwächt wird. Weit entfernt, sich daraus ein großes Herzeleid zu machen, melden sie es ganz ruhig dem Prediger und Edelmann. Einige, besonders schon etwas bejahrte Dirnen, halten sich es sogar für eine Schande, wenn sie sich so verachtet sehen, daß sich noch nie ein junger Kerl zu ihnen gelegt hat; und manche, um nicht ausgelacht oder verachtet zu werden, wendet alle ihre Kunstgriffe um Reize an, einen jungen Burschen willig zu machen, daß er ihr des Nachts Gesellschaft leiste, damit man nur von ihr sagen könne: ey sieh doch, diese hat auch einen Liebhaber. — Mit Deutschen oder Russen der Wollust zu pflegen, ist ihnen verächtlicher als mit ihres Gleichen, denn bei den letztern ist doch Wahrscheinlichkeit da, daß der junge Ehste sie heirathen werde, im Fall daß eine Schwangerschaft sichtbar wird, bey jenen fällt aber alle Hoffnung hierzu weg. Doch schlagen sie es bisweilen, wenn ihnen der Antrag geschieht, gegen einen oder etliche Rubel, und wenn vielleicht eben periculum in mora ist, auch nicht aus. — Oft, wenn man sie zusammen findet, versichern

sie, daß sie gar nichts Unrechtes vornähmen, sondern blos zur Gesellschaft bei einander gewesen wären. Hinterher aber bei entstandenen Zwistigkeiten, gestehen sie dennoch, daß sie schon mehrere Jahre einander beygewohnt hätten, ohne daß eine Schwangerschaft erfolgt wäre. Wird diese auch ja sichtbar und entdeckt, so legen sie ihren jungfräulichen Kopfputz, ihren sogenannten Perk *) ab, vertauschen ihn mit einer Weiberhaube, und werden alsdann Emmand, Weiber, genannt, nicht wie bei uns, Frauen, ehstnisch Praua, denn so heißen blos die Deutschen verheiratheten Frauenzimmer, vorzüglich die adlichen Damen. Man hat mir versichert, daß nicht selten altgewordene Dirnen Unzucht und Schwangerschaft auf sich bekannt haben, nur um eine Haube, dieses Ehrenzeichen der Verheiratheten, tragen zu dürfen und

*) Ist eine schmale Kopfbinde, mit der sie das Haar auf dem Scheidel umbinden. Wohlhabendere, besonders Hofsmädchen und solche, die in der Stadt dienen, nehmen dazu Pappe, überziehen sie mit Taffent oder Atlas, setzen sie wie ein Kaskett auf, und zieren sie mit bunten Bändern, die hinten über den Kopf in die Luft flattern. Es sieht recht artig aus, und giebt einem hübschen rothwangigen Mädchen einen besondern Reiz.

und Weib zu heißen. Sie ſchlagen ſo zwei Fliegen mit einer Klappe, einmal entgehen ſie dem ihnen widerlichen Titel einer alten Jungfer, und zweitens werden ſie dadurch von der beſchwerlichen Hofsarbeit frei, weil ſie als Weiber nicht leicht Hofdienſte und Frohnen thun dürfen. Aus dem letztern Grunde wünſcht ſich daher manche ein uneheliches Kind. Ihre Hochzeiten, die Vorbereitungen dazu, die ſonderbaren, oft wunderlichen Ceremonien vor, bei und nach demſelben, erzähle ich an einem andern Orte.

Alles dies gilt jedoch nur von dem jungen Volke. Verheirathete ſind dergleichen Ausſchweifungen nicht ergeben, und ich wüßte mich bei aller Aufmerkſamkeit keines einzigen Beiſpiels zu erinnern, daß ein Gatte dem andern untreu geworden wäre. Eheliche Treue iſt ihnen heilig, und das Ehebett halten ſie unbefleckt. Die Ehſtin liebt ihren Mann mit aller Anhänglichkeit, und dieſer ſchätzt und vertheidigt ſie bei jeder Gelegenheit, beſonders wenn ſie eine fleißige Arbeiterin iſt. Heirathen in nahe Blutsverwandſchaft verabſcheuen ſie; aber eine Geſchwängerte wird oft, auch wohl an einen andern als den Beſchwängerer, verheirathet, nur muß ſie nicht im Rufe ſeyn, daß ſie mit einem Ruſſen oder Deutſchen, auf den ihr tiefſter Haß, mit bitterm Abſcheu verbunden, ruht, zuſammen gehalten habe, denn eine ſolche bekommt, wenn die Sache an den Tag käme,

nie

nie oder nur sehr selten einen Mann. Daher meiden sie auch den Beischlaf mit diesen so viel als möglich, (es müste denn ihr Geld sie blenden,) weil sie sich von ihnen, als die weiter nichts darnach fragen, eher eine Schwangerschaft besorgen, als von einem ihres Gleichen, gegen welche sie gleich bereitwillig sind, und weil sie keine Aussicht haben, jene heirathen zu können. Man weiß unter ihnen Fälle, daß schon dreizehenjährige Mädchen unkeusche Umarmung gesucht und auch genossen haben; sechzehenjährige werden oft, wenn sie hübsch sind, fleißig arbeiten und etwas mehr als andere haben, verheirathet. Ueberhaupt scheint ihnen der Beischlaf etwas so Unbedeutendes und Gleichgültiges, daß sie sich nicht entblöden, ihn auch dann und wann in Gegenwart anderer zu verrichten, wenn es nur Personen aus ihrem Volke, ihre Mitbrüder und keine Deutschen oder Russen sind. Gegen diese, als Fremde und ihre Beherrscher oder vielmehr Unterdrücker, äussert sich ihre Schaamhaftigkeit noch einigermaaßen, die ihnen sonst unter ihres Gleichen ganz unbekannt ist, wenn anders hiebei nicht vielmehr Furcht als Scheu zum Grunde liegt. Hofsdomestiken, die durch das bessere Leben und durch den Müssiggang geiler werden, opfern der Wollust noch häufiger als die Ehsten in den Dörfern.

So

So selten, wie ich oben bemerkt habe, bei ihnen der Kindermord ist, so hat doch dieses unnatürliche Verbrechen hier und da Wurzel gefasset. Von Obrigkeits wegen ist alles geschehen, was zu dessen Hemmung etwas beitragen kann. Die weisesten Gesetze, die mildesten Mittel und gelindesten Strafen sind deswegen eingeführt, die Prediger machen sie den Bauern bekannt, ermahnen, warnen; allein es fruchtet dies doch nicht allemal. Wenn gleich auf Unzucht und Schwängerung nur eine sehr mäßige Strafe durch bürgerliche Gesetze gesetzt ist, — denn verheirathete Standes- und wohlhabende Personen zahlen 4 Rubel, unverheirathete 2; geringere und unbegüterte Bürger und Bauern beiderlei Geschlechts geben nur einen, und die unverheiratheten gar nur einen halben Rubel; die Ruthenstrafe und Kirchenbuße sind schon längst abgeschafft: — so hört man dennoch, wiewohl höchst selten von Kindermörderinnen. Der Nahme Hure führt bei ihnen eben keine Schande mit sich, und dergleichen Personen werden, wie ich schon gesagt habe, wenn sie sonst fleißig und arbeitsam sind, gar leicht und ohne Bedenken verheirathet. Die bürgerlichen Strafen, welche auf das Verbrechen des Kindermords gesetzt sind, vor dem schon Natur und Religion sie warnt, und die mehrentheils in Knute, Brandmarke oder 40 Paar Ruthen mit Verbannung in die Nertschinskyschen oder Koliwanschen Bergwerke bestehen, wissen sie. Die gewöhnlichen Quellen die-

dieſes Verbrechens, Schande, Spott, Mangel und Verachtung, fallen bei ihnen weg, vorausgeſetzt, daß der Erbherr der Gefallenen ſich ihrer annimmt und ſie mit ihrem Kinde ernährt, das heißt, ihr eine Kuh und ein Stück Land giebt. — Nur alſo in dem Falle, wenn der Erbherr hart und grauſam genug iſt, der armen Unglücklichen ſeine Hülfe zu entziehen, iſt ſie eine Verlaſſene und fällt auf den ſchrecklichen Entſchluß, ihrem und ihres Kindes Elende ein Ende zu machen. Jenes geſchiehet jedoch ſehr ſelten, denn der Edelmann bekommt ja einen Arbeiter mehr. Weit entfernt alſo, aus Edelmuth und Menſchenliebe die Gefallene zu unterſtützen, thut er dies vielmehr aus Eigennuz und ſeines Gewinnes wegen. Auſſerdem aber iſt ein ſolches unglückliches Mädchen verlohren. Denn ſowohl Bauern- als Hofmägde bekommen ſtatt des Lohns für ihre ſaure Dienſte weiter nichts als nothdürftige Nahrung und Kleidung. Beide reichen kaum für ſie hin, vielweniger für ſie und für ihr Kind. Nur drückende Armuth alſo und die Furcht, daß die Geſchwächte bei der Laſt der Kinderwartung nichts verdienen, und nun nebſt ihrem Kinde hülflos darben werde, kann den wider alles mütterliche Gefühl ſtreitenden Entſchluß der Ermordung einflößen. Ein armes Mädchen mit einem Kinde, das ihr eigener Herr verſtoßen hat, verlangt niemand, weil ſie in ihrer Arbeit gehindert wird.

Der

Der Verdienst durch Handarbeit ist klein und ein schwaches Kind schwer unter zu bringen; es giebt in Ehstland keine Findelhäuser; das Aussetzen kennt die Hülflose nicht, oder überläßt es witzigern: wo soll sie hin? wo für sich und für ihr Kind Unterhalt hernehmen? Barmherziger Gott! Die Verzweifelung giebt ihr den unseligen Gedanken ein, sich mit einemmale dieser lästigen Bürde zu entledigen. — Daß dieß der wahre und vielleicht auch einzige Grund von dieser unnatürlichen und pflichtwidrigen That sei, hat die Erfahrung gelehrt. Ein geschwächtes Mädchen brachte nicht ihr erstes, wohl aber ihr zweites Kind um, weil, wie sie bei der Untersuchung selbst gestand, der befürchtete Mangel ihr diesen grausamen Entschluß eingab, und die Vorstellung, daß keine Herrschaft eine Magd mit zwei Kindern nehmen würde, ihn zur Reife und Vollendung brachte. Man hat zwar auch in Ehstland dieses Unheil durch obrigkeitliche Verordnungen und andere Verfügungen zu hemmmen gesucht, die aber doch nicht immer den gehofften Erfolg gehabt haben. Milde und Einschränkung der schweren Strafen bei den Ausschweifungen des Geschlechtstriebes, in dem Falle, wenn ein Mädchen Mutter wird, sind immer noch am wirksamsten befunden worden.

Hat einer eine Dirne beschwängert und die Sache wird bekannt, ohne daß jener Lust hat, die Geschwächte zu ehelichen, so suchen ihn seine Verwands

wanden und der Prediger durch die Gebote des Mosaischen Gesetzes, durch die Vorstellung der Ersparung der Strafgelder und andere Vorspiegelungen, worunter besonders gewisse Vortheile und das Mein und Dein gehören, zu bewegen, die Entehrte zu heirathen. Können sie dadurch nichts ausrichten, so erinnern sie ihn an die Pflicht eines Vaters, für sein Kind zu sorgen, weil sonst die unglückliche Mutter dreifach gestraft würde, nämlich an Geld, durch die Schande, und durch die Last der Kinderwartung und Erziehung. Weil sie aber keine zwingende Macht haben, so suchen sie den Herrn des Guts zu bewegen, um seines eigenen Gewinns willen, damit er nicht durch ein Verbrechen zwei Menschen verliere, dem Thäter zu befehlen, entweder die Geschwängerte zu heirathen, oder ihr zu ihren und ihres Kindes Unterhalt von seinem Lohne etwas an Geld oder Korn abzugeben. Solche, welche wissen oder auch nur hoffen dürfen, daß man für ihren Unterhalt sorgen werde, daß sie einen Mann oder doch eine Unterstützung bekommen, und so wenigstens nicht ganz hülflos bleiben, werden gewiß ihre Schwangerschaft bei Zeiten, entweder ihren Verwandten oder dem Prediger entdecken, und nie auf den Gedanken gerathen, ihre Frucht umzubringen. Man höret daher, wie ich schon gesagt habe, nur äusserst selten etwas vom Kindermorde, und es giebt ganze Gegenden, wo der Nahme einer

Kin-

Kindermörderin völlig unbekannt ist. Uebrigens ist es bei den Ehsten ganz etwas Gewöhnliches, und scheint schier in der Regel zu seyn, daß sie vor der priesterlichen Trauung einander bereits ehelich beigewohnt haben, welches gemeiniglich dann zu geschehen pflegt, wann sie zum zweitenmale Branntewein trinken, das bei ihnen eine Art der Verlobung ist. Denn alle Heirathen werden bei ihnen durch das, was ihnen das Liebste ist, durch Branntewein, geschlossen. Dieser ist gleichsam das Verlobungsgetränk. Der Freier bringt etliche Maas davon zu das Haus seiner Geliebten, und statt der Ansprache bietet er ihr und ihren Aeltern ein Glas von diesem ihren Lieblingsgetränke. Nimmt es das Mädchen und ihre Aeltern an, so hat er das Jawort erhalten, man giebt sich die Hände und der Vertrag ist geschlossen. Gemeiniglich nehmen sie diese Handlung zur Abendszeit oder in der Nacht vor, und wollte sich dann ein Mädchen einfallen lassen, ihr gegebenes Wort zurückzunehmen, so müßte sie besondere Reize oder vorzüglichen Fleis und Vermögen haben, wenn sie so bald wieder einen Freier bekommen sollte. — Nach dem Jawort, oft auch erst nach der priesterlichen Verlobung, wohnen sie einander schon ehelich bei. Nach der Aerndte gegen den Herbst zu, (wo sie die meisten Hochzeiten machen, weil sie da zu schmausen haben,) gehen sie zum Edelmann, zeigen ihm ihre Versprechung an und bitten

ten

ten um seine Einwilligung. Die dabei üblichen Gebräuche erzähle ich an einem andern Orte. Sie erhalten darauf einen Erlaubnißschein, den sie dem Prediger bringen, welcher sie sodann proklamirt. Wird eine vor der Hochzeit geschehene eheliche Beiwohnung bekannt und erwiesen, so müssen beide an die Kirche einen Rubel zahlen. Verheelt die Braut ihre Schwangerschaft, so daß diese erst hinterher bekannt wird, und läßt sie sich als eine Jungfer im bloßen Bandaufsatz, mit unbedecktem Kopfe aufbieten und trauen; so muß sie noch ausserdem für den gemißbrauchten keuschen jungfräulichen Brautschmuck zwei Rubel an die Kirche zahlen.

Das heidnische Laster der Sodomiterei hat noch nicht ganz ausgerottet werden können. Noch immer werden einzelne, sowohl ledige als verheirathete Mannspersonen, desselben überführt. Vor mehrern Jahren war bei einem Landgerichte ein Ehemann als Sodomit unter Inquisition. Ein anderer wurde sogar, als er eben erst von seiner Frau weggegangen war, der er ehelich beigewohnt hatte, über diesem Laster mit einer Ziege ertappt. Man sage, was diese zu solcher Schandthat verleitet habe? Im Jahre 1790 trieb es einer im Testamaschen Kirchspiele lange Zeit mit seiner Stute und saß nicht lange in Pernau verhaftet, als er seine Strafe erhielt, die in 40 Paar Ruthen und Verweisung nach Sibirien

Birien oder Nertschinsk und Kolliwan besteht. Während der Amtsführung des vortreflichen Probsts Glanström im Kirchspiele Michaelis bekam auch ein Sodomit seine Strafe. Der Prediger fragte ihn, wie er doch auf ein so unnatürliches Laster gefallen sei? Der Verbrecher antwortete: „er habe einst einen Sodomiten öffentlich abstrafen sehen. Da habe er gedacht, ein Laster, um dessen willen ein Mensch einen so großen Schmerz erdulde, von dem er voraus wußte, daß er auf die Begehung jenes Lasters, sobald es bekannt würde, unausbleiblich erfolge, ein solches Laster müsse einen doch wohl, durch seinen Reiz und das Vergnügen, welches es mit sich führe, für jene Schmerzen hinlänglich entschädigen, worauf er auch den Versuch gemacht habe". — Das war der Fall, von dem Paulus sagt: ich wußte nichts von der Sünde, sondern nahm vom Gesetze Veranlassung zum Bösen; und Horaz: Nitimur in vetitum cupimusque negata. Durch die öffentliche Abstrafung lernte der Mensch das Laster der Sodomie erst kennen. Sind also Exekutionen ein Mittel, die Menschen von Verbrechen zurückzuhalten? Diese Erfahrung wenigstens beweist fürs Gegentheil. — Ein Pastoratsbauer *) aus dem

Kir-

*) Viele Prediger, besonders in großen Kirchspielen, haben ihre eigenen, zu den Pfarrlän-

Audernschen Kirchspiele, welcher dem Herrn Pastor Kornrumpf gehörte und mit einer Stute Sodomiterei getrieben hatte, wurde 1792 öffentlich am Kirchenpranger gepeitscht. Man hatte ihn alle Morgen mit dem Pferde wegreiten sehen. Die Bauern wurden aufmerksam, schlichen ihm nach und belauerten ihn hinter einem Busche, wie er eben die schändliche That verübte. — Ein anderer, erst 17 Jahr alt, der zum Gute Nurms gehörte, sündigte mit einer Kuh. Laut dem von Niederlandgerichte in Baltischport publicirten Urtheil bestand seine Strafe in 40 Paar Ruthen, Kirchensühne und öffentlicher Arbeit auf zwei Jahre. Die Kuh mußte aus der Gegend, um ärgerliche Gedanken zu verhüten, fortgeschafft werden. Die Exekution geschah an drei verschiedenen Sonntagen hinter einander. Am ersten bekam er 13 Paar Ruthen, acht Tage darauf eben so viel, und den dritten Sonntag 14 Paar. Ich sah den Inquisiten, welcher am Fuße in einen Block geschlos-

sen

Ländereien gehörigen Erbbauern, die ihnen so gut Frohndienste thun und Abgaben entrichten müssen, wie die Leibeigenen dem Edelmanne. Solche nennt man in Liefs- und Ehstland Pastoratsbauern, zum Unterschied von Guts- und Kronbauern.

sen war. Er hatte die That gleich gestanden und Reue gezeigt. Ich könnte mehrere Beispiele, die ich bei einem zwölfjährigen Aufenthalte in Rußland erlebt habe, anführen; allein ich decke den Vorhang über diese schmuzigen Geschichten, und bemerke nur noch, wie oben bei dem Laster der Trunkenheit, daß dieses Verbrechen bei den Ehsten von einer gelindern Seite zu beurtheilen ist als bei andern gesittetern Nationen. Die Prediger ermahnen und warnen, sind aber auch oft so unvorsichtig, in der Kirche mit Schauder und Entsetzen von einem Laster zu reden, das sie kennen lehren, indem sie es nennen und dafür warnen. Eine Veranlassung dazu liegt auch wohl in dem häufigen Umgange der Bauern mit ihrem Viehe. Von Jugend an sehen sie das Begatten desselben; nicht nur als Kinder bis zu den Jahren, da sie arbeitsam werden, bringen sie den ganzen Sommer hindurch mit dem Vieh auf der Weide, und den Winter bei der Wartung des Viehes in Ställen zu; sondern ihre größte Beschäftigung überhaupt ist nebst dem Ackerbau die Viehzucht. Das Begatten der Thiere geschiehet vor ihren Augen, und es giebt Leute, die ihre ganze Lebenszeit hindurch Viehhüter sind. Ihre Sinnlichkeit wird rege, die feinern Gefühle schlummern oder sind abgestumpft, und ihr Begehren geht blos auf den Genuß der gröbern Wollust. Ihre eigene, säuische, ich möchte fast sagen, viehische Lebensart,

da

da sie im Winter das Vieh oft in und allemal bei der Stube haben, kann sie in einen vertrautern Umgang mit demselben bringen, als es Natur und Religion erlauben. —

Hiezu kömmt der Mangel an gehöriger Ausbildung ihrer Vernunft und ihres Geschmacks, die Vernachlässigung der allermeisten in dem Unterrichte des Christenthums, und in der Vorstellung und Ueberzeugung von der Abscheulichkeit und Strafwürdigkeit dieses Verbrechens, welches alles dazu beiträgt, ihre gröbere Sinne dafür empfänglich zu machen, aber eben deshalb auch dem Verbrechen einen mildern Anstrich und ein weniger strafbares Ansehen giebt. Ein rüstiger junger Ehste, wenn er mit seinem Viehe allein, an einem angenehmen Tage die Reize der Natur, obgleich nur bäurisch dumm, aber doppelt stark, empfindet, kann sich leicht zur Löschung eines Triebes durch Laster zum Thiere erniedrigen. Aber er kömmt doch des Mittags und Abends nach Hause. An Gelegenheit, seine Lüste zu sättigen, fehlt es ihm nie, da überall mitleidige Dirnen genug mit ihm gleichstarke Empfindung und Trieb zum Genuß des andern Geschlechts haben. Hofsbediente, die durch Müssiggang und gute Tage zwar wollüstig werden, aber immer eben so wollüstige Phrynen zu ihrer Absicht willig finden, haben doch wohl gar keinen Anlaß zur Sodomiterei, und doch traf man einst einen, der im Hofspferdstalle

dieſelbe zu begehen, im Begriffe war. Wollte man auf die Vermuthung fallen, daß die Furcht, durch Beiſchlaf eine Schwangerſchaft zu bewirken, welche die Anverwandten der Dirne durch Drohungen, Haß oder Verfolgung rächen möchten, den laſterhaften Vorſatz, ſich zum Viehe zu halten, erregen könne; ſo habe ich ſchon dagegen erinnert, daß Kerle und Dirnen ohne Naturforſchung, durch eine Art von ſchändlicher Onanie der Schwangerſchaft auszuweichen verſtehen. Der Sodomiterei überführte Inquiſiten ſetzen ihre Dummheit, oder die Anreizung des Teufels, (eine gewöhnliche Sprache der Einfalt bei ihren unerklärlichen böſen Trieben,) zur Urſache ihres Verbrechens. Alles dies zuſammen genommen beweiſet, daß man die allgemeine Veranlaſſung zu dieſem, wie zu andern Laſtern, in dem unkultivirten rohen Zuſtande, in der zu viehiſchen Sitten gewöhnten Lebensart, alſo auch hier, wie überall, in dem Grundverderben Lief- und Ehſtlands, in der entehrenden Sklaverei der Bauern, zu ſuchen habe. Doch iſt dieſes abſcheuliche Laſter nur in einigen Kreiſen herrſchend. Immer mögen die Ehſten ſich täglich mit ihrem Viehe beſchäftigen, man wird nur wenige Sodomiten finden, darunter noch der gröſte Theil vielleicht in abgelegenen Streugeſinden aufwuchs. Bei der jetzt verbeſſerten Schulverfaſſung, öftern Katechiſationen und fleißigern Hausbeſuchen der

Prediger wird dieſes Laſter hoffentlich bald ſeltener werden; mit einemmale läßt es ſich nicht ausrotten. Bauern, die mit Deutſchen umgehen, fleißig die Kirche beſuchen, und das Leſen verſtehen, haben weit beſſere Begriffe als die übrigen. Wenn ſich unter der jetzt heranwachſenden Generation noch einzelne Sodomiten finden ſollten; ſo ſind es gewiß nur ſolche von der Natur ganz verwahrloſete und in aller moraliſchen Bildung verſäumte Geſchöpfe, die an Dummheit an das Vieh gränzen, oder durch Bosheit den Furien gleichen. Auch in manchem andern Lande, nicht nur da, wo Unwiſſenheit herrſcht, ſondern auch wo der beſte Unterricht ertheilt wird, giebt es noch einzelne Sodomiten.

Haß, Tücke, Widerſpenſtigkeit, Falſchheit und Empörung gegen ihre natürlichen Feinde und Unterdrücker, die Edelleute, und das häufige Entlaufen aus ihren Dienſten, ſind ſehr gewöhnliche Erſcheinungen, die in dem Drucke und in der harten Sklaverei, welcher dies arme Volk unterworfen iſt, ihren Grund haben. Sobald ſich ihnen ein Schimmer von Hoffnung, frei zu werden, ja auch nur die Ausſicht, der Gewalt einer Herrſchaft zu entkommen, zeigt; werden ſie ſtörriſch, trotzig und ungehorſam. Im Winter laufen ſie gern auf dem Eiſe über den Finniſchen Meerbuſen nach Finnland, und ſuchen bei den Schweden eine Freiſtätte als

Arbeiter oder Soldaten. Im Sommer rudern ihrer mehrere oft auf einem kleinen Nachen auf und davon hinüber nach Finnland. Kein Jahr vergeht, da nicht bald auf diesem, bald auf jenem Gute unter den Bauern ein Aufstand gegen den Gutsherrn geschieht, wobei schon mancher seinen Tod gefunden hat. Es darf aber nur eine halbe Kompagnie Russen gegen sie vorrücken, so ist ihr Muth dahin, und sie kriechen wieder unter das alte Knechtschaftsjoch. Am meisten ist ihrem Hasse und ihrer Mordsucht der Verwalter des Guts, (in Ehstland der Amtmann genannt,) ausgesetzt, weil dieser sie gemeiniglich, oft wider Wissen und Willen des Herrn, am grausamsten behandelt; ich weiß daher in einer Reihe von 10 und mehr Jahren, gegen acht Beispiele von gewaltsamer Ermordung adlicher und unadlicher Tyrannen. Schon die ältere Geschichte dieses Volks liefert häufige Beispiele, wie sie sich in zahlreichen Haufen gegen ihre Herren empört haben. Befreiung vom Joche des Adels, Besitz ihres Landes, Freiheit, (obgleich sie für diesen Begriff in ihrer Sprache kein Wort haben, denn sie nennen sie priti, welches aus dem Deutschen genommen ist,) ist ihr höchster Wunsch, ihr Triumph und Losungswort. Es sind wohl kaum 20 Jahre her, als ein solcher Empörer im Rigischen auftrat, der sich einen großen Anhang machte,

und einer in der Kirche mit angehörten Predigt zufolge, worin der Prediger von der christlichen Freiheit gesprochen, und sich vielleicht etwas zu unvorsichtig ausgedrükt hatte, die Leute aus der Bibel lehren wollte, daß die Menschen frei wären, und im neuen Testamente alle Knechtschaft aufgehoben sei. So sehr er in Thesi recht hatte, so unrecht behielt er in Praxi. Denn einige Kompagnien Russen bewiesen dem aufrührischen Haufen durch Erschiessung etlicher von ihnen, daß allerdings die Knechtschaft noch bis auf den heutigen Tag gelte, und die Menschen noch nicht so frei wären, wie sich einige Thoren einfallen ließen, es zu wähnen. Einzelne Beispiele habe ich schon im ersten Theile angeführt, hier folgt noch eine kleine Nachlese.

Auf dem Gute .... wurde der Baron von Löwenwolde des Nachts im Bette ermordet, seine besten Effekten fortgeschaft, und der Haupsthäter, ein Domestike, der sie nach Petersburg in Sicherheit bringen und dort verkaufen wollte, bei Narwa erwischt und verhaftet. Er gestand, daß blos bitterer Unwille über eine erduldete Bestrafung ihn zu der That verleitet habe. — Ein anderer, Graf von Tiesenhausen, wurde ebenfalls in seinem Bette von einem seiner Bedienten jämmerlich ums Leben gebracht. Der Böswicht legte zuerst Feuer unter das Bett, und als dieses nicht zündete, nahm er eine eiserne

Stange

Stange, dergleichen man zum Einbrechen braucht, und stieß sie seinem Herrn durch das Herz, der doch allgemein das Lob eines gerechten, und gegen seine Bedienten nachsichtsvollen Mannes hatte. — Auch eine Dame wurde einst auf W. in der Nacht von drei ihrer Erbmädchen, die sie zur Aufwartung bei sich auf der Stube hatte, im Bettzeuge erstickt. Die Mädchen hoben sie hernach, als sie tod war, auf einen Lehnstuhl und setzten ihr Thee vor, damit man glauben sollte der Schlag habe sie gerührt. Aber als sie zum Verhör gebracht wurden, gestanden sie die That. — Daß auf dem Gute Fegefeuer ein Major von Handwich, ein arger Placker seiner Bauern, von diesen im Felde erschossen worden, habe ich bereits im ersten Theile erzählt. — Wenn man aber auch nicht so viele Beispiele davon anführen kann, daß sie sich an ihrem Herrn selbst vergriffen haben; so finden sich dafür desto mehrere, daß strenge Verwalter ihrer ganzen Wuth und Rache ausgesetzt gewesen sind. Diese haben beständig das Schlimmste zu fürchten und alle Ursache, auf ihrer Hut zu seyn. Sechs Ehsten fielen einst über einen solchen harten Aufseher her, hieben ihm den Kopf ab, giengen damit auf den Hof, und warfen ihn der gnädigen Frau vor die Füße, mit den Worten: „Da hast Du deines Amtmanns Kopf! „strafe uns nun, wie Du willst, wir haben

„un-

„unſere Brüder von dem Ungeheuer befreiet". — Auf Kechtel ſchlugen am Aerndtefeſte 1789 acht Ehſten ihren Auſſeher des Abends zwiſchen 10 und 11 Uhr im Bette tod, ließen ſich hernach willig greifen und in die Bergwerke verſchicken, weil ſie nach ihrer Meinung ihre Brüder gerächet hätten. Ein klägliches Beiſpiel erfuhr ich gleich im zweiten Jahre nach meiner Ankunft im Lande, welches ſich auf dem Gute Kunda ereignete, wo einige zwanzig Bauern ihren nach ihrer Meinung zu harten Amtmann, (Verwalter, Disponenten,) lebendig in Stücken zerſchnitten. Die Rädelsführer bekamen die Knute *) bis zum Tode,

*) Knute heiſt nach dem Ruſſiſchen eigentlich jede Peitſche. Beſonders aber verſteht man darunter eine ganz eigene, zur Beſtrafung großer Verbrecher beſtimmte Peitſche, die aus einem dicken Riemen von Juchtenleder beſteht. Die Stärke des untern Theils macht ihn auf einer Seite einem Peitſchenſtiele ähnlich; der obere Theil aber läuft ganz fein und ſpitzig zu, und endigt ſich in eine ſeidene oder hänfene Schnitze. Mit derſelben wird der Verbrecher, nachdem er mit entblößtem Rücken auf einen ſchräg ſtehenden Block, oder auf ein Bund Stroh gebunden worden, und er von zween Kerlen noch beſonders gehalten wird, von dem Knutenmeiſter längſt dem Rückgrad herab gehauen,

Tode, die andern wurden gebrantmarkt und auf öffentliche Arbeiten geschickt. — Auf dem Gute Torgel, drei Meilen von Pernau, erschlugen an der Strafe vier Bauern im Jahre 1792 ihren tyrannischen Amtmann. Diese, fremde Läuflinge, (aus ihres Herrn Dienste und Gebiete entwichene Flüchtlinge,) waren von dem ganzen Gebiete gedungen und lauerten im Walde auf ihn, als er eben die Aufsicht beim Pflügen hatte. Weil er ein handfester starker Mann war, fielen sie ihn von hinten an, da er eben mit dem

hauen. Dieser tritt drei Schritte hinter den Missethäter und haut jedesmal im Sprunge, um dem Streiche einen desto stärkern Zug zu geben. Diese Leute sind so geübt, daß sie 10, 20 und mehrmalen eine Linie treffen. Versteht einer sein Handwerk gut, und weiß er der Knute den rechten Schwung zu geben, so springt die Haut und das Fleisch, wie von Messern zerschnitten, aus einander, und das Blut dringt häufig hervor. Oft erfolgt dies schon auf den ersten Hieb, gewöhnlich beim dritten. Bei dem fünften und sechsten Hiebe berstet das Rückgrad entzwei, und der Unglückliche fällt todt herab. Ein starker Kerl hält bisweilen funfzig und mehr Hiebe aus, ohne zu sterben, je nachdem der Knutenmeister schwächer schlägt.

dem Rücken nach dem Walde zu am Wege saß, schlugen ihn mit dicken Prügeln erst auf den Kopf, nachher die Beine morsch entzwei und sofort vollends tod. Einige der Mitschuldigen wurden ergriffen und zu Tode geknutet.

Alle diese Ausbrüche von Wuth, Ungehorsam, Widersetzlichkeit und Empörung würden wegfallen, wenn man dem Volke seine Freilassung gewährte, oder auch nur die Macht ihrer Gewaltigen in engere Gränzen einschränken würde, daß der Zorn derselben nicht mehr nach Willkühr Ruthen, Karbatschenstreiche und Frohndienste verhängen dürfte. Denn dieses Murren und gewaltsame Zerbrechen oberherrlicher Gewalt findet meistentheils nur auf privaten Gütern und bei solchen Elenden Statt, die unter der eisernen Peitsche tyrannischer Despoten stehen und aufs äusserste gebracht worden sind. Es giebt dagegen, — zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, — auch viele, ja bei weitem die meisten, welche ihrem gerechten, milden und gütigen Herrn mit aller Liebe und Treue zugethan sind, auch wohl ihr Gut und Blut, ja selbst ihr Leben für ihn lassen. Im Fellinschen Kreise war ein gewisser Herr von B . . . genöthiget, Schulden halber sein Gut zum Verkauf anschlagen zu lassen. Kaum hörten dies seine Bauern, welche ihn als einen billigen und wohldenkenden Mann über alles, wie Kinder ihren Vater liebten, und nach ihm vielleicht,

leicht, wer weiß es, welchem Nero oder Kaligula in die Hände zu fallen fürchteten; als sie einige Deputirte aus ihrer Mitte ernannten, und bei ihrem Herrn anfragen ließen, warum er sie, ihr Vater seine Kinder, verlassen und verkaufen wolle? — Als er ihnen seine Lage gestanden hatte, fragten sie weiter, wie hoch sich seine Schulden beliefen? „Das frommt euch nichts, „Kinder, es zu wissen, ihr könnt mir doch „nicht helfen". „Wer weiß, lieber Herr, „sagt es uns, wir haben unter euch etwas vor „uns gebracht, Gott wird vielleicht Mittel und „Rath schaffen". „Und wenn ich euch sage, „daß mir unter 40,000 Rubeln nicht geholfen ist, „so seht ihr die Nothwendigkeit, mein Gut zu „verkaufen". — Die Leute zuckten die Achseln, „freilich viel, lieber Herr, aber wir „kommen wieder". Die braven Leute hielten ihr Wort und kamen wieder. Zwar war es ihnen unmöglich gewesen, die benannte Summe ganz zusammen zu bringen, aber die Hälfte brachten sie, und dem Herrn war geholfen. — Was sagen meine Leser zu diesem Zuge? — Ein reicher Edelmann, Herr von P. hatte in dem letzten Schwedischen Kriege, da bei dem anfänglichen Glück der Schwedischen Waffen die Bauern einen Aufstand erregten, eine ansehnliche Summe baaren Geldes liegen, und war wegen ihrer Sicherheit in Verlegenheit. Ein alter

ter Bauer kam zu ihm: „Herr, vertraut mir „das Geld an, ich haste mit meinem Leben für „dessen Sicherheit". Es schien weiter kein Rettungsmittel übrig; der Bauer erhielt also den Geldkasten, vergrub ihn sogleich im Walde und wich Tag und Nacht nicht von der Gegend. Die Unruhen wurden bald gestillet; die Sicherheit wieder hergestellt, und nun kehrte auch der ehrliche Alte mit seinem Geldkasten wieder zurück. Die Treue und der Diensteifer desselben erregte die Bewunderung seines Herrn, und dieser gedachte ihn zu belohnen. Er öfnete seine Schatulle, griff hinein, und reichte dem Bauer — einen Rubel. Dieser fand das Geschenk ansehnlich, weil er vielleicht eine Belohnung weder beabsichtigt noch erwartet hatte, und dankte dem großmüthigen Geber desselben tausendmal dafür. Gewiß ein seltenes Beispiel von Resignation und Sieg der Ehrlichkeit und Treue über jeden Reiz der Gelegenheit, und über jedes Gebot des Mangels. — So wollte die Natur dem gesittetern Theile des Menschengeschlechts zeigen, daß kein Volk ein Auswurf von ihr sei, sondern daß es auch unter den rohesten Nationen noch Menschen gebe, die ihr schönes Bild an sich tragen, und es noch mehr strahlen lassen würden, wenn man nicht gefliſſentlich alle Triebe zum Edeln und Guten in ihnen erstickte.

Die

Die Sprache der Ehsten hat mit keiner einzigen Europäischen, ausser der Finnischen, einige Verwandschaft. Dem Ausländer kommt sie anfänglich wegen ihrer fremden und rauhen Töne schwer an, ob sie gleich an sich wegen ihrer Deutlichkeit keine schwere Sprache ist. Wer sie lernt, hält sich im Anfange gewöhnlich an Hupels Grammatik und an die Prediger oder andere Deutsche, die sie verstehen. Zum Gebrauch für das gemeine Leben lernt man sie am besten durch den Umgang und häufiges Sprechen mit den Bauern, besonders Hofdamesilken, die gemeiniglich etwas Deutsch dabei können und zu Dollmetschern gut sind. Kandidaten und angehende Prediger benutzen die Bibel als das beste Hülfsmittel, um die Kanzelsprache sich bald eigen zu machen. Sie hat zwei Hauptdialekte, den Revalschen und Dorpatschen; der erstere wird in ganz Ehstland, auf der Insel Oesel, großentheils im Pernauischen Kreise und dem dritten Theil des Dorpatschen Kreises gesprochen; der letztere hingegen nur in 17 Kirchspielen eben desselben Kreises. Von der Armuth der Ehstnischen Sprache ist dies ein Beweis, daß man abstrakte Begriffe in ihr fast gar nicht, oder höchst selten ausdrücken kann, z. B. sie hat keine Wörter für die Begriffe von Tugend und Laster, sondern man sagt dafür: das, was gut; das was böse ist. Nicht einmal für den Begriff von Freiheit,

die

die doch ihr höchstes Gut ist, auf welches alle ihre Wünsche gerichtet sind, haben die Ehsten ein Wort, sondern sie borgen es aus dem Deutschen, priti. Vieles können sie gar nicht ausdrücken, sondern nehmen die Worte dazu aus der deutschen und andern Sprachen, als: ein Vorhang heißt Gardina; Seide Siddi, Gabel Gawel, u. a. m. und das findet sich gemeiniglich bei solchen Dingen, die der Bauer als Bauer nicht kennt, sondern erst von den Deutschen kennen gelernt und angenommen hat. Das c, f, h, und sch kann der Ehste gar nicht aussprechen. Statt Citrone sagt er daher Sitron, für Hause Aube, für Fischer Wisser, statt Stiefel Tiwel, statt es stinkt es tinkt, für Scheere Sähre. Im Sprechen mit einem andern braucht man durchgehends wie im Lateinischen oder Griechischen die zweite Person des Singular. Von dem Bilderreichen dieser Sprache mögen folgende zwei Ausdrücke ein Beleg seyn: statt, es wird Abend, sagt man im Ehstnischen; die Sonne geht zum Schöpfer zurück; für, er stirbt, braucht man häufig: er legt seine Seele Gott in die Hände. Uebrigens ist es eine rauhe und für das Gehör unangenehme Sprache, die aber, weil sie die Diphtongen einzeln hören läßt, zum Gesang und zur Musik nicht unschicklich ist. Der Ehste bedankt sich auch nicht in den gewöhn-

li-

lichen Ausdrücken: ich danke, bedanke mich ꝛc. sondern er sagt dafür: olge terwe, sei gesund; ich wünsch dir Gesundheit, langes Leben; Gott vergelte es und dergleichen. Es giebt Ausländer, welche diese Sprache zwar vollkommen lernen und grammatikalisch richtig sprechen, aber an der rechten Pronunciation und dem richtigen Accente fehlt es ihnen doch immer, woran sie auch gleich von den Eingebohrnen erkannt werden. Keine Worte hört man im gemeinen Leben im Ehstnischen häufiger als Jummal Gott, und Kurrat Teufel. Das erstere Wort, welches bey den Ehsten jetzt den Begriff vom höchsten Wesen involvirt, ist ursprünglich ein heidnischer Nahme, der ehedem bei ihnen den guten Gott ausdrückte, so wie Kurrat den bösen, womit sie jetzt den Teufel, das böse Grundwesen, benennen. Die Maulesel, für welche ihre Sprache kein Wort hat, das diese Vorstellung ausdrückt, nennen sie Christussie obbosit, des Herrn Christus Reitpferde. Wie naiv und drollicht!

Hier ist noch eine kleine Anzahl der Wörter:

Wet	Wasser	Oellut	Bier
Laiwa	Brod	Jua	Trinken
Tubba	Stube	Aknat	Fenster
Tuhl	Stuhl	Tuld	Feuer
Söema	Essen	Nuga	Messer

Sa-

Saba	Stiefeln	Büxit	Hosen
Laud	Tisch	Kübbar	Hut
Wina	Wein	Kerz	Krug
Ramat	Geld	Külm	kalt
Ohhone	Pferd	Ürmoſt	grauſam
Koer	Hund	Pannema	ſetzen
Ux	Thür	Seitama	fahren.
Kingat	Geiſt		

Einige Redensarten:

Kus ſa laehhed,	wo geheſt du hin?
Tulle ſiſſe,	komm herein,
Do mingle laas wei,	hol mir ein Glas Waſſer.
Miſſa tahhad?	was willſt du?
Kule enna mul üx paar ſukkat,	höre, gieb mir ein Paar Strümpfe.

Zur Probe auch noch ein kleines Geſpräch und ein Stück aus der Ehſtniſchen Bibelüberſetzung.

Kus minno peis on?	Wo iſt mein Bedienter?
Kerz jure,	Beim Kruge (Wirthshauſe.)
Mis ta teeb kerzes?	Was macht er beim Kruge?
Temma joob üks laas wina,	Er trinkt ein Glas Branntwein.
Jürri, Jürri, tulle, tulle, meie tahame ſeitama,	Jürge, Jürge, komm, komm, wir wollen fahren.

Bai

Bai Erra! ma laeh-hän esside kerzes laas wina wottama	Lieber Herr, ich will erst beim Kruge das Glas Branntwein mitnehmen.
Tee hermest, ja tulle warsti tekkas si. — Tulle, tulle nüd, ja seita peäl!	Mach hurtig und komm gleich wieder hierher. — Komm, komm nun und fahr zu!
Oh armas Erra, ma tulle warsti,	Ach lieber Herr, ich komme gleich.
Kus se tee laehhaeb Narwa jure?	Wo geht der Weg nach Narwa zu?
Wada üks Linnamees!	Sieh da ein Mann aus der Stadt!
Kas Erra on koddo?	Ist der Herr zu Hause?
Ei ma tean,	Ich weiß nicht.
Kule küllamees, aidama naddukke!	Hör Bauer, hilf mir doch ein wenig.
Ei ma moista mitte,	Ich verstehe es nicht.

Sirach Kap. 31. v. 32. 33.

Mis on ello winata? se on ka lodud innimeste römucks. Jodaw wiin on süddamele rööm ja hingele hea meel, kui sedda öigel aial kassinaste juakse.

— Was ist das Leben ohne Wein? dieser ist auch geschaffen zu des Menschen Freude. Mäsig getrunken erfreut der Wein Leib und Seele, wenn man ihn aber zu häufig trinkt, bringt er nur Herzeleid.

Mit

Mit der Lettischen und Russischen Sprache hat die Ehstnische nicht die geringste Aehnlichkeit oder Verwandschaft. In Absicht des Ursprungs derselben herrscht noch die größte Dunkelheit. Sie scheint weit aus Norden herzustammen, und ist vielleicht mit ihrer Schwester, der Finnischen, eine Tochter; wer weiß welcher ausgestorbenen Originalsprache in Asiens kältern Erdstrichen. Sie ist melodischer und vollkommner als die Lettische, auch etwas mehr ausgebildet, und man hat ausser der Bibel, dem Gesangbuch und Katechismus noch mancherlei aus dem Deutschen übersetzte Schriften in derselben. Sie ist den Eingebohrnen auch von den christlichen Eroberern gelassen und die Religionsbücher sind ihnen in derselben mitgetheilt worden, aus Gründen, die ich schon im ersten Theile angeführt habe, da es sonst den mächtigen Bezwingern der Ehsten etwas leichtes gewesen wäre, nach und nach überall die Deutsche Sprache einzuführen; aber aus wohlthätigen Absichten wollte man den Sklaven dieses Unterscheidungszeichen nicht nehmen, um ihnen nämlich nicht noch ein neues Joch aufzubürden, die Sprache ihrer gnädigen Herrn zu lernen.

Ihre Sprüchwörter sind vom Lokalen, von ihren Sitten, Gebräuchen und ihrer Lebensart hergenommen, folglich ohne Feinheit, Stärke, Fülle oder Reichthum an Gedanken. Sie pflegen sie eben nicht gar zu oft zu gebrauchen.

Einis

Einige der beſten führe ich an: Es hält mich niemand beim Rockzipfel, d. i. ich bin niemanden etwas ſchuldig. — Nach dem Kleide empfängt man einen und nach dem Verſtande entläßt man ihn. (Iſt aus dem Ruſſiſchen genommen.) Das Stumme (Thier, Pferd,) muß wohl ziehen, was der Unvernünftige ihm auflegt. — Des Müllers Schweine und des Verwalters Pferde ſind immer fett. — Nimm den, welcher gerne Kurzweil treibt, nicht zum Freunde. (Iſt ebenfalls aus dem Ruſſiſchen, wo es bryſhby ſi wernoſt ſchutà ne prüniwaii heißt.) — Von des Reichen Krankheit und des Armen Bier hört man weit und breit. — Manche ſind ſchwer zu errathen, was ſie eigentlich bedeuten ſollen, z. B. naſſes Land bedarf keines Waſſers, d. i. betrübe den Betrübten nicht noch mehr; ſuche keine gröſſere Hexe, als im fremden Hauſe, d. i. fremde Augen ſehen alles. — Der Froſch kommt auf den Raſen, er weiß aber nicht auf dem Raſen zu leben, d. i. der Arme kann ſich nicht in ſein Glück ſchicken, u. a. m.

Nicht viel witziger und künſtlicher ſind ihre Räzel. Die meiſten ſind von groben Zoten und Unflåthe reien zuſammengeſetzt ohne Scharfſinn und Eleganz, die ausgenommen, welche ſie von den Deutſchen gelernt und aufgenommen haben. Ich habe nur folgende davon behalten: Der Reiche

steckt es in die Tasche, der Arme, (Bauer) wirfts auf die Erde. S. v. Der Roß. — Es läuft etwas durch den Zaun und schleppt die Gedärme hinter sich her, d. i. die Nähnadel mit dem Zwirn. — Kaiser, Edelmann und Bauer essen davon, und doch kömmt es nie auf ihren Tisch: die Muttermilch. — Welches Frauenzimmer sieht hinten wie forne aus? Antwort: Anna; (denn man lese oder betrachte es vor und rückwärts, so sieht und klingt es überein.) — Es hat keine Füsse und läuft doch bis an der Welt Ende: die Wolken oder auch die Sonne. — Vier Jungfern gehen über die Brücke und weinen: ein neuer Wagen mit vier Rädern, welche quicken und knarren. Ein grauer Ochse mit einem Loche im Rücken, d. i. ein Mühlstein. — Es pflügt einer auf dem Felde, und doch ist nie eine Furche hinterher, d. i. ein Schiff auf dem Meere. — Ein rothes Hündchen bellt durch den knöchernen Zaun, d. i. die Zunge. — Was hat ein schwarzer Hengst für Haare? Antw. Pferdehaare. — Welches ist das schwerste Holz? Der Bettlersstab. — Oben eine Seele, unten eine Seele und in der Mitte ein Brett, (Leder;) ein Reiter, Pferd und Sattel. — Einer geht über Wände und Dächer und trägt eine Schüssel mit Fleisch auf dem Kopfe: Der Hahn. — Ein Bauer geht aufs Feld und trägt seine Frau quer über dem Rücken: Der Bauer mit seinem kleinen Bierfasse, das er im

Som-

Sommer auf dem Rücken mit aufs Feld nimmt. — Warum steht der Ofen in der Stube? Antwort: Weil die Stube nicht im Ofen steht, u. s. w.

Von ihrem Geschmack in der Dichtkunst will ich als Beweis eins von ihren Hochzeitliedern und noch ein Paar andere dem Leser mittheilen. Sie hat etwas Aehnliches mit den Italiänischen Dichtern aus dem Stegreife, oder den sogenannten Improvisatori, und dienet blos zum Gesang, wozu die Ehstnische Sprache, wie die Italiänische, wegen der häufigen Doppellauter, die alle einzeln ausgesprochen werden, besonders geschickt ist. Ihre Volkslieder sind zum Theil sehr alt, theils werden sie als impromtus gemacht, dazu die meisten Ehsten eine bewundernswürdige Anlage haben, zumal wenn starke Getränke ihre Lebensgeister und poetische Ader erhitzen. Alle ihre Lieder sind reimlos und voll poetischer Freiheiten. Man hat zwar auch welche mit Reimen, die aber dadurch ihren Deutschen Urheber verrathen und eben deswegen den Ehsten nicht gefallen. Kirchengesänge gehören nicht hieher; sie sind meistentheils von Predigern aus dem Deutschen übersetzt, gereimt und manche haben sogar durch die Uebersetzung gewonnen. Sie zeigen wenigstens, daß die Ehstnische Sprache zu allerlei Versarten Biegsamkeit habe. Gesang ist der Lieblingszeitvertreib der Ehsten, sie singen auf dem Felde, im Walde, bei ihren Arbeiten, zu Hause, bisweilen auch im Kruge.

Die Hauptsängerinnen sind die Weibspersonen, vornämlich bei Hochzeiten und Kindtaufen. Gemeiniglich theilen sie sich sogleich in zwei Chöre, der eine Chor singt eine Zeile vor, der andere wiederholet sie. Bey einigen Liedern hängen sie an jede Zeile gewisse gedanken- und sinnlose Endsylben, als bei Hochzeitliedern kassikenne, kannikenne, die in einigen Gegenden mehr gedehnt, aber im Dorpatschen sehr hurtig gesungen werden.

Wenn die Braut gehaubt, d. i. aus dem Jungfernstande in den Weiberstand versetzt wird.

Schmücke, schmücke Jungfrau Dich!
Schmücke Dich mit solchem Putze,
Der einst Deine Mutter schmückte.
Binde solche Bänder um,
Wie einst deine Mutter band.
Bind um den Kopf das Kummerband,
Und um die Stirn das Sorgenband,
Auf den Scheitel das Trauertuch.
Mach Dich fertig, es wird helle:
Leg alles zurecht, es kommt die Morgenröthe:
Die Schlitten beginnen schon zu fahren,
Die Kufen fangen an zu tanzen.

Ein anderes ist das Lied eines Liebhabers:

Es war einmal schön Wetter,
Warm war es und nicht kalt:

Als juſt mit einem fahlen Pferde meine Geliebte vorbeiging.

Der Himmel regte ſich, es bellten die Hunde;
Alles war fröhlich, nur kalt in mir das Herz.
Geh, o junger Liebhaber, nicht mit dem Freier zum Reichen,
Der iſt ſtolz auf ſein Geld, und lacht bei ſeinem Gut,
Daß ſeine Tochter mir zu theil werde.
Geh zum Armen hin, der freuet ſich,
Daß ſeine Tochter einen Mann bekommt.
Er ſchlachtet Hähne und Hühner,
Und richtet ihr ein Hochzeitmal aus.

In einem Kriegsliede ſingt die Schweſter von ihrem in den Krieg ziehenden Bruder:

Ehhitellen ella wenda,	Ich rüſte aus den lieben Bruder,
Ehhitellen öppetellen:	Rüſte ihn aus und unterrichte ihn:
Minno ella wellekene,	Mein liebes Brüderchen,
Ärra ſa ajago eele;	Jage Du ja nicht voraus,
Ärra ſa jägo järrele:	Bleib doch auch nicht zurück:
Eſſimeſſed ölpitakſe	Die erſten werden durchgepeitſcht,

Tag-

Taggumiſſed tappe-takſe	Die hinterſten erſchlagen.
Kerjtg keſſet ſödda-da,	Halte mitten in dem Heere Dich,
Liggi lippo kandiatte,	Nahe bei den Fahnen, trägern;
Keskmiſſed koddo tul-lewad. u. ſ. w.	Die Mittelſten kommen wieder heim. u. ſ. w.

Folgendes Lied hat einen Deutſchen Dichter zum Verfaſſer:

Lieſole.	An Lieschen.
Wata miuno armas Lieſo,	Sieh, mein liebes Lieschen, ſiehe!
Kuida talwe möda läib,	Wie der Winter flieht vorbei,
Kewwa oenne äeg meil töduud	Und der längſt gewünſchte Frühling
Ue römoga meil jääb,	Kehrt zurück, an Freuden neu!
Lumme langed ſullanud	Alle Feſſeln der Natur
Jöe katted-katkenud,	Schmelzen auf von unſrer Flur.
Pea lilled oitswad jälle,	Blumen blühen bald nun wieder,
Ja nüüd lienud laulawad,	Und der Vögel Chor erwacht,
Keik nüüd heina maad	Und die Wieſen und die Felder

Hal-

Haljam uudne ſedda- mad.	Grünen bald in neuer Pracht.
Weik ſedlantaſt hap- pawad,	Froh enthüpft dem Stall das Vieh,
Karja lapſed oiska- wad.	Und der Hirt jauchzt ſpät und früh.
Laſſe meidna römo maitsta,	Laß uns auch die Freu den ſchmecken,
Rewwad eſſe aja ſees!	Die der Lenz ſo freund- lich beut;
Waat! ai au, ai rik- kus ſeiſa,	Was iſt Gold, was Ruhm und Ehre,
Sella waſto elladees,	Gegen alle Seelig- keit? —
Rötte ruttes lennab ta	Denk, er eilt ſo ſchnell dahin,
Meie nore aëga.	Wie der Jugend Jahre fliehn.

Solche Lieder darf nur einer einmal vorſingen und dann wieder von neuem anſtimmen: ſo wiederhohlt ſie der ganze Hauſe. Sie ſind oft voll der beiſſendſten Spöttereien, darin ſie vorzüglich die Deutſchen nicht verſchonen, und bisweilen auch den Hochzeitvater mitnehmen, wenn er ſich beim Hochzeitſchmauſe zu ſparſam oder knauſerig finden läßt. Sie haben auch Fabeln, in Verſen und in Proſa, welche aber ganz ins Kindiſche fallen und erbärmlich

ein-

einfältig sind, wenn sie z. B. erzählen: die Schwalbe habe Bier gebraut, die Lerche Holz dazu beigetragen, der Zaunkönig Hopfen eingelegt, u. s. w. Ihre allermeisten Lieder sind voll der schmutzigsten Zoten und der ekelhaftesten Wiederholungen. Viele kann ein Deutscher wegen der selten vorkommenden, verstümmelten und gerade brechten Worte gar nicht verstehen, man müste sie denn mehrmals gehört haben und ihren Sinn errathen. — Folgende uralte Reime schildern den elenden Zustand des Ehstnischen Bauern kurz und treffend, und sind dort zu Lande sehr bekannt:

Ich bin ein Ehstnischer Bauer,
Mein Leben wird mir sauer;
Ich steig auf einen Birkenbaum,
Und haue mir den Sattel und Zaum.
Die Füße bind' ich mir mit Basten.
Und fülle meinem Herrn den Kasten.
Ich gebe dem Pastor meine Pflicht,
Und weiß von Gott und seinem Worte nicht.

Diejenige Sprache, welche nach der Ehstnischen am häufigsten im Lande geredet wird, ist die Deutsche. Sie hat ein ganz eigenthümliches Gepräge, und wird, was die gute Aussprache anlangt, wohl kaum so rein und wohllautend in irgend einer Provinz Deutschlands gesprochen, als in Lief- und Ehstland von den dortigen eingebohrnen Deutschen. Ihre Zunge ist geschmeidiger, da sie von Jugend auf mehre-

rere Sprachen hören und lernen, und ihr Ohr weiß die Härten besser zu unterscheiden, weil sie durch die fremden Ankömmlinge fast alle Mundarten Deutschlands kennen lernen, dadurch die Provinzialismen der Sprache und des Dialekts sogleich fühlen und unterscheiden. Nach dem einstimmigen Zeugnisse sachkundiger Männer, und selbst vieler im Auslande lebender Personen, hat das Liefländische Deutsch etwas so Wohlklingendes, Scharfes und Reines in der Aussprache, daß wohl schwerlich ein in Deutschland gebohrner Deutscher es je so gut und für das Gehör so angenehm sprechen wird. Weil aber auch noch vier andere Sprachen ausser der Deutschen und Ehstnischen im Lande gesprochen werden, nämlich die Plattdeutsche, Russische, Schwedische und Lettische; so ist es kein Wunder, zumal da sie beinahe alle mehr oder weniger bei den meisten Einwohnern Muttersprachen sind, daß oft viele Unrichtigkeiten und Eigenthümlichkeiten aus der einen in die andere übergetragen werden, und so ein Jargon, eine Sprachenvermengung und Verwirrung entsteht, die mit Recht den Ehsten und Liefländern den Vorwurf zuzieht, daß sie die deutsche Sprache durch fremde Wendungen, Redensarten, Worte und Konstruktionen verfälschen, eine Menge Provinzialismen einführen, und nicht selten undeutsch und grammatisch unrichtig sprechen. Es ist wahr, alle jene angeführte

führte Sprachen, besonders die Deutsche, Ehstnische und Russische sind zum Fortkommen im Lande und im Handel und Wandel unentbehrlich. Die Plattdeutsche, welche vor 20 und mehr Jahren noch durchgängig Mode war, wird jetzt nur selten mehr gesprochen. In Seestädten und in einzelnen Häusern auf dem Lande hört man sie noch, und ich habe mehrmals bemerkt, daß wer mit seinen Freunden und Bekannten recht vertraut reden wollte, sich derselben gemeiniglich zu bedienen pflegte. Zweien Freunden von mir, in deren Gesellschaft ich bei meinem abwechselnden Aufenthalte in Reval oft war, schien es unmöglich, wenn sie zusammenkamen, in einer andern als in der plattdeutschen Sprache mit einander zu reden. Sie schienen verlegen, wenn sie ehrenhalber hochdeutsch zu einander sprechen musten, und wer es nicht wuste, glaubte, daß, wenn man sie in Gesellschaften zusammen reden hörte, sie unter sich eine ganz eigene Sprache hätten. Ausser jenen sechs Hauptsprachen hört man auch noch hier und da Pohlnisch und Finnisch sprechen, jenes nur im Rigischen und dieses blos in Narwa. In Reval, Riga, Pernau und Narwa wird auch Englisch gesprochen, weil daselbst viele Engländer sich des Handels wegen aufhalten. Die französische Sprache findet nur inter privatos parietes Statt. Deutsch wird auch von vielen Bauern oder sogenann-

nannten Undeutschen gesprochen, zumal wenn sie eine Zeit lang in der Stadt oder bei Hofe gedient haben. Ich habe mehrere gehört, die es beinahe so gut als gebohrne Deutsche sprachen, und bisweilen verhältnißmäsig besser, als wenn ein Deutscher das Ehstnische oder Undeutsche lernen soll, oder es spricht. Mancher arme Schelm unter den letztern ist aber auch nur froh, daß er sein nothdürftiges Deutsch versteht, und soll nun auch noch Undeutsch lernen, da er vielleicht mit jenem kaum hat fertig werden können, oder wohl gar noch nicht einmal damit zu Stande gekommen ist.

So weit also auch Lief- und Ehstland von denjenigen deutschen Provinzen entlegen ist, in welchen man das beste Deutsch zu sprechen und zu hören glaubt; so muß man demnoch ja nicht wähnen, als wäre das dortige Deutsch schlecht. Viele Buchstaben und Wörter spricht man weit richtiger aus als in Obersachsen, eben weil die Organe weit biegsamer sind. Beinahe jedes Kind hört und lernt von Jugend auf vier und mehr Sprachen. Deutsch von seinen Aeltern, Ehstnisch von der Amme und den Dienstboten, Russisch von Russischen Domestiken oder Handelsleuten, Schwedisch und Lettisch von Leuten dieser Nationen, welche der Vater, der ein Kaufmann ist, vielleicht eben in seinen Diensten hat. Daher lächelt auch der Lief- und Ehstländer wenn

er

er das Wort Gott von Ausländern bald wie Jott oder Chott und Kott aussprechen hört; oder wenn der Obersachse fragt, ob er ein aufgegebenes Wort mit dem d oder t, mit dem ů oder i, mit dem weichen ß, (wofür er wohl gar p sagt,) und dem harten t schreiben solle. Gleichwohl verursachen viele ganz eigene Ausdrücke, daß man die deutsche Sprache in Liefland und Ehstland als eine besondere Mundart ansehen muß. Der oben angeführte Umstand, daß Kinder gewöhnlich etliche Sprachen zugleich hören und lernen; die häufige Vermischung der Eingebohrnen mit den Ausländern, von denen jeder einen Theil seiner eingebrachten Provinzialwörter beibehält und der allgemeinen Sprache mit beimischet; die Nothwendigkeit, in der die dortigen Deutschen waren, von ihren abwechselnden Herren, den Dänen, Schweden, Polen und besonders den Russen, gewisse Ausdrücke anzunehmen; daß sie von dem hiesigen Landvolke, Ehsten, Letten, Schweden und Russen, durch Verkehr und Bedürfnisse, vornämlich durch die Landwirthschaft, als ihrem Hauptgeschäfte, viele fremde Worte, die man in Deutschland nicht hört, zu entlehnen sich gedrungen sahen, u. s. w. alle diese Ursachen geben der deutschen Sprache in Ehstland die Gestalt eines Mischmasches, worin Russische, Ehstnische, Lettische, Schwedische und andere, bald mit, bald ohne deutsche Endungen

Auf-

aufgenommene Wörter und Redensarten vorkommen, die dem deutschen Ankömmling anfangs fremd sind, aber bald geläufig werden, weil er sich in Sitten und Gewohnheiten auch unvermerkt nach der Landesart zu bilden anfängt, mithin auch, um im gesellschaftlichen Umgange nicht auffallend zu werden, die dortige Mundart mit allen eigenthümlichen Redensarten, Wendungen, und den vielen aus andern Sprachen entlehnten, aber dort überall gewöhnlichen Wörtern, annimmt.

Abgerechnet die grammatikalischen Unrichtigkeiten, stößt man in dem täglichen Umgange alle Augenblicke auf falsche Zusammensetzungen und Konstruktionen, die wider die erkanntesten Regeln des deutschen Sprachgebrauchs und Sprachenbaues laufen. Hierher gehört besonders die Verwechselung des Artickels und des Dativs und Accusativs in dem Fürwörtern ich, du, er, welcher Vorwurf auch den Niedersachsen trifft: aber mehr noch der Gebrauch solcher Ausdrücke, die nur den Liefs und Ehstländern verständlich sind, den Ohren eines Ausländers hingegen fremd, unteutsch oder pöbelhaft klingen. Oft hat dort ein Wort eine ganz andere Bedeutung, die anderwärts nicht statt findet, ja wohl lächerlich seyn würde, z. B. Kutte, welches in ganz Liefs und Ehstland die Heimlichkeit der Frauenzimmer bezeichnet, und das thüringische Provinzialwort Ficke für Tasche, welches dort den actum

concumbendi anzeigt. Man tadle dergleichen Wörter und Bedeutungen nicht. Ländlich, sittlich! — Sie haben dort einmal das Bürgerrecht erhalten, und können mit keinem andern Ausdrucke füglich verwechselt werden, z. B. Viehgarten für Viehstall; Kleete für Speicher; Riege für Scheune und Korndarre; oder sie sind der niedern Klasse der Deutschen, den Handwerksleuten und Dienstboten, die keine Belesenheit haben, eigen, als Schap für Schrank; Regge für Bauernschlitten; Rettel für Leiter, aus dem Ehstnischen; oder sie drücken am kürzesten und vollständigsten das Ehstnische Wort und den damit verbundenen Begriff aus, z. B. ein Halbhäkner, das ist ein Bauer, der einen halben Haken Landes besitzt; Bath für Uebermaas auf vorgestrektes Korn statt Zinsen; Kuje, ein grosser kegelförmiger Heuhaufen. Solche Worte hört man alle Augenblicke in die Deutsche Unterredung eingemischt, oft ohne Veranlassung und Nothwendigkeit, welches einen widrigen Eindruck macht, einen häßlichen Jargon hervorbringt und wegzuwünschen wäre. Manche geben sich auch Mühe, sie nach und nach ausser Cours zu setzen, besonders wenn man sie durch bessere deutsche ersetzen kann. Ein Theil dieses Tadels verliert freilich dadurch seine Stärke, daß es oft unmöglich ist, gewisse Nationalbenennungen mit eben der Bestimmtheit in eine fremde Sprache überzutragen

und

und darinn auszudrücken, ohne misverstanden zu werden, oder in eine lächerliche Petanderie zu verfallen und sich als einen Sonderling darzustellen. Beispiele von solchen Fällen kommen selbst in diesem Buche häufig genug vor. Wer würde sich zum Beispiel getrauen, die Worte: Troschka, Kuje, Dentschtschik, Subarrende u. a. m. zu verdeutschen? Eine Menge täglich vorkommender Bedürfnisse sind eben so unübersetzbar, eigenthümliche Beziehungen, besondere Landesprodukte, individuelle Gewohnheiten u. s. w. deren Uebersetzung und Erklärung oft mehr Mühe kostet, als die Sache werth ist. Aber es ist dennoch nicht zu läugnen, daß die deutsche Sprache dadurch in dem Munde der Herren und Damen ein sehr buntschäckigtes, verhunztes Ansehen bekommt, und es wäre daher doch wohl zu wünschen, daß man dergleichen Ausdrücke, wo möglich, mit bessern und deutschen vertauschte. Jeden Augenblick hört man die Redensarten, (und welches gutgewöhnte deutsche Ohr verträgt sie gern?) ich muß auf den Peltik, das heißt, auf den Abtritt; bist du in der Kleete (im Kornmagazin) gewesen? Sind die Luken (Laden) zu? Leg es auf den Schap, für Schrank; er fährt mit einem Priprätsch, d. i. mit einem Nebenpferd, er hat noch ein Pferd zur Seite gespannt. Diese und hundert dergleichen andere lassen sich mit guten deutschen Wörtern ver-

vertauschen. Andere müssen freilich geduldet werden, weil sie sich ohne Affektation nicht leicht übersetzen lassen, z. B. hohl Heu von der Kuije, d. i. von dem hohen im Heuschlage liegenden Haufen; er trägt Passeln, d. i. aus rohem Leder verfertigte Bauernschuh; mein Kubjas ist gestorben, d. i. der Aufseher bei den Frohnarbeiten der Bauern, etwa der Frohnvogt. Je unausweichlicher dieser Uebelstand ist, um so weniger ist es zu verzeihen, wenn man ohne Noth Ehstnische, Lettische, Russische Wörter gebraucht, die sich gar füglich durch allgemein gebräuchliche und bekannte Deutsche ersetzen lassen. Es giebt bisweilen Personen, die wirklich eine sehr auffallende deutsche Sprache reden, entweder weil sie als gebohrne Ehsten, Russen, Letten, dieselbe nicht recht verstehen, wenn z. B. einst ein Ehstnischer Bediente zu seinem Herrn sagte: Err, es kömmt wer über die Welt, welches so viel heissen sollte als: Herr, es kömmt jemand über das Feld; oder gar, weil sie ohne Anlaß, blos aus Unachtsamkeit von dem Landvolke gewisse undeutsche Ausdrücke zu entlehnen, und sie einzumischen sich angewöhnet haben. So hört man zuweilen auf dem Lande, selbst von Personen, die eben nicht zum Pöbel, sondern wohl gar zur Klasse der Gelehrten und des Adels gehören, daß sie z. B. sagen; er fuhr mit einer Regge in den Kasik,

um

um Marjad zu sammlen, welches nach Uebersetzung der drey Ehstnischen Wörter, die bey den dortigen Deutschen im gesitteten Umgange noch keine Aufnahme gefunden haben, so viel heissen soll, als: er fuhr mit einem Bauernschlitten in das Birkengehäge, um Beeren zu sammeln. Solcher Verunstaltungen sollte man sich billig enthalten.

Auch falsche deutsche Wortfügungen verdienen gerügt zu werden, die wörtliche Uebertragungen aus dem Ehstnischen und Russischen sind, und einem gebohrnen Deutschen durchaus unverständlich seyn müssen, z. B. ich liebe nicht zu essen; geh ihn rufen; recht so selbig, wenn man die Art und Weise nicht angeben kann, wie etwas ist oder geschieht, als: wie kommen Sie dazu? Antwort: recht so selbig; er hat es an mich gegeben; was nicht ist, für irgend etwas; wie nicht ist, d. h. auf irgend eine Weise; ich gehe ihn holen u. s. w. Dergleichen Ausdrücke sind sogar unter gebildeten Leuten üblich, aber nur derjenige wird sie recht verstehen, der Ehstnisch oder Russisch versteht, weil sie wörtlich aus diesen Sprachen übersetzt sind. Aus dieser Ursach hat auch vor einigen Jahren der würdige Pastor Hupel ein Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Ehstland herausgegeben, das eine Menge solcher eigenthümlichen Redensarten, Provinzialismen und

fremde Ausdrücke enthält. Weil es aber bei weitem noch nicht vollständig genug ist, so will ich hier versuchen, noch eine kleine Nachlese von dergleichen Ausdrücken und Wortfügungen, wie ich sie aus vieljährigem Umgange mit allerlei Klassen von Einwohnern bemerkt und gesammelt habe, in alphabetischer Ordnung zu liefern.

Alliirte, d. i. Anverwandte, Blutsfreunde.

An, wird oft überflüssig gebraucht, z. B. gieb es an ihn, sag es an ihn, er hat er an mir gesagt.

Arme Ritter, weises Brodt in Milch eingeweicht, das in Scheiben geschnitten und in Butter gebacken, hernach mit Zucker bestreut gegessen wird.

Aufnahme, der, statt Addresse, Aufschrift auf einem Briefe.

Aus, für heraus, z. B. komm aus! wann eher ausgekommen? d. h. wann sind Sie herausgekommen? er ist aus, statt draußen.

Baar, der Bär.

Bake, Feuerbake, d. i. Leuchtthurm.

Bähning, der Boden unter dem Dache. Aus dem Ehstnischen.

Bailo oder Pailo (aus dem Ehstnischen) ein Kinderschmeichelwort, etwa Liebchen, Kleines, mein Kind.

Ballen, Mistbeete unter Fenstern in Gärten und Treibhäusern.

Band für Bindfaden, dünne Schnuren.

Barsch, herbe, bitter, beißend, z. B. der Käse oder Rettig schmeckt barsch.

Bestek, statt Reißzeug, mathematische Instrumente.

Blakscheisser, d. i. ein Dintenkleksер, der viel schreibt, besonders ein Gelehrter. Pöbelhaft.

Blok für Stock und Klotz, z. B. der Kirchenblok, Stiefelblok.

Blus, fuhl, fung, für ich blies, fiel, fieng. Pöbelhaft.

Bolle statt Balle, Ochse.

Bott, Gebot bei einem Handel, z. B. er hat mir einen guten Bott gethan, d. i. er hat mir viel geboten.

Brakmast für Branntewein- oder Träbermast.

Braten, Kaffee braten, für brennen.

Brummkiesel, bedeutet nicht nur den Brummkreisel, sondern auch einen sauertöpfischen, mürrischen, unzufriedenen Menschen, der über alles verdrieslich wird und brummt.

Brusten, brusen, bezeichnet das Niesen eines Pferdes, oft im Scherz oder pöbelhaften Ausdrucke auch das Niesen des Menschen; oft auch, vor Lachen herausplatzen, cachinnare.

Büchſe oder Bixe, für die Nabe am Wagen.

Buhſten, d. i. blaſen.

Camiſol, alle Arten von Weſten, Jacken, Wamſe u. dergl.

Karolin, d. i. 25 Kopeken. Man darf alſo nicht an einen franzöſiſchen à 6 Rthl. denken.

Chamatan, (ſprich Schamatang) ein Mantelſak, Falletſen, (aus d. Ruſſ.)

Culla oder Kulla, ein Schmeichelwort wie pak, aus dem Ehſtniſchen, etwa, mein Goldchen, Zuckerchen!

Damang ſ. drunter, als: gieß es damang, es waren ihrer viele damang.

Dümber für Dünnbier.

Doppelt, auch dopfelt wird in der Zuſammenſetzung oft für fältig und fach gebraucht, z. B. vierdoppelt ſtatt vierfältig, vierfach. Auch oft ſtatt gefüllt, z. B. dopfelte Nelken, dopfelte Levkoyen; ſo wie man dagegen für einfach enkelt ſagt.

Doſe für jede Art von Büchſen, goldnen, ſilbernen und andern kleinen Gefäßen, z. B. die Zuckerdoſe, Streudoſe beim Dinteſaß, Salzdoſe ꝛc.

Draußen für hinaus. Ich gehe draußen; kommen Sie draußen.

Dreher für Drechsler, wie drehen ſtatt drechſeln.

Dreizig f. dreißig und so fort bis neun und Dreizig.

Ein für herein, da, darinn, z. B. komm ein; wann eher eingekommen? (in die Stadt,) leg es ein, für herein. Sind Sie auch ein? d. i. in der Stadt; er iſt ein, d. i. darin.

Erzug für Erziehung.

Faßlehrig f. gelehrig, der etwas gut faſſet.

Fegen für kehren, die Stube, Feuereſſe reinigen.

Feſt, f. zu, z. B. mach die Thür feſt; nimm ihn feſt, d. i. halt ihn auf, haſche ihn, greife ihn; leg die Lucke feſt, (ganz nach dem Ehſtn.) d. i. mach den Laden zu.

Ficken bezeichnet den Beiſchlaf halten.

Fiſel für das nämliche Glied.

Flink, ſchnell, hurtig, eilig, behende.

Flitzbogen ſt. Armbruſt.

Frangen ſt. Franzen, ſo goldne, ſilberne, ſeidene, zwirnerne Franzen.

Gaak, d. i. der Pranger. Er ſteht am Gaak, f. am Halseiſen.

Gebäklis für Bakwerk oder Gebackenes.

Gebe, eſſe, nehme für gieb, iß, nimm.

Gehongen, geſchonken, f. gehenkt, gehängt, gehangen und geſchenkt.

Genung f. genug; iſt oft auch die Bejahungsformel, nach dem Ehſtniſchen, z. B. iſt das fertig? Antw. genung, ſtatt ja!

Geſ-

Gesseln, junge Gänse, Enten.

Gestühlte statt Kirchenstühle.

Getrocknete Pflaumen s. gewelkte Zwetschen.

Gielt, gieste Kuh, eine Kuh, die keine Milch giebt, eine jölle, jellte Kuh.

Grossohn, Grostochter für Enkel, Enkelin.

Gulaten, (aus dem Russischen) spazierengehen, herumfahren.

Gücker der, d. i. ein kleiner Taschentubus, (von Gucken,) wird auch Kieker ausgesprochen.

Hacke die, für Ferse, daher Hackenstücke d. i. die Hinterblätter (Quartiere) an den Schuhen.

Hackenscheu, von Pferden, die über werden, wenn sie sich mit dem Hinterfuß an etwas stoßen.

Hagebalken, Hängebalken, Querbalken an der obern Decke oder Lage der Stube.

Hätte s. hatte, z. B. als ich es ihm gesagt hätte.

Hens oder Hempf statt Hanf.

Hinter s. hinten, hinterdrein, z. E. er geht hinter; hinter ists entzwei.

Hofsmutter die, heißt die Aufseherin über das Vieh, Kühe, Kälber, Schweine, Hühner, Enten, Gänse, u. s. w.

Hubel statt Hobel.

Hundejunge, der über die Haus-Vieh-, und Jagdhunde gesetzte und die Aufsicht habende, sie fütternde und wartende Leibeigene.

Jebjonamat, ein russisches Schimpfwort, das Mutterschänder bedeutet.

Ihr für sie, foemin. z. B. ich habe ihr gesehen, statt sie; ruf ihr her; gieb es an ihr.

Junge, der, heißt gewöhnlich ein Bedienter vom Bauernstande, ein leibeigner Domestike, daher Stubenjunge, d. i. ledige Hofs- oder Stubenbediente. Daher sagt man: er hat seinen Jungen, d. i. Bedienten, mit.

Käse, alles von Milch zusammengeronnene, auch Sauermilch, wenn sie dick ist, die man gekäsete Milch, auch wohl gegäsene Milch nennt.

Käsekammer, Käsekammer, ein gewöhnlich auf vier Pfählen errichtetes, oben wie ein Taubenhaus mit Brettern eingeschlossenes und mit Luftlöchern versehenes Behältniß, um darin Käse zu trocknen.

Kalb braucht man auch für einen Jährling, oder Stier.

Kanehl durchgängig statt Zimmt.

Kante die, ein Streif, das Ende einer Sache, die Seite, Einfassung oder Saum.

Kant, die, d. i. die oberste Brodrinde, harte Kruste.

Kants

Kantschuh, der, eine kurze Peitsche, (aus dem Russischen.)

Kastrolle, die, ein kupferner oder eiserner Tiegel, eine Pfanne.

Kattak, Wachholder, (aus den Ehstnischen.)

Katta, Kattinka, ein Weibernahme, nach dem Russischen, Katharina, mehr aber für das Diminutiv: Kathrinchen.

Kathrinenpflaumen, allgemein für gewelkte Zwetschchen.

Kaufmann bedeutet auch jeden Kleinkrämer, Hausirer und Höker. Man sollte billig dafür Krämer sagen.

Kek, der, (aus dem Ehstnischen,) auch Pasten; Wurst von Blut, Grütze oder Mehl, die in Scheiben geschnitten und in Butter gebraten häufig gegessen wird.

Kee, der, soll wohl das französische queue seyn, st. Zopf. Daher das Keeband, st. Haar- oder Zopfband.

Kief, ich kief, st. ich kaufte. Ich habe es gekiefen, d. i. gekauft.

Kniff, ich, für ich kneipte; ich habe ihn gekniffen, d. i. gekneipt.

Kissen, alle Arten von Betten, als: Unterbetten, Deckbetten, Pfühle ꝛc.

Kleider oft für Wäsche, z. B. die Kleider sind zu waschen gegeben; schwarze Kleider für schmuzige Wäsche.

Klempel ſtatt Klöppel einer Glocke, wofür man richtiger Klöpfel ſagt.

Knackabrd, dünnes hartgebackenes und mit Salz beſtreuetes Brod aus Walzenmehl, das zwiſchen den Zähnen knackert. Es iſt aus dem Schwediſchen entlehnt.

Knuſt, Knuſtchen, Knäuſtchen, der, das, ein Stück Brod, beſonders das Aufſchnittchen. Auch ſonſt ein Stück von einer andern Sache.

Korinthen, allgemein für kleine Roſinen.

Kotzen, d. i. vomiren, ſich erbrechen.

Kotzflügel, die ledernen Decken über dem Tritt und den vier Rädern der Droſchke, die über eiſerne Stäbe ausgeſpannt ſind, und beim Fahren vor dem Sprützen des Kothes ſchützen.

Krapen, ein Tiegel, irdener Topf oder Pfanne.

Kröken oder Kreecken, eine Art kleiner blauer oder gelber Pflaumen, die man in manchen Gegenden Deutſchlands Spillinge nennt.

Kronsfeſt, Kronsfeiertag, diejenigen Tage, an welchen die Geburts- Nahmens- und andere feſtliche merkwürdige Tage der kaiſerlichen Familie gefeiert werden.

Kruſte für Brodrinde. Ingleichen der Grind auf einer Wunde.

Krätzwurst, eine mit Blut, Fett und Grütze gefüllte Wurst. Besondere Arten davon sind Palten und Kek. S. oben.

Kuchen, alle Arten von Backwerk, jedes Gebackene.

Kufft, ein weiblicher Anzug, Kamisölchen, Leibchen oder Kontusch.

Kuhhäſſig nennt man einen, dessen Knie einwärts gebogen sind.

Kuhfladen, s. Küheblatter, Exkremente.

Kulla, Kullakenne, Kullachen, ein Schmeichelwort aus dem Ehstnischen, welches so viel als Goldchen, Liebchen, Theurer, heissen soll.

Kutte für weibliche Schaam. Ausländer werden dieses Wortes wegen oft in Gesellschaften ausgelacht, wenn sie es unwissend brauchen.

Kutschschlitten, ein ordinärer Schlitten, oder dessen Gestelle, auf dem aber ein Kutschkasten befestigt wird, um vor Ungestüm gesichert zu seyn, oder bequemer fahren zu können.

Laken, der, die, das, statt gemeines Tuch, Leinwand, auch für Bett- und Tischzeug. Daherr Bettlaken, Tischlaken; ein Rock von Laken.

Latere, ein von drei Seiten eingeschlossener, mit Krippe und Heuraufe versehener Pferdestand.

Legen f. ſetzen, ſtellen, bringen, z. B. leg den Stock in den Winkel! oft gar für gießen, z. B. leg Dinte ein, d. i. gieß Dinte in das Dintefaß; die Pferde vorlegen, ſt. anſpannen. Aus dem Ehſtniſchen.

Lehſt, ein Leiſten, wie die Schuſter haben. Auch jede andere Leiſte.

Lichtſchnuppe, Lichtſchneuze für Lichtſcheere. Lichtputze hört man nur ſelten, weil Puz im Ehſtniſchen die weibliche Schaam heiſt, und man daher aus Feinheit dieſes Wort vermeidet. Man braucht faſt immer Lichtſcheere, wofür ſehr viele unrichtig die Leuchtſcheere ſagen.

Los für locker, z. B. das Bret iſt los, die Erde iſt los; auch für auf, z. B. mach die Thür los; und für offen, als, das Fenſter iſt los.

Maars, f. Arſch, Hintere, Steis.

Mächtig bezeichnet 1) das Widerliche, ſüßliche, ekelhafte, widrigſüße, z. B. dieſe Speiſe ſchmeckt mächtig. 2) Etwas Wichtiges, Groſſes, wo eigentlich keine Macht iſt, z. B. mächtigſtermaßen, d. i. allerdings viel gros; ein mächtiger Kerl.

Mahnen f. Mohnen.

Man ſt. nur, blos, als: es ſind man vier noch übrig; kannſt man gehen.

Mang s. unter, z. B. mang sie, d. i. unter ihnen.

March d. i. Mark in den Knochen.

Mark und Markt werden oft verwechselt, z. B. dreier Herren Mark oder Markt, d. i. ein Fleck oder Stück Landes, an welchem die Grenzen von drei Landgütern zusammenstoßen. Manche sagen der Jahrmarcht, oder wohl gar der Gahrmarcht.

Mauk, Maukschlüssel, d. i. der Dietrich, Nachschlüssel.

Maulharfen heißt nicht allein keifen, zanken; sondern auch auf dem Brummeisen (das man Maulharfe nennt,) spielen.

Mörast oder Möraz, (erste Silbe recht lang) für Möräst, (erste Silbe kurz) Sumpf. Manche sagen gar Mörath.

Mücken oder Nücken s. Ränke, Launen, Grillen, z. E. er hat Mucken, d. i. Tücken; das Pferd hat seine Nücken, d. h. Fehler.

Nabber, (aus dem Ehstn.) eine Kornmandel, Getraidehaufen von 15 Garben.

Nächtigen, über Nacht wo bleiben.

Nadeln statt nähen, zuflicken, die Strümpfe stopfen.

Neuschierig s. neugierig.

Nich, falsche Aussprache von nicht. Was nich ist, (aus dem Russischen,) für etwas, das übrige, u. s. w.

Noll f. Null, so wie Bolle für Bulle und diesem ähnliche.

Nöthig, es ist nicht nöthig, f. ich brauche das nicht, das ist überflüssig, es kann unterbleiben. Ganz nach dem Ehstnischen.

Nücken, nü[illegible] tücken, tückisch.

Oben, durchgängig statt hinauf, z. B. auf ihn oben f. hinauf, ins obere Stockwerk, auf den Boden, bring es oben, laß ihn oben kommen, und dergl. mehr.

Ofengrütze, oft nach dem Ehstnischen Puddro genannt, ist in Milch gekochte, dann auf einer Schüssel oben mit Rahm begossene und so in der Ofenhitze dick und obenher braun gewordene Grütze, eine Lieblingsspeise der Lief- und Ehstländer.

Ohrposen oder Rohrposen, die äussersten harten Federspuhlen am Ende des Gänseflügels.

Pathepapa und Pathemama für Herr und Frau Pathe.

Paneelung die, oder das Paneelwerk, statt Lambris, Täfelwerk, Vertäfelung der Wände und Thürpfosten mit Brettern oder Marmor.

Paknelchen, ein Paket, Pak, Reisebündel, jemandes wenige Habseeligkeit.

Pflaumen braucht man ohne Unterschied von Zwetschen und eigentlichen Pflaumen, daher gedörr-

gedörrte oder getrocknete Pflaumen für gewelkt Zwetschen.

Pflück, Pflücken, der, statt Pflock, hölzerner Nagel. Man sagt auch Pfluk und Plük, und braucht es oft für Pfahl.

Poschlinne, die, die Abgabe, welche der Käufer eines Grundstückes oder Hauses der Krone (oder dem Landesherrn, Kaiser,) entrichten muß.

Pott ist so viel als Topf, daher der Pißpott für das Nachtgeschirr.

Prasdnik oder Prasnik, der, (aus dem Russischen,) heißt ein Fest- Feier- oder Ruhetag, auch eine Schmauserei; daher Prasnik machen oder einen Prasnik geben, d. i. schmausen, traktiren, eine Feie geben.

Prees oder die Prõse, der silberne Schmuck, den die Ehstnischen Bäurinnen auf der Brust tragen, überhaupt eine Spange, kleine Brustschnalle. Einige sagen auch das Präschen. Es kommt entweder aus dem Ehstnischen prees, oder soll das Lateinische prætiosa seyn.

Puddro (s. Ofengrütze,) ein dicker im Ofen gebakner Brei von Grütze, der mit Zucker und Rahm gegessen wird. Ofenbrei, denn jenes ist das Ehstnische Wort.

Pulpet s. Pult, Schreibeschrank, Kommode.

Pulwane die, oder der Bolwan, (ein aus dem Russischen entlehntes Wort,) eine von schwarzem Tuch gemachte und ausgestopfte Vogelfigur, die Birkhühner auf der Jagd zu locken.

Quartal für Quartier, Theil der Stadt, z. B. er wohnt in dem Strandquartale, d. h. in demjenigen Quartiere oder Theile der Stadt, welcher an dem Strande liegt. Daher Quartaloffizier s. einen Quartieroffizier in den 4 Vierteln der Stadt.

Quartier wird dagegen wieder für ein Viertel gesagt, z. B. 3 Quartier Band s. ¾ Ellen.

Quaste für jeden Besen, er sei von Schweinsborsten oder Birkenzweigen gemacht, daher Badequaste, ein Büschel belaubter Birkenzweige, mit dem der Körper im Bade sanft gestrichen wird.

Quebbicht, sumpfig, morastig, wenn der Boden nachgiebt, von Quebbe, eine Pfütze, weiche, schlammichte Stelle.

Quentien ein, statt eine Quente.

Quik, (vermuthlich aus den Englischen quick,) lebhaft, regsam, munter.

Quinkeliren, Winkelzüge machen, Ausflüchte suchen.

Rademacher s. Wagner, Stellmacher.

Ränzel, ein Reisebündel, Mantelsack.

Recht, ist oft ein bloßes Flickwort, als: ich will recht mitgehen: kommen Sie recht so mit.

Da

Daher recht so selbig, sagt man, wenn man die Art und Weise, wie etwas ist oder geschieht, nicht bestimmt angeben kann, z. B. wie haben Sie das gemacht? Antwort: Ih, recht so selbig.

Recke oder Regge, (aus dem Ehstnischen) ein gewöhnlicher Bauerschlitten.

Reddel für Leiter, (ebenfalls Ehstn.) Man hört es zehnmal, ehe man das Deutsche einmal hört.

Regohl, statt Bücherbrett; auch Reohl gesprochen, ingleichen Rejohl.

Rein, ein Flickwörtchen, z. B. es ist rein zum Todlachen; ich habe es rein vergessen; er ist rein ein Taugenichts.

Revisor der, s. Landmesser, welcher die Gränzen der Güter und des Landes in Ordnung bringen muß. Daher revidiren, d. i. messen, und Revision, Messung, aber auch Volkszählung, Menschenaufschreibung.

Rõhd, d. i. der Stock, das Rohr; auch Schilf.

Rosen, ehstn. roosit, hört man oft statt Blumen sagen.

Rothschär nennt man hier Stockfisch.

Sade die, oder der Saden, s. Heuschober; Heuhaufe, auch bisweilen für Geschwader.

Sähhund f. Seehund, Robbe. Daher Sähhfelle f. Seehundsfelle, und Sähhspek für Seehundsspek.

Sage überall für Säge; daher Sagemühle, Sagebalken, Sagespähne.

Schachtel für Kasten, z. B. die Schachteln in einer Komode, für die Schiebekasten, Schubladen. Was bei uns Schachteln heist, wird in Lief- und Ehstland Karp genennt.

Schaafsfleisch für Schöpsenfleisch. So Schaafsbraten statt Schöpsenbraten.

Schäker, der arme, für der arme Schelm. Er ist ein rechter Schäker, d. i. ein Erzspasmacher, lustiger Kauz, ein durchtriebener Vogel.

Schärfe die, statt Schärpe.

Schamatang, d. i. der Mantelsack, das Felleisen, (aus dem Russischen).

Schap, d. i. Schrank. Auch Schaff, Schank und Schranken.

Schlachter oder Knochenhauer für Fleischer, Metzger, Fleischhauer.

Schlenge, Fensterschlenge, d. i. Fensterkreuz, oft auch für Schlinge.

Schneiderſche, Küsterſche, Schusterſche, Nätherſche und diesen ähnliche für Schneiderin, Schusterin, Nätherin Pöb.

Bayerische Staatsbibliothek München

Schießpferde heißen diejenigen Bauernpferde, welche auf obrigkeitlichen Befehl von den Gütern zur Beförderung eines Kuriers, einer Staffette, oder sonst in öffentlichen Angelegenheiten reisender Personen, gestellet werden. Daher Schießsoldat, ein solcher Bote oder Abgeschickter (gemeiniglich ein alter Garnisöner,) der die obrigkeitlichen Befehle in den Kirchspielen herumträgt, und bei schlechtem Wetter ein Schießpferd bekommt.

Schocken, für sich schaukeln, daher Schocke für Schaukel.

Schule nennt man ausser der gewöhnlichen Bedeutung allgemein den Privat- oder Hausunterricht durch Hofmeister, z. B. in die Schule gehen, für in die Lehrstunden gehen, Hausunterricht haben; geh in die Schule, d. h. zum Hofmeister in die Stunden; er hat gute Schule gehabt, d. i. einen guten Hausunterricht genossen, u. dergl. m.

Schworken, beschworken, für bewölkt, mit Wolken umzogen, z. B. der Himmel ist heute beschworken, d. i. umwölkt.

Sohle wird immer statt Kufe an den Schlitten gesagt.

Souse auch Saus und Saust für Brühe, Sauce.

Spiddig, hager, schmächtig, eingefallen, dünne.

Spüllfaß oder Füllfaß, ein Schöpfgefäß mit einer langen Stange.

Staaken für Stecken, Zaunstaaken ꝛc. auch bisweilen für Staket.

Stadtscher der, Stadtsche die, eine Städterin; einer oder eine aus der Stadt, so wie Landsche, d. i. die vom Lande.

Sprengwasser, d. i. Quellwasser, Springwasser aus Felsen.

Staker, der arme Staker, oder wohl gar Stakerchen, d. i. der arme Teufel, ein elender Wicht.

Staken z. E. Erbsen, Bohnen, statt stängeln.

Starost, ein Aufseher über die Frohnarbeiter, desgleichen ein Aeltester.

Stärklis, Stärke von Kartoffeln oder Waizenmehl.

Statolle, Pferderaum in den Schenken und Wirthshäusern.

Stechen statt stecken, z. E. Stich den Degen ein; er hat es in die Tasche gestochen. Dahet sich verstechen statt verstecken.

Steine oder Steiner, die, für Kirsch- Pflaumen ; Aprikosenkernen.

Stienchen, (sprich Schtienchen,) ist der verstümmelte Nahme Christinchen.

Stiel, Pfeiffenstiel s. Pfeiffenröhre.

Stellmacher oder Rademacher, d. i. ein Wagner.

Stockig sagt man nicht nur von einem unzuthätigen, mürrischen Menschen, sondern auch von Speisen, wenn sie hart und unschmackhaft geworden sind, besonders von Fischen und Fleische, wenn sie zähe und fasericht sind, und nicht gut kochen.

Stopfkuchen oder Stoppkuckel, Semmel oder weißes Brod, in welches, da es noch warm ist, Butter eingerührt wird.

Strammbixen, Schläge auf den Hintern über die straff angezogenen Hosen.

Strips, Stripse, Ruthen- und Karbatschenhiebe.

Strom oft für jeden auch noch so kleinen Bach. Ueberhaupt unterscheidet man in Lief- und Ehstland die drei Worte: Strom, Fluß und Bach fast gar nicht.

Strüffel, ein einzelnes am Wege liegendes Strauchland, jedes kleine Buschwerk oder Gesträuch.

Syrenen die, so nennt man die Syringe; (in Sachsen blaue Blüthe oder türkischer Holunder genannt.)

Takelwaare, schlechtes Zeug, liederliches Gut.

Talg- oder Fettlümmel, ein Vogel, der im Herbste sehr fett wird.

Taluppe oder eigentlich Tulup (aus dem Russischen,) ein mit Flanell oder dünnem Pelzwerk gefütterter Schlafrock.

Tau-

Taunenvoll, Taunendik, soll entweder so viel als tonnenvoll, tonnendick, voll wie eine Kanone, Tonne; oder so viel als karthaunendick seyn.

Tischler statt Schreiner oder Tischer.

Topsen, ein, für ein Gewind Seide oder Zwirn, von einem Lothe.

Trojeduhs, (klingt fast wie Troáhduhs) zeigt an, daß man etwas auf gut Glück wage, z. E. er hat es auf ein Troáhduhs, d. i. auf Gerathewohl, gethan.

Troschka oder eigentlich nach dem Russischen Droschke, ein kleines freies Russisches Fuhrwerk mit vier Rädern, darauf man wie auf einem Sopha oder Kanapee sitzt und dessen Sitz auf den Schwungbäumen ruhet, durch Federn aber bequemer wird.

Troßen, Troßfuhren. Kleine Bauernwagen, welche Reisenden das Gepäcke, Futter für die Pferde, Proviant, Lebensmittel und dergl. nachfahren, oder die der Herr mit Produkten zur Stadt schicket, besonders wenn er selbst dahin reiset. Der darauf sitzende oder sie regierende Bauer heißt der Troßkerl.

Trottel, die, für Portepeè, Degengehänge. Dann für jede Quaste.

Twatsch, d. i. albern, dumm, aberwitzig, träumerisch.

Ukase; die, oder eigentlich der Ukas, ein Befehl vom Regenten oder dem Senate. Daher Immänoiukase, ein Manifest oder Befehl vom dem Monarchen selbst, oder in seinem Nahmen vom Senate in St. Petersburg unterschrieben.

Undsicht s. undicht, nicht dicht, z. B. die Saat stehet sehr undsicht, d. i. dünne, in einzelnen Halmen.

Unten s. herab, herunter, z. B. komm unten, s. herunter; nach unten gehen, s. herabgehen. Und wiederum sagt man unter, wo unten stehen muß, z. B. ich komme gleich unter, statt hinunter, oder unten hin; hohl es unter, statt herunter.

Verspüllen statt verschütten, gleichsam verspühlen.

Verfrieren, versaufen, verzählen und diesen ähnliche, s. erfrieren, ersaufen, erzählen, z. B. verzähl er man weiter, d. i. erzähl er nur weiter.

Wachtkerl der, der auf einem Gute oder dem Hofe die Wache hält, welches aber sein geringstes Geschäft ist. Mehr dient er dazu, um die Oefen zu heitzen, Holz zu spalten, die Thore auf und zuzumachen, Botschaft zu laufen, die Abtritte zu fegen, Ruthen und Karbatschenstreiche zu geben, die Schandsteine zu reinigen u. dergl.

Wäch-

Wächter heißt oft ein Aufseher, z. B. der Buschwächter, der in einem Walde auf Diebe ein wachsames Auge haben muß, selbst aber gemeiniglich der ärgste Dieb ist.

Warm, ich habe warm, statt mir ist warm. Nach dem Französischen: j'ai chaud. So auch: ich habe kalt, j'ai froid.

Was nicht ist, d. h. das übrige, was sonst noch dazu gehört, oder: und so weiter.

Wattmann, grobes Tuch, besonders das von den Ehsten selbst verfertigte, woraus sie sich und ihren Weibern und Kindern die braunen Kleider machen; dann auch für anderes grobes Zeug.

Weg, der große s. Landstraße, Heerweg, nach dem Ehstnischen fuur dee.

Weeden d. i. jäten, reinigen vom Unkraute.

Wellerarbeit, eine Leimwand mit dazwischen geflochtenen Ruthen und gespaltenen schlanken Weiden.

Wenn eher s. wann, z. B. wenn eher werden Sie reisen?

Werden wird oft für reisen gebraucht, als: ich werde morgen nach Pernau; wenn eher werden Sie nach Reval? sc. reisen.

Weib heissen blos die Bäurinnen. Würde man eine Deutsche so nennen, so wäre das die höchste Beleidigung. Alle deutsche verheirathete Frauenzimmer heissen Frauen, und unverheira-

thet

thete wollen auch nicht gern einmal Mädchen heissen, weil man dieses Wort ebenfalls von den Töchtern der Bauern braucht. (!) Lieber lassen sie sich Mamsell und Jungfer nennen. Altweib heißt eine Bäurinn, die als Hebamme oder als Arzt, si diis placet, — gebraucht wird.

Wettern die, (in der vielfachen Zahl,) für Wetter, z. B. es sind heute gute Wettern; die Wettern waren zeither schlecht. Aus dem Ehstnischen.

Windigen, d. h. das Korn sichten, von der Spreu absondern und von Gesämig reinigen. Es geschieht durch den Zugwind, bei zwei einander gegen über stehenden offnen Thüren, in der Riege mit einem groben Siebe.

Zaun, eine Einfassung und Verpallisadirung mit armdicken Tannen- oder Fichtenstecken, gegen den Anlauf des Viehes und Wildes. Oft wird es auch für Stakete, bretterne Wände und Mauern von über einander gelegten, nicht mit Mörtel verbundenen Steinen gebraucht; daher der Ausdruck: ein steinerner Zaun.

Zehndner ist einer, der ein Gut gegen Empfang des zehnten Theils aller Einkünfte oder solcher Produkte, die aus der Erde wachsen, für den Erbbesitzer verwaltet.

Zehrung für Wegezehrung, Reisekost.

Zwirnt statt Zwirn.

Vielleicht ließe sich dies Verzeichniß von Liefländischen und Ehstländischen Provinzialismen noch sehr vermehren, und es ist gar wohl möglich, daß mir noch viele entgangen sind, die auch im Hupelschen Idiotikon nicht stehen. Aber es ist schwer, hier aufmerksam und vollständig genug zu seyn, und interessirt auch den Ausländer weniger als den Eingebohrnen.

Geheiligter und ungeheiligter Aberglaube, eine Menge Vorurtheile und alberne, lächerliche Ceremonieen, liegen gleich einer dicken Wolke, in mannigfaltigen und barocken Gestalten, über die ganze Nation der Ehsten verbreitet, und erben unvermindert von Aeltern auf Kinder fort. Tagewählen, Zeichendeuten, Zauberei, böse Geister, Hexen- und Gespensterwesen, beherrschen Alt und Jung, und spuken nicht selten auch in den Köpfen mancher Deutschen, die sich weit klüger dünken als die — dummen Bauern. Besprechungen, Beschwörungen und Zauberformeln, geheimnißvolle hergemurmelte Worte, Reiben, Streichen und Kreuzmachen, müssen ihnen gegen Schaden und Unheil helfen und sie dafür behüten. Sie belegen wohl gar ihre Irrthümer und abergläubigen Vorstellungen mit biblischen Dokumenten. Und ist es dann ein Wunder, wenn sie in der Bibel von Zauberern und magischen Weibern lesen, daß sie selbst daran glauben und steif und

fest

fest daran hängen? — Ich sehe bei der Fortdauer und Aufrechthaltung des unzweckmäßigen Lesens eines schweren Buchs, dessen Sinn den meisten verschlossen bleibt, so lange man ihnen keinen brauchbaren Auszug in die Hände giebt, nicht ein, wie wir die Ueberzeugung, daß es heut zu Tage keine Zauberer und magische Weiber mehr gebe, einem Volke zutrauen können, das noch auf der untersten Stufe der Ausbildung steht, und dessen Religion bloßes Flickwerk ist. Obgleich manche würdige, verdienstvolle Prediger und andere brave Männer, unter welchen ich nur einen Glanström, Willmann und Arvelius nenne, seit mehrern Jahren sich bemühet haben, die dicke Finsterniß, in der dieses Volk tappt, durch Bücher aufzuhellen, die sie theils ins Ehstnische übersetzten, theils selbst schrieben; so konnten doch bis jetzt ihre Bemühungen nur erst wenig Nutzen schaffen, theils weil der Adel hin und wieder gegen alle Bildung der Ehsten sich sträubt, und dem Verbreiten in Ehstnischer Sprache geschriebener Bücher auf mancherlei Weise Hindernisse in den Weg legt; theils weil die Leibeigenen selbst grösstentheils zu wenig Geld, Zeit und Lust zum Lesen haben, wenn sie es ja verstehen, und ihnen der Ankauf von Büchern auch noch so sehr erleichtert, oder diese ihnen wohl gar umsonst in die Hände gespielt würden. Es finden sich auch immer

mer noch einzelne gewinnsüchtige Betrüger unter den Deutschen, die das Vertrauen der Bauern, welche von den Produkten des Kunstfleißes der Deutschen auf die Güte des Verstandes und Herzens derselben schließen, mißbrauchen, ihnen die abgeschmaktesten Dinge, die albernsten Lügen und Mährchen, die possierlichsten Abentheuer weis machen, ihnen dies und jenes aufschwatzen, und der leichtglaubige, oft gutherzige Ehste glaubt ihnen alles aufs Wort, und läßt sich überreden; und da er gleich allen unkultivirten, durch falschen Wahn und Vorurtheile geblendeten Völkern, nach dem Wunderbaren und Ausserordentlichen hascht, so kann man sich kaum vorstellen, wie viel Eingang manche ausländische Fratze und abergläubige Meinung in den Gemüthern dieses Volks gefunden hat. Ich will nun versuchen, manche Züge aus diesem allgemeinen Gemälde einzeln darzustellen.

In jenen finstern Zeiten, als die Ehsten, so wie die Letten und Finnen, ihre Nachbaren, noch als ein gänzlich verwildertes Volk, in den finstern Gebüschen dieses Landes ihre Wohnungen, aufgeschlagen hatten, waren die Sonne, der Mond, die Winde, der Blitz und Donner, kurz alles das, was auf der einen Seite für sie entweder wohlthätig, oder auf der andern schrecklich und nachtheilig war, ihre Götter, welchen sie in heiligen Wäldern und Hainen sowohl, als in

Höh-

Höhlen und auf Bergen, wie unsere alten Vorfahren, die Deutschen, Opfer und Geschenke brachten. Das Meer, das Feld und der Wald waren gleichsam die Untergottheiten, denen sie das Gute, das ihnen begegnete, eben so wie das Böse und alle Widerwärtigkeiten, die ihnen aufstießen, zuschrieben. Sie verrichteten daher gewisse Gebete, die sie bei allen Gelegenheiten diesen vermeintlichen Gottheiten vortrugen. Durch die Ausbreitung der christlichen Religion in Ehst- und Lettland, und durch den beständigen und unermüdeten Unterricht rechtschaffener Prediger, sind sie freylich von den gröbsten Irrthümern gereiniget worden: indessen sind sie dennoch in vielen Stücken noch immer sehr unwissend, und haben manche alte, falsche Vorstellungen mit nicht viel bessern neuen vertauscht. Noch immer giebt es z. B. welche, die heimlicher Weise den Waldgöttern an gewissen Oertern, die eine alte Sage und der Aberglaube geheiliget hat, Geld und Fleisch opfern; oder die den Donner und Blitz keinesweges aus natürlichen Ursachen erklären, sondern bei einem Gewitter allemahl den Ausdruck brauchen: unser Herr Gott zankt, oder wohl gar: Der Himmel führt Krieg. *) Aber vor diesem Zanken

oder

*) Schande für viele Deutsche, die ebenfalls noch oft, um ihre Kinder in Furcht zu setzen oder fromm

oder Kriegführen des Himmels ist der Ehstnische Bauer doch so wenig bange, daß er weder Karten noch Kanne aus der Hand leget, wenn er sich mit beiden zu Hause oder im Kruge einen guten Abend zu machen sucht. Der Mangel an frühzeitiger Bildung und Einflößung der praktischen Lehren der Religion ist hier so groß, daß nicht selten erwachsene Personen beiderlei Geschlechts bei dem Edelmanne sowohl, als besonders bei dem Bauer, erst in ihrem 17ten, ja wohl gar 20ten Jahre zum Prediger in die Lehre geschickt und zum Genuß des Abendmahls gelassen werden könne; denn Beichte ist im ganzen Lande nicht üblich. Bei einer so kläglichen Verwahrlosung des Geistes ist es denn freilich kein Wunder, wenn dieses Volk noch im Aberglauben und Dummheit versunken ist, und diese Verfinsterung von einer Generation auf die andere fortgepflanzt wird.

Mit dem Teufel, (Kurrat) führen sie einen ewigen Krieg, rufen ihn bei jeder Gelegenheit bei seinem wohlklingenden Nahmen und verpallisadiren ihm den Eingang, so gut sie können, mit Gebeten, Kreuzmachen und — Teufelsdreck, (asa fœtida.) Oft schleicht sich aber, aller angewandten Vorsicht ungeachtet, dieser ungebetene Gast dennoch durch, rächet sich am Vieh, oder

aus

fromm zu machen, ihnen zurufen: „stille Kinder, der liebe Gott straft!" —

aus Versehen und in der Dunkelheit der Nacht, wohl gar an der Familie des Hauses, und dann nimmt das ganze Dorf daran Theil, jagt den unseligen Tölpel mit Prügeln und durch Räuchern, — so wie in Deutschland durch neunerlei Holz, — mit gesammter Macht über die Gränze des Dorfs hinaus und ist froh, noch so mit heiler Haut davon gekommen zu seyn. — Ein Ehstnischer Bauer sah einst eine Taschenuhr auf der Straße liegen, die ein Reisender verlohren hatte. Er hebt das glänzende Ding auf und betrachtet es mit besonderm Erstaunen. Wie er aber das tick tack hört, hält er sie ans Ohr und wirft sie darauf mit einemmahle voll Schrecken zu Boden, nimmt seinen Prügel und giebt ihr einen derben Schlag. Darauf neigt er sich zur Erde und horcht. Als er das tick tack noch immer hört, prügelt er so lange auf die Uhr los, bis er nichts mehr vernimmt. Und nun läuft er über Hals und Kopf nach Hause, und erzählt in seinem Dorfe: „er habe den Teufel in einer kleinen silbernen Schachtel tod geschlagen“. — Bei der Taufe haben sie auch allerhand Aberglauben und Teufelsunfug im Kopfe. Die meisten z. B. geben ihren Kindern Teufelsdreck in die Windeln mit, weil sie dadurch für Hexerey geschützt wären, und dann der Böse eher ausfahre. Sie glauben, daß eine Taufe in deutscher Sprache an einem Kinde verrichtet, nicht so kräftig als

in

in ehstnischer Sprache, indessen doch besser als gar keine sei, weil sonst das arme Kind unmittelbar ein Raub des höllischen Bösewichts werde. Dergleichen Hexen- und Teufelskram mit allen Wahrsagerkünsten und weiser Frauen Wesen ist im Lande, selbst unter manchen Vornehmen, die in ihrem Leben von ihrem Gute nicht weggekommen sind, ganz etwas Gewöhnliches. Das sogenannte Johannisfeuer in der Nacht vor Johannistag ist in den Städten und auf den Dörfern sehr üblich. Des Donnerstags wird selten eine Bäuerin für sich spinnen, aus Furcht, die Schaafe möchten nicht gedeihen: und ob sie gleich an diesem Tage am Hofe spinnen müssen, und sehen, daß da den Schaafen kein Unfall begegnet, also von dem Ungrunde ihrer abergläubischen Meinung überzeugt werden: so wird es demungeachtet keine wagen, zu Hause zu spinnen oder spinnen zu lassen. — Beschreien, Besprechungen, Gesundmachen durch gewisse Worte ist nebst Blutregen und Donnerkeil allgemein herrschender Wahn, und selbst viele unter den Adlichen glauben dies, wie ich es mir mehr als einmal habe versichern lassen müssen. Diese haben auch vielfältig den Gebrauch, bei Tische das Brustbein von einem Huhn zu zerbrechen. *) Eine Person fasset die eine Hälfte, die

*) Ich finde diesen Gebrauch auch in England im Schwange, und in einer kleinen Abhandlung

die andere die zweite. Jede denkt sich etwas dabei. Wer diejenige Hälfte hat, daran der Knoten ist, dessen Gedanke soll eintreffen. Viele glauben im Ernst an diese Posse. Und das ist der aufgeklärtere Theil Ehstlands! — In der Weihnachtsnacht giessen sehr viele Blei, besonders Hofsbediente, und weissagen einander allerlei daraus, dazu denn deutsche Gänse und Gänschen treulich mit helfen, zumal wenn es auf Heirathsangelegenheiten ankommt, da sie ganz unerschöpflich im Prophezeien nach den verschiedenen Figuren sind, die das Blei im Wasser bildet. — Von der Kommunion haben sie gar sonderbare Vorstellungen, und der Wein soll für gar vieles gut seyn, wenn man dessen bekommen könne, besonders rühmen sie ihn als ein vortreffliches Heilmittel bei Augenkrankheiten, jedoch müsse absolut die Konsekration darüber gesprochen worden seyn. In die Kirche nehmen sie gern ein Fläschchen Branntwein mit, „auf daß „Gottes Wort darüber gehe", — Er soll bei vielen Krankheiten helfen. Manche betrinken sich an dem Sonntage, da sie kommunizirt haben, theils damit die Hostie desto besser schwimme, theils aus der Meinung, wenn die Seele

on superstition, in Schillers Moral tales and essays, erwähnt.

Seele eine Stärkung genossen habe, so müsse der Leib auch seine Erquickung haben; und das gröste Labsal der Ehsten ist Branntewein. — Auf aller Seelen Tag kochen viele Essen für die Verstorbenen, und setzen es ihnen irgendwo im Hause hin, damit, wenn die Seele etwa Appetit hätte, sie komme und etwas finde. Dem Todten geben sie ein Büschel zusammen gebundener Birkenzweige, (eine sogenannte Badequaste,) mit in den Sarg, die Seife, womit der Tode gewaschen wurde, eine Kopfbürste, (welche ihnen statt des Kammes dient, den sie nicht haben,) und bisweilen auch etwas Geld, damit sich der Verstorbene unter Weges eine Kanne Bier kaufen könne; einer Mannesperson geben sie auch wohl Pfeife und Tabak mit. Dergleichen und ähnliche Fratzen haben auch die Russen, die ihren Todten immer eine Handschrift mitgeben, welche sie einst bei ihrer Auferstehung vorzeigen müssen. Sie setzen ihnen auch wohl einen Teller voll Reisbrei auf das Grab, und was der Possen mehrere sind.

Das Loben oder Beschreien kleiner Kinder oder des jungen Viehes macht sie auch bange, und sie suchen es durch allerlei hergemurmelte Worte wieder gut zu machen oder zu vertreiben. — Des Abends, ehe sie Licht anzünden, kreuzigen und segnen sich viele, welches sie auch zuweilen in der Kirche thun, wenn sie der Prediger beweglich weckt, ermahnet, oder seine strafende Stimme

donnernd erhebet. Dann schlagen sie sich wohl an die Brust und sprechen dabei: „Gottes Wort ist kräftig und rührend.“. — Spüren sie an ihrem Leibe einen Ausschlag oder ein Geschwür, so sinnen sie nach, an welchem Orte sie zuletzt gesessen oder gelegen haben, und die böse Stelle muß dann Schuld daran seyn. Sie gehen sofort hin, schaben ein wenig Silber von einem Rubel an den verdächtigen Ort, darauf auch etwas um ihre Wunde oder Beule herum, und murmeln dabei einige unverständliche Worte her. Diese Kur nennen sie das Weise an einen Ort legen. — Salz mit Branntewein, worüber ein Weiser dreimal sein Hokus Pokus gemacht hat, ist bei ihnen in großem Ansehen und von erstaunlicher Wirkung. Sie brauchen es bei Krankheiten statt Arzeneien. — Mit Schlangen, vornehmlich mit unvermuthet gefundenen, wollen sie mächtige Wunderkuren thun. Sie heilen auch in der That sehr oft Geschwüre, Ausschläge, Verenkungen, ja selbst die venerische Krankheit, in kurzer Zeit, und durch einfache Mittel, die selbst Aerzte stutzig machen. Von Klystieren wissen sie nichts, aber vom Schröpfen und Aderlassen halten sie viel. Statt der erstern brauchen sie bei Verstopfungen Pferdeschweis, mit welchem sie Oeffnung schaffen wollen. — So oft sie etwas schlachten, legen sie ein Stück davon hinter den Viehstall an eine gewisse Stelle zum Opfer. Ist

ihnen ein Haus abgebrannt, so werden sie das neue nie wieder an die alte Stelle bauen; es müsste denn auf ausdrücklichen Befehl der Herrschaft geschehen; und wenn beim Zuhauen des Grundbalkens zum neuen Hause durch den Beilhieb ohngefähr eine Feuerfunke sprühet, so vermuthen sie daraus abermals einen Brand, und suchen wieder eine neue Stelle für ihre Hütte aus. — Ehe sie einen Viehstall bauen, prüfen sie sorgfältig auf allerlei Art, ob die Stelle dazu gut oder böse sei. Unter andern legen sie Lappen und Kräuter hin. Nun warten sie, ob sich Ameisen dabei sehen lassen, und was für welche? sind es schwarze, so wird das Vieh gedeihen, die Stelle ist gut und der Bau wird flugs angefangen; sind es rothe, so ist dies eine unglückliche Vorbedeutung, und es wird in Ewigkeit auf diesen schädlichen Platz kein Stall gebauet. — Gewisse Tage im Jahre sind ihnen ungemein heilig und merkwürdig. Dahin gehört unter andern der Matthiastag, an welchem sie das Wetter beobachten, und kein Sieb in die Hand nehmen, um von Ungeziefer rein zu bleiben. Auf Mariä Verkündigung betrinken sie sich wacker, um das ganze Jahr recht frisch und roth auszusehen. Den 23ten April hauen sie nicht gerne Holz, damit ihnen die Wölfe keinen Schaden zufügen. In der Johannistagsnacht brennen sie viele Feuer an, um ihr Vieh für Verhexungen zu schützen. — Auf ihren Bart hal-

ten sie ungemein viel und streichen ihn oft, ungeachtet er nicht selten die Residenz allerlei kleiner Thierchen ist. Manche tragen ihn bis weit über die Brust und sehen fürchterlich aus. Lange Gewohnheit macht aber einem Ausländer den anfänglich frappanten und seltsamen Anblick eines langbärtigen Ehstländers endlich erträglich und völlig gleichgültig. — Während dem Vollmonde beschlagen sie nicht gerne Pferde und verpflanzen keine Gewächse. Wenn sie den Neumond erblicken, so grüssen sie ihn in ihrer Sprache so: terre terre noorku; minna noreks, sinna wannaks; minno silmad selgeks, sinno silmad seggaseks, minna kirbo körgeks, sinna brandras keks, d. h. sei gegrüßt o Neumond, ich müsse jung, du alt, meine Augen helle, deine Augen dunkel werden; ich leicht wie ein Floh, du wie Eisen schwer. — Auch zeigt der Ehste nicht gern nach dem Neumonde mit dem Finger, damit dieser Finger im Grabe nicht unverweislich bleibe. Auf Katharinn- und Elisabethentag soll allemal ein Thauwetter einfallen. Dieser häßliche Schwarm abergläubiger Vorstellungen hat sich auch in manchem Deutschen Kopfe tief eingenistet, und zwar mit denselben Nebenideen wie bei den Ehsten.

Da sie mit dem Teufel noch immer so viel zu thun haben und vor seinen Wirkungen bange sind; so schreiben sie ihm auch schreckliche Orkane, Sturms und Wirbelwinde, Hagel u. s. w. zu, weil

sie

sie ihnen viel Schaden thun. Treibt ein solcher Wind irgendwo den Staub zusammen, so verfolgen sie ihn schreiend, und werfen Steine, Erdschollen, und was ihnen zur Hand kommt, hinterdrein. Manche Hölen nennen sie Wohnungen des Teufels; bei andern opfern sie wieder, noch andern legen sie eine besondere Heilkraft bei, und tragen ihre Kranken dahin. Der fliegende Drache wird auch nicht vergessen. Sie glauben ihn oft zu sehen, und Butter, Käse, Eier, Mehl und Korn getragen bringen. Ein etwas wohlhabender Hauswirth muß schlechterdings den Drachen haben, gerade nach derselben Vorstellung, die in den Köpfen vieler deutschen Bauern spukt. C'est tout comme chés nous. Das bekannte Sternschneuzen halten auch einige für Drachen, und zwar für kleine oder junge Drachen. Von der Teufelsaustreibung bei der Taufe sind sie große Verehrer. Seit einigen Jahren ist jedoch der ärgerliche Exorcismus abgeschafft. Nur die Worte: entsagest du dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen, sind geblieben. Wenn es aber in ihrer Macht stände, so machten sie es gewiß wie jener Mekkenburger Fleischer, der, als der Prediger seiner Instruktion gemäs, den Exorcismus weglies, mit dem Beile hinter ihn trat, und ihm mit schrecklicher Stimme zurief: „Herr, will he meinem Kenge glich the Düwel uhttriebe?" — Schreien die Kinder nach

der

der Taufe viel, so glauben sie, daß dabei ein Versehen müsse vorgefallen seyn, und bitten wohl um eine zweite Taufe. Von der Kommunion auf dem Krankenbette haben sie ebenfalls ganz eigne und sonderbare Begriffe. Und ich möchte die manches Deutschen davon wissen! — Wie die Vorstellungen vieler Lief- und Ehstländischen Deutschen Bewohner seyn mögen, beweisen folgende zwei Anekdoten die mir der verdienstvolle Pastor Hupel in Oberpahlen erzählte. Als er einst einem Handwerksmanne, der in zehen Jahren nicht kommunicirt hatte, deshalb Vorstellungen that, war des letzten Antwort und Entschuldigung diese: „ob er gleich nicht öffentlich zum „Nachtmahle gegangen sei, so habe er doch im „Geiste und in der Wahrheit kommuni„cirt". — Ein anderer schrieb an ihn: „er „möge die Gewogenheit haben und künftigen „Sonntag zu ihm kommen, denn er wünsche „mit den Seinigen von ihm die heilige Drei„faltigkeit gereicht zu bekommen"; das sollte heissen: er möge ihm das Abendmahl reichen! — Wenn die Bauern den Prediger hohlen lassen, so ist es mit dem Kranken gemeiniglich schon nahe am Ende, und dann ist eine ihrer ersten Fragen an ihn diese: „ob der Kranke „sterben oder genesen werde"? denn sie glauben, der geistliche Herr, als ein Mann Gottes, müsse das auf ein Haar wissen. Eben dies er-

war-

warten sie von seinem Pferde, nach dessen Kopf sie forschend blicken. Trägt es bei seiner Ankunft vor der Hausthür den Kopf empor, so kommt der Kranke gewiß wieder davon; läßt es denselben traurig sinken, so muß er unfehlbar fort, und es ist keine Rettung. Von den Kirchenfürbitten für Kranke erwarten sie dasselbe, was auch einfältige Leute unter uns davon erwarten, und die Priester erhalten sie noch immerfort aufrecht. Wie wahr und richtig ist doch der Satz: daß Menschen, welche noch in Dummheit und Unempfindlichkeit schlummern, am allermeisten zur Leichtglaubigkeit, zum Aberglauben und zu Vorurtheilen aufgelegt sind! —

Von den heiligen Oertern, Tempeln, Hügeln, Hölen und Hainen, wo die heidnischen Ehsten (und Letten,) ihre gottesdienstlichen Ceremonien verrichteten, findet man noch hin und wieder Spuren, und sie bezeugen auch noch jezt gegen solche heilige Plätze vielfältig eine schaudernde Ehrfurcht. Zwar hat die Obrigkeit sehr auf die Zerstörung derselben gedrungen, und ihre Besuchung und Verehrung zu aller Zeit scharf verboten; aber der Glaube leidet keinen Zwang. Sobald gewisse Handlungen den Anstrich von etwas Gottesdienstlichen, Heiligen und Religiösen bekommen, so siegen sie über alle Furcht. Dergleichen heiligen Hainen nahen sie sich nicht anders als mit der grösten Ehrfurcht und Andacht. Einen

nen Zweig von einem Baume, der an einem solchen geheiligten Orte steht, abzuhauen oder abzubrechen, halten sie für eine große Ruchlosigkeit, ja sie nehmen nicht einmal, so weit sein Schatten reicht, gern eine Erdbeere weg. Wagt es ein Deutscher, aus Muthwillen, Unwissenheit oder Spott daran zu schneiden, so zittern sie wegen der Folgen, und glauben, daß die Strafe gewiß nicht ausbleiben werde. An solche heilige Orte, die man gemeiniglich auf Hügeln, an Quellen, in dicken Waldungen u. s. w. findet, und welche an gewissen Bäumen kenntlich sind, begraben manche gern heimlich ihre Todten, hüten sich aber sorgfältig, daß es wegen der darauf gesetzten Strafe nicht herauskomme. Daher trift man auf solchen Anhöhen, und hier und da in Wälbern, noch viele Gräber und Todenhügel aus der Vorzeit an, deren Umfang eine von Steinen aufgesetzte kleine Mauer oder Rasenwand à la Siegwart einschließt, und die sich von den neuern nur durch die Entfernung, in welcher sie von Dörfern oder Gütern liegen, unterscheiden. Sie weisen uns noch auf jene Zeiten zurück, in welchen die Nation zerstreuet und gleich unsern Vorfahren in Hölen und Hütten lebte. Ohngefähr vier Meilen von Reval fährt man über eine solche Anhöhe, nicht weit von dem Hofe Ruil an der Landstraße, auf der man jedesmal eine Menge dürren und grünen

Strauch

Strauch, Stecken, Hölzer u. dergl. aufgehäuft sieht. Dies ist ein solcher von den Bauern für heilig gehaltener Ort, vor welchem keiner vorbeifährt, ohne etwas hinzulegen; ja man hat mir versichert, daß man bisweilen sogar Geld unter dem Haufen des Gesträuches findet. Und wenn dasselbe heute auf Befehl des Gutsherrn weggeräumt worden ist, so liegt der Platz den andern Tag wieder so voll als vorher, wovon ich mehrmals Augenzeuge gewesen bin. Wahrscheinlich war dies in den heidnischen Zeiten Ehstlands ehl Opferplatz, wie es deren mehrere im Lande giebt, von denen sich die Sage und ein abergläubiger Wahn fortgepflanzt hat, ohne daß die Ehsten jezt noch den Grund von diesem Gebrauche anzugeben wissen. Man hat wohl eher Bauern zwingen wollen, einen Baum auf einer solchen heiligen Höhe abzuhauen, aber weder durch Vorstellungen noch Drohungen hat man sie dazu bewegen können. Ich habe schon erzählt, daß, wie mir ist versichert worden, wirklich itzt jezt welche Opfer an solche geheiligte Orte bringen, die in Geld, Wolle, Brod, Garn, Wachs u. dergl. bestehen, besonders, wenn sie eine Krankheit, Geschwür, Ausschlag oder so etwas an sich haben, davon sie die Ursache in der Erde an dem Orte suchen, wo sie zuletzt gestanden, gelegen, gesessen oder getrunken haben. Dahin schaben sie ein wenig Silber von ei-

einem Rubel, oder am liebsten von dem Halsschmucke ihrer Weiber, und das soll die Kraft haben, ihre Genesung, welche zufälliger Weise eben die gütige Natur bewirkt, zu befördern. O Mensch! großes Wesen in der Schöpfung! der du von Gott die erhabenen Kräfte des Verstandes und der Vernunft in der Absicht bekommen hast, sie anzuwenden, und durch Wahrheitsforschen und Denken weise, tugendhaft und glücklich zu werden; du Gott der Erde! wie kannst du so oft deinen Verstand, die Vernunft, diese Töchter des Himmels, schlummern, wie so oft durch Irrthum und Vorurtheil dich blenden lassen, daß du die Wahrheit nicht siehest, und neben dem Wege des Lichts wie ein Träumender vorbei schleichest? — Doch man lehrt ja die Menschen noch immer so wenig ihre Vernunft brauchen, und hält sie mehr zum Glauben an. Daher alle jene Ungereimtheiten, welche die Vernunft so sehr entehren; dadurch sind alle Schwärmereien und aller Aberglaube in Freiheit gesetzt worden; daraus entstanden so abgeschmackte Meinungen und Religionshandlungen, daß ein vernünftiger Mann über die Thorheit erstaunen, und sie keinesweges als Gott wohlgefällig, sondern vielmehr als lächerlich und für einen Menschen von gesundem Verstande beleidigend und entehrend ansehen muß. —

Seit der Zeit, da man Lief- und Ehstlands freie Völker nach einem langen und harten Kampfe in das Knechtschaftsjoch eingezwängt hatte, fühlte man das Unrecht, das man diesen grausam Unterdrückten that, und war bemüht, es einigermaasen wieder gut zu machen. Daher die mannichfaltigen Versuche, den elenden Zustand der Bauern zu verbessern und ihnen Bildung, Erleichterung der Kettenlast und Freiheit zu verschaffen. Gleich nach ihrer Unterjochung fänden sich einzelne Biedermänner, besonders unter den Heermeistern, die das Elend der Bauern zu mildern suchten, sie aus dem Stande der Sklaverei zu reissen und empor zu heben bemüht waren. Schon Schenkenberg und Gotthard von Kettler machten hierin den Versuch; aber noch mehr that der weise und heldenmüthige Pohlnische König Stephan Bathory zur Beschränkung der großen Gewalt der Deutschen Herrn in Lief- und Ehstland. Er verbot den Edelleuten, ihre Unterthanen nicht mehr mit Leibesstrafen zu züchtigen, sondern befahl sie mit Geldstrafen zu belegen, und er würde gewiß diese damaligen Hydern noch mehr gezügelt haben, wenn der Tod seine Entwürfe nicht vernichtet hätte. Gustav Adolph befahl, um die große Scheidewand zwischen Adel, Bürger und Bauer einigermaaßen aufzuheben, daß ohne Unterschied Adliche, Bürger- und Bauernsöhne in das Gymnasium zu Riga und Reval aufgenommen werden soll-

sollten; nahm den Erbherrn das Recht über Leben und Tod ihrer Leibeignen, und entzog die letztern ganz der richterlichen Gewalt der erstern. Er ertheilte den Bauern das Recht, gegen ihre ungerechten und grausamen Herrn bei den Königlichen Gerichten Klage führen zu dürfen, und unterwarf jene blos der Verurtheilung vom Hof- und Landgericht zu öffentlichen Strafen. Die Hauszucht lies er fürs erste dem Adel noch, um ihn nicht zu sehr aufzubringen. Mit seinem Tode hatte aber alles dies wieder ein Ende, und funfzig Jahre hindurch blieb der Zustand der Leibeigenen wieder der kläglichste. Zwar galten Gustav Adolphs Verordnungen noch fort, aber der Adel rächte sich durch verstärkten Druck, durch grössere Leistungen und barbarischere Hauszucht; bis Karl der Eilfte im Jahr 1681 dem versammelten Adel gerade zu den Antrag that, den Bauern die Freiheit zu geben. Da hätte jemand das Schäumen und Wüthen sehen sollen! es war nicht anders, als wenn er den Herrn die innersten Nerven gezogen hätte! zum Glück für den Adel starb er, ehe er seine Foderung durchsetzte, gegen die man sich schon zum Widerstande rüstete. Sein Nachfolger, Karl XII. war zu sehr vom Soldatengeiste beseelt, lebte und webte fast nur im Felde und in Schlachten, als daß er sich enhaltend um das Wohl seiner Unterthanen im Innern des Landes und an den Gränzen seines Reichs hätte bekümm-

kümmern ſollen. Doch zog er viele Privatgüter ein, und ſchenkte den auf ſolche Art zu Krondauern gewordenen Erbbauern mehr Freiheit und eine gewiſſe feſte Verfaſſung, die noch jetzt auf Kronsgütern fortdauert, und die Kronbauern für Beeinträchtigungen und Vergewaltigungen ſchüzt, wenn ſie nicht durch Schenkungen unter Peter dem Großen und ſeinen Nachfolgern der Gewalt eines Einzigen wieder Preis gegeben worden ſind. — Peter beſtätigte dem Adel ſeine alten Privilegien und Vorrechte, in ihrem ganzen Umfange, und unter ihm geſchah eigentlich nichts zur Verbeſſerung, Bildung und Erleichterung der Ehſten. Auch ſeine Nachfolger waren zu ſehr mit der Ausführung der von ihm hinterlaſſenen Entwürfe beſchäftigt, als daß ſie mit Ernſt ihr Augenmerk auf den Zuſtand der Bauern in den neueroberten Provinzen hätten richten können. Nur unter der Kaiſerin Eliſabeth erſchien im Jahre 1756 eine Verordnung zum Beſten der Leibeigenen, in welcher verboten wird, ihnen beim Heirathen Hinderniſſe in den Weg zu legen. Ungehindert konnte alſo die adliche Tyrannei ihren Weg verfolgen, ſie hatte das ganze verfloſſene Jahrhundert hindurch einen weiten Spielraum, niemand ſetzte ihr einen Damm entgegen, und ſie arbeitete nach Herzensluſt ihrem Ziele zu, als — im Jahre 1763 Katharina II. auf ihrer Durchreiſe durch Ehſt- und Liefland ihren Blick auf

die

die traurige Lage der Bauern heftete, ihr tiefes Elend mit eignen Augen sahe, ihre Seufzer hörte, und dem enormen Misbräuche willkührlicher erbherrlicher Gewalt ein Ende zu machen beschloß. Sie befahl daher dem damaligen Generalgouverneur, Reichsgrafen von Browne, dem Adel die Vorstellung zu thun, daß es ihr Wille sei, dem Unwesen zu steuern und durchaus die Leibeigenschaft erträglicher zu machen. (Denn sie auf einmal ganz abzuschaffen, fand sie nach ihrer Weisheit nicht für zuträglich.) Die Edelleute erklärten zwar, es sei alles, was man ihnen von Tyrannei, Härte, Vergewaltigung ꝛc. zur Last lege, lauter Verläumdung, und baten um die Erhaltung ihrer bisher gehabten, ihnen von Peter I. ertheilten und bestätigten Rechte. Aber es half alles nichts. Es war der ernstliche Wille der erlauchten Monarchin, der leidenden Menschheit aufzuhelfen, und es ist warlich nicht ihre Schuld, wenn ihre Absicht unerreicht blieb. Man traf, um doch scheinbar etwas zu thun, allerhand Einrichtungen. Zu Folge derselben soll also kein Bauer mehr auf öffentlichem Markte verkauft werden. (Aber man bietet sie nun dafür in den öffentlichen Intelligenzblättern feil, und vertauscht sie wie Waaren gegen andere Leibeigene und — Sachen,) Der Bauer soll künftig seine wenigen Habseligkeiten als Eigenthum besitzen, welches er vormals gar nicht hatte; es wurden

die

die Frohnen und andere Leistungen bestimmter aufgesetzt, nachdem jeder Gutsherr schriftlich hatte einreichen müssen, was er von seinen Leibeignen fodere; endlich wurden auch Gerichte niedergesetzt, bei welchen der Bauer gegen seinen Herren klagen konnte, wenn dieser mehr foderte, als ihm zukam, und der Hauszucht, welche zwar ebenfalls wieder den Herrn gelassen wurde, bestimmtere Gränzen angewiesen. Allein es gieng auch hier, wie es immer gegangen war: mit feiner Vorsicht wuste der Adel vorzubeugen, auszuweichen, scheinbar einzuwilligen und — durch raffinirten Druck sich zu entschädigen. Man schrieb auf, was man wollte, und viele wußten sogar die Gelegenheit zu gesetzlicher Erhöhung der Frohndienste und Abgaben arglistig zu benutzen und Vortheile zu erschleichen. Die Berichte und Angaben wurden nach den Wakenbüchern genau eingerichtet, im Kameralhofe niedergelegt und sollten zur ewigen Norm dienen. Man schläferte dabei Bauern und Gerichtsherrn ein; jene wurden nicht gefragt, und diesen fiel es nicht ein, je eine allgemeine Untersuchung anzustellen, ob wirklich alles so gehalten worden sei, wie es abgeschlossen war, und so hat die ganze Sache ihren Zweck verfehlt. Wie können auch alle dergleichen Gesetze und Abmachungen hinlänglich wirken, so lange der verklagte Edelmann das grausame Recht behält, die Kläger zu peitschen oder zu verkaufen? Wie wenig Menschen

schenkenntniß gehört dazu, voraus zu sehen, daß derjenige Erbherr, welcher ungerechte Foderungen macht, auch die gerechten Klagen darüber, nicht ungeahndet werde hingehen lassen, so lange er die Macht, nach Gefallen zu züchtigen und loszulassen, in den Händen hat. Auch ist es ein seltener Fall, daß die Privatbauern Schuz gegen die Bedrückungen ihrer Erbherren bei der Obrigkeit suchen, weil sie fast allemal verlieren. Diesen Ausgang haben von jeher alle Verordnungen gehabt, die vom Throne herab zum Besten der Bauern gemacht worden sind. Ihre Absicht und der Geist, in dem sie abgefaßt sind, sind vortreflich; aber ihre Vollstreckung wird immer Männern aufgetragen, die selbst Gutsbesitzer sind; und werden diese wohl wider ihr eignes Interesse handeln? hinc illae lacrymae. —

Was einzelne Biedermänner und edel gesinnte Glieder des Lief- und Ehstländischen Adels zum Besten der Bauern gethan haben, konnte noch weniger wirksam in seinen Folgen seyn, da die Beschlüsse des ganzen Korps unerfüllt blieben. Es ist wahr, der Adel in den beiden Herzogthümern hat mehrere vortrefliche Männer aufzuweisen, die sich mit allem Ernste des bedrängten Bauernstandes annahmen, allein ihre Stimme konnte nicht durchdringen. Ein solcher Edler war der verstorbene Baron Schulze von Ascheraden, ein solcher ist der Kreismarschall von Bock und

der

der Kreismarschall von Hellwig. Sie nahmen sich der Gerechtsame der Bauerschaft mit allem Eifer bei jeder Gelegenheit an, fochten und sprachen mit Wärme für die Milderung der Leibeigenschaft. Ihre Stimme verhallte unter dem Gegengeschrei der Menge, und sie vermochten blos auf ihren Gütern ihren menschenfreundlichen Vorschlägen Gewicht und Eingang zu verschaffen. Man nannte ihre Propositionen gefährliche und unhaltbare Neuerungen. Viele andere sprechen vortreflich von Menschenrechten, Freiheit, anerkannten Grundsätzen der Vernunft, Gerechtigkeit und Billigkeit, von Pflichten und Geboten der Menschenliebe, wissen in glänzenden, hochklingenden Phrasen und Modetiraden ihre Entwürfe zur Verbesserungen ihres Gutes und der Bauerschaft mit Zutrauen erweckender Miene auszukramen; aber glaubt es nicht! es sind Paradesentiments, Floskeln aus Büchern, nach dem Geiste des Zeitalters, die nie in Thaten übergehen, nicht den geringsten Einfluß aufs Handeln haben. Wo man solche Blößen giebt, ist von allgemeiner Billigkeit und Gerechtigkeit wenig zu hoffen. Hängt der leibliche Wohlstand der Bauern von der Herzensgüte und Geistesbildung ihres Beherrschers ab, ach so dürfte der geringste Theil nur, sich eines leidlichen Schicksals zu erfreuen haben. Von oben herab ist viel geschehen, obgleich lange noch nicht alles;

aber das meiste kommt auf die Edelleute an. Wollen diese Gutes, so kann die erwünschte Besserung nicht aussenbleiben. Es sind seit 1765 Schulen in den Kirchspielen angelegt, und die Prediger müssen jährlich über die Fortschritte der Kinder-Listen an den Oberkirchenvorsteher des Kreises einschicken. Dies ist ein Schritt zur Verbesserung, aber bei weitem noch nicht der gröste. Er zeigt blos den guten Willen der Landesregenten zur Bildung der Nation, bessere Kenntnisse zu verbreiten, die Sitten milder zu machen, und das Volk seiner Bestimmung näher zu führen. Aber ohne Freiheit, oder wenigstens ohne menschlichere Behandlung, öfnet man ihm so nur noch recht die Augen über sein Elend. Die Abschaffung der Leibeigenschaft ist das einzige wahre Mittel zur Kultur, und die Beibehaltung derselben bleibt das mächtigste Hinderniß in der Volksaufklärung. Die unmenschliche Gewohnheit, Menschen zur Waare zu erniedrigen, und ihr Blut und Leben mit zu den Gütern des Herrn zu zählen, , bringt die grösten Mißverhältnisse im Staate hervor, und ertödet den guten Geist bei allen Ständen, bei allen Unternehmungen, ja selbst bei allen Gewerben. Die ächte Moralität kann in einem solchen Lande auch nur langsam fortschritten.

Der Einfluß der Herrschaften auf das Wohl oder Wehe, auf den physischen und moralischen Zustand der Bauern ist von entschiedenem Gewicht.

Es heist hier mit allem Rechte: wie der Herr, so der Diener, wie die Herrschaft, so die Leute. Daß es unter den erstern viele vortrefliche Männer, helle und kluge Köpfe giebt, die ihrem Stande Ehre machen, und durch ihre guten und weisen Einrichtungen allgemein geschäzt sind, wiederhole ich noch einmal. Das Andenken des Baron Schulze wird im ganzen Lande jedem Wohldenkenden ewig heilig bleiben. Auf ähnliche Weise verdienen der Kammerherr von Baier, der Kreismarschall von Brewern, der Herr von Mohrenschild, die noch leben, ein Denkmal in Lief- und Ehstlands Jahrbüchern. An sie schließt sich eine Klasse ehrlicher, gerader und biederer Männer, gute Herzen, alte brave deutsche Degenknöpfe, bei denen der Adel des Herzens erblich zu seyn scheint, wie es der Adel ihrer Familie ist. Ich kenne deren viele, die ihre Bauern menschlich behandeln, ob sie gleich in Absicht der Verdienste um dieselben jenen nachstehen. Aber viele einzelne Aeusserungen, selbst von solchen Personen, die äussere Politur in hohem Grade, Kenntnisse und Guthmüthigkeit besitzen, sind der Meinung von den menschlichen Gesinnungen und einer nachsichtsvollen Behandlung der Bauern, eben nicht günstig. So vernünftig sonst mancher Edelmann über Güte und Gerechtigkeit sprechen mag, so wird man doch unter zehen Fällen kaum einen finden, wo er

eben die Grundsätze, die er äussert, auf seine Bauern anwenden werde. „Sie sind ja leibeigen", sagt man gewöhnlich, und glaubt damit alles gesagt zu haben, um ein hartes oder unbilliges Verfahren zu rechtfertigen. Dies gilt besonders von derjenigen vermischten Klasse von Edelleuten, die blos für den körperlichen Genuß leben, die Menschen lieber thierisch gebrauchen als veredeln, dem Spiele sich ergeben, der Jagd weidlich obliegen, und nach so vollführten herrlichen Thaten, dem Leichname gütlich thun.

Im Jahre 1783 bei der Einführung der neuen Stadthalterschaftsverfassung wurde höhern Orts abermals ein Schritt gethan, das Schicksal der Leibeigenen erträglicher zu machen. Aber auch diesmal wuste der Adel dies Ereigniß zu seinem Vortheil zu benutzen, und das Wasser auf seine Mühle zu leiten. Die Krone verwandelte nämlich die alten Naturallieferungen der Bauern in eine Kopfsteuer, welche 1784 auf einen Rubel für jeden männlichen Kopf festgesetzt wurde. Statt daß dies eine Erleichterung für sie seyn sollte, wurden sie dadurch nur in noch engere Fesseln geschmiedet. Der Adel übernahm nämlich die Bezahlung der Kopfsteuer, erhebt aber nun dafür die alten Kronabgaben, und legt so viele neue Leistungen auf, als ihm beliebt. Hier war wieder ein neues Feld zur vorigen Unbeschränktheit geöffnet, denn man berechne den Betrag der

alten

alten Abgaben gegen das Tagelohn für die neuen Frohnen, so wird man finden, wer dabei gewonnen habe. Was die damals neu eingesetzten Gerichte, in welchen Personen aus dem Bauernstande mit Beisitzer sind, für sie für Gewinn gebracht haben, habe ich im vorhergehenden Abschnitte gezeigt. Bei den anbefohlnen und zum Theil wirklich eingerichteten und in Gang gebrachten Schulen ist die Möglichkeit der Kultur da, und ich werde in einem der folgenden Abschnitte hiervon noch etwas Mehreres sagen. Aber wenn nur diese Anstalten auch so benutzt, und der Befehl immer genau befolgt würde! wenn nur die Hofsarbeiten der Jugend nicht so viele Zeit wegnähmen! —. Ich habe gerade den ganzen Zeitraum hindurch von Einführung der Stadthalterschaftsverfassung bis beinahe zum Tode der Kaiserinn Katharina II. größtentheils in Ehst- und Liefland gelebt, und bin also eine Reihe von Jahren Augenzeuge gewesen, wie wenig der Erfolg den Absichten der großen Monarchin entsprochen hat. Dies geht so weit, daß man seine Unzufriedenheit über die neue Verfassung laut äusserte, und die Bauern bisweilen den Wunsch thaten, wieder unter Schwedischer Herrschaft zu stehen, weil sie da weniger gedrückt würden. Denn was gewannen sie unter der zum Theil um ihrer willen gemachten neuen Einrichtung? — Wenig oder nichts; ihr Verlust hingegen ist — durch die Schuld der

Edel-

leute, — beträchtlich. Die Hauszucht blieb in den Händen der Erbherrn: es wurden zwar derselben gewisse Gränzen gesetzt, über die hinaus mit der Strafe nicht geschritten werden sollte. Aber wer hindert einen harten gefühllosen Tyrannen, sie mit der ganzen Strenge auszuüben, die sein Zorn heischt? wo soll der Leidende klagen? bei den Kaiserlichen Gerichten? ach, die sind mit Feinden des Klägers besetzt: nur der Bauer auf den Krongütern findet etwas mehr Schutz gegen Bedrückungen, und gewöhnlich werden auch nur Kronbauern zu Beisitzern in den Gerichten genommen.

Zwölf Jahre darauf, nämlich 1795 wurde wieder auf Befehl der Kaiserinn in der gewöhnlichen alle drei Jahre zu Riga und Reval gehaltenen Adelsversammlung, die man den Landtag nennt, eine Motion zur Verbesserung des Schicksals der Bauern gemacht, und man versprach sich mit Recht große Erwartungen und die besten Wirkungen davon, weil man das Beispiel von Frankreich und Pohlen in frischem Andenken hatte. Der Geist des Zeitalters, der so laut die Abschaffung des Drucks und der Sklaverei predigt; die sichtbare Scheu, mit welcher in unsern Tagen hartherzige Gutsbesitzer ihre Werke der Finsterniß treiben; der Haß und Unwille, der sich gegen Despotismus und Adelstyrannei allenthalben erhebt; das Streben, den Schein von Edelmuth und

Men-

Menschenliebe zu haben, ungerechte Behandlung zu maskiren und in Gesellschaften mit den Tugenden der Milde und Aufklärung zu glänzen; alles dies berechtigte zu den schönsten Hoffnungen und Aussichten. Es standen allgemein verehrte Männer an der Spitze der Versammlung, Männer von einem unbestechlichen Charakter und warmen Patriotismus beseelt, die das, was zur Verbesserung des Zustandes der Bauern gehörte, in seinem ganzen Umfange einsahen und auch Kraft hatten, ihre Vorschläge durchzusetzen; und dennoch geschah — wenig. Der Oberpastor Sonntag, ein edler Mann und vortreflicher Redner, eröffnete den Landtag mit einer geistvollen Predigt am 3ten December 1795, welche auch die Ritterschaft zum Drucke beförderm ließ. Mit Sachkenntniß und Klugheit, aber auch mit offener Freimüthigkeit erinnerte er an alle Foderungen, welche der Gemeingeist, (dies war der Inhalt der Rede,) an eine solche Ständeversammlung thun muß. Noch mehr aber und mit dem feurigsten Pathos und hinreissender Beredsamkeit schilderte er das Schrekliche der Leibeigenschaft, die Pflichten und Obliegenheiten des Adels bei dieser Gelegenheit, und hob die besonderen Bedürfnisse, welche die Versammlung berücksichtigen sollte, heraus. Die Ritterschaft muste am besten wissen, was alles an dem vom Redner mit kluger Vermeidung aller möglichen Erbitterung behandelten

Stoff

Stoff gränze. Sie hörte ihn mit Achtung und Beifall, und belohnte ihn durch ein in der ersten Sitzung dekretirtes Ehrengeschenk von einer goldnen Dose mit der Devise Gemeingeist. — Auch in Reval hielt an eben dem Tage der Oberpastor und Domprediger Moyer eine Predigt voll der zweckmäsigsten Ermahnungen und Aufforderungen zur Menschenpflicht an den zahlreich versammelten Adel, die ebenfalls mit Wohlgefallen aufgenommen und nicht unbelohnt gelassen wurde. — Wer Wahrheit hört und belohnt, wie sehr nahe muß der dem Gefühl der Pflicht seyn, sie zu befolgen! wie nahe also auch wohl der Ausführung selbst! Wer hätte da nicht denken sollen, daß die armen Leibeignen sammt und sonders, Esten und Letten, aus dem Zustande des der Gewalt und dem willkührlichsten Eigennutze aufgeopferten Sklaven nun endlich einmahl gewiß herausgerissen werden würden? es wurde auch ein Anfang zur Verminderung des Elends gemacht, aber das übrige gieng wie sonst. Man machte Parade mit schönen Sentenzen, beklomplimentirte sich mit der Menschenliebe, versicherte sie seiner Achtung und Ergebenheit und ließ das Meiste beim Alten.

Man hatte hauptsächlich folgende vier Punkte in Deliberation genommen und abzuändern beschlossen: 1. Es sollen den willkührlichen Strafen der Gutsbesitzer gegen ihre Leibeigenen Gränzen gesetzt und gewisse Grade bestimmt werden, die nicht über-

überschritten werden dürfen. 2. Soll in Zukunft das Verkaufen der Bauern sehr eingeschränkt und wo möglich gänzlich eingestellt werden. 3. Sollen gewisse und bestimmte Arbeitstage und Frohndienste festgesetzt werden, über welche der Herr seine Bauern nicht nach Willkühr darf arbeiten lassen. 4. Soll der Bauer die Freiheit haben, bei einer zu dem Ende niedergesetzten Adelskommission, im Nothfall gegen seinen Erbherrn Klage führen zu dürfen, und von ihr die Entscheidung zu erwarten. — Aber alle diese Abmachungen existirten schon seit 1765; und dennoch thaten sie den Mißhandlungen und Bedrückungen keinen Einhalt: sie standen auf dem Papiere, aber sie giengen nicht in Thaten über. Die willkührlichen Auflagen, Frohnen und Abgaben, das Verkaufen, das Muthengeben und Peitschen, die Eingriffe in das Eigenthum und die häuslichen Verhältnisse des Landbauers, die Vertheilungen der Erbschaften nach dem Belieben des Gutsherrn, das Einmischen der Herrschaft in die Heirathen u. s. w. hörten deswegen nicht auf. Ueberhaupt wurden die obigen Verhandlungen nie förmlich bekannt gemacht, und erhielten keine gesetzliche Kraft durch die Bestätigung des Monarchen. Und heißt das wohl das Schicksal der Bauerschaft sehr lindern, wenn man unter andern Strafen solche festsetzt wie die: „Daß kleine Vergehungen in continenti mit 30 Peitschenhieben, und grössere, z. B. geringer

Dieb-

Diebstahl, mit 10 Paar Ruthen bestraft, und mit jedem Paare nur 3 Hiebe gegeben werden sollen?" — oder beschließt, „daß bei dem Verkaufe der Leibeignen keine Eheleute, (also doch beiläufig Aeltern und Kinder, Brüder und Schwestern,) getrennt werden sollen?" Macht man wohl solche Beschlüsse zum Besten solcher Menschen, denen geholfen werden soll? — Wie überdies die angeführten Strafgesetze gar nicht billig sind, so sind es auch manche von denen, welche die Arbeiten und Abgaben der Bauern betreffen. Viele sind bloße Scheinverbesserungen, denn theils ist, wie schon gesagt, die beschlossene Einschränkung der willkührlichen Gewalt an sich von geringer Bedeutung, theils ist den neuen Gesetzen kein hinlänglicher Nachdruck gegeben worden. Der gute Wille der Entwerfer hat sich gezeigt, allein es fehlte die Ausführung. Ein Anfang zur Rettung ist gemacht, aber bei weitem nicht alles geschehen, was hätte geschehen sollen, und wozu man sich beim Anfange des Landtages so schöne Hoffnungen machte. Das Verkaufen der Menschen ist zwar eingeschränkt, aber noch nicht abgestellt worden. Immer können noch solche Leibeigene verkauft werden, die von ihren eignen Mitbrüdern für inkorrigibele Taugenichtse erklärt werden. — Das höchste Apellationsgericht in Sachen der Leibeigenen gegen ihre Erbherrn ist der Adelskonvent, der seine Mitgenossen schwerlich ver-

ur-

urtheilen wird. Auch beweisen ja die bisher bestandenen Gerichte, darin Adliche und Bauernassessoren saßen, z. B. das Niederlandgericht und die Niederrechtspflege, hinlänglich, wie wenig Nutzen hierdurch bis daher für die klagenden Leibeigenen von Privatgütern ist gestiftet worden. Und kann man von den neuen Richtern in der Adelskommission mehr Milde und Gerechtigkeit erwarten? sollte sich der Geist ihrer Kaste denn so auf einmal geändert haben, da sie zumal nun nicht mehr an vorgeschriebene Gesetze höhern Orts gebunden sind, sondern nur ihren eignen entworfnen Vorschriften und ihrem Gutdünken folgen dürfen? — Bedenkt man noch überdies dabei, daß nunmehr die Bauern wieder dem Schutze der kaiserlichen Richterstühle, (also der eigentlichen Landesobrigkeit), entzogen und unter die Gerichtsbarkeit bloßer Edelleute gestellet worden sind; so hat man gerechte Ursache, hievon das Schlimmste zu fürchten, und die Versagung der Bestätigung des ganzen Entwurfs von Seiten des Monarchen zu wünschen.

Wenn in dem neuen Landtagsschlusse die Fuhren und andere Lieferungen genauer als zuvor bestimmt worden sind, so ist dies zwar an sich löblich und gut. Aber ist denn diese Abmachung auch den Bauern bekannt gemacht worden? ich zweifle sehr daran. Was hilft sie ihnen also, wenn sie nicht wissen, wie weit ihr Herr nun

eigents

eigentlich hierin gehen kann? Für billige Gutsbesitzer war diese Bestimmung gar nicht nöthig, denn die schonen ihre Leute ohnehin; und für die harten? die werden sich warlich nicht dafür fürchten, denn wer macht sie für die Uebertretung derselben verantwortlich? die niedergesetzte Adels-Kommission? aber die Assessoren in den zeitherigen Kreis- und Niederlandgerichten hatten ja dieselbe Funktion auf sich, und dennoch fand keine Gerechtigkeit für Privatleibeigene Statt. Wer bürgt denn dafür, daß sie auch immer aus edeln Männern bestehen werde? — Es ist wahr, man muß die Last der Frohnen nie an sich, sondern im Verhältniß des Landes betrachten, das ein Bauer besitzt. Täglich einen Arbeiter zu Pferd und zu Fuß schicken, scheint hart, ist aber leidlich, wenn der Bauer mehr als ein Gespann halten kann. Mancher hat vier, fünf, sechs Pferde, und kann mithin leicht eins oder zwei abgeben. Ja, aber wenn es nur dabei bliebe! ob nicht die ordinären und extraordinären Lasten, die durch den letzten Landtagsschluß den Bauern auferlegt worden sind, das gehörige Verhältniß übersteigen, will ich hier nicht entscheiden; aber immer hörte ich darüber Klage führen, daß die Berechnungen in den Wakenbüchern, welche doch die Norm der Leistungen seyn sollen, falsch angegeben wären, daß die unbestimmten Forderungen alles Maas überschrit-

ten

ten und die Wakenbücher nicht beobachtet würden. Diesen Klagen ist durch den neuen Landtagsschluß nur in so weit abgeholfen worden, als es durch bloße Gesetze, denen der Nachdruck fehlt, geschehen kann.

„Dies also, ruft Merkel, der Sprecher „für seine unglücklichen Landsleute, die Letten, „(und warum nicht auch der Ehsten?) der edle „Eiferer für das Beste der Menschheit, aus", dies waren die Resultate des Landtages, von dem man sich so große Dinge versprach. Das sind die edeln Aufopferungen, zu denen sich ein versammelter Adel entschließen konnte! Großer Gott! Statt Erleichterungen zuzugestehen, macht man die Bedrückungen gesetzlich; statt den Bauern wirksamern Schutz der Gesetze zu verschaffen, will man sie denselben entreißen; statt ihnen Unterstützung zuzusichern, zwingt man sie, noch mehr von ihrer ärmlichen Aerndte abzugeben, damit nur der Herr frei über die seinige disponiren kann. — Die Verhandlungen auf diesem Landtage sind ein offenbares Geständniß, daß der Bauer im tiefsten Elende versunken, und daß die unbeschränkte Willkühr die Ursache davon sei. Sie zeigen ferner, was die Majorität des Adels unter Verbesserung der Bauernverfassung versteht: nämlich nicht Erleichterung der Lasten, sondern nur Vorbeugung, daß die Unglücklichen nicht unter denselben völlig erliegen; in sofern

der

der Herr durch diese Vorbeugung gewinnen könne. — Sie zeigen endlich unwiderſprechlich, wie wenig es dieſer Majorität ein Ernſt damit ſei, die Bauern der Freiheit entgegen zu führen, ja ihnen auch nur einen Theil ihres Jochs abzunehmen. Sie beweiſen, — und das iſt das ſchrecklichſte! — ſie beweiſen auf das einleuchtendſte, daß auch nie, nie von dem Adel die Wiederverſtattung der Bürgerrechte des Bauern zu erwarten iſt. Ewig werden die Edlern zu ſchwach ſeyn durchzudringen, und ewig wird der große Hauſe zu bösartig ſeyn, um ſeine Beute fahren zu laſſen. Tritt nicht endlich die Regierung als Entſcheiderin dieſes fürchterlichen Theaterſpiels ins Mittel, oder übt die blutige Fauſt der Verzweiflung nicht ſelbſt Gerechtigkeit, ſo wird der Lief- (und eben ſo gut auch der Ehſtländiſche) Adel noch Jahrhunderte lang ſich mit Menſchenliebe brüſten und Unmenſchlichkeiten verüben, ſeine Gerechtſame vertheidigen und den Landleuten die ihrigen verſagen; vorgeben, den Letten (und Ehſten) zur Freiheit bilden zu wollen, und ihn immer bänger und bänger zuſammenzwängen in den engen Kreis der Leibeigenheit, und dabei mit Patriotismus prunken. — Die Regierung findet jetzt den Zeitpunkt noch nicht, der ihr günſtig ſcheint, zur Befreiung des Bauernſtandes in Lief- und Ehſtland zu handeln. Vielleicht ſcheint ihr zur Zeit die Leibeigenſchaft gar noch nothwendig zu ſeyn." —

Wir

Wir haben gesehen, daß das Schicksal der Ehsten, ungeachtet aller Versuche, es zu verbessern, immer noch traurig genug ist, um tiefes Mitleiden zu erregen, und gegen einen großen Theil seiner Herrn gerechten Unwillen zu fühlen. Beides wird sich nicht vermindern, wenn ich meine Leser näher zu den Wohnungen und in die Dörfer dieser geplagten Menschenklasse hinführe, und sie mit den Sitten und der Lebensart derselben bekannt mache. Sie werden da das Elend in leibhafter Gestalt erblicken, Armseligkeit, Dürftigkeit, Rohheit, Schmuz, Ekel und was überhaupt im Gefolge der Leibeigenschaft gewöhnlich zu seyn pflegt. Aeusserst unreinlich und undelikat ist der ganze Aufzug, die Wohnung und innere Wirthschaft der Ehsten. Allen ist ein besonderer häßlicher Geruch eigen, der theils von dem beständigen Rauche, in dem sie leben, theils von ihrer Unsauberkeit in Wäsche und Kleidung herrührt. Auf der niedrigsten Stufe der Kultur und des Wohlstandes stehend, ist bei ihnen alles noch roh, grob, einfach, plump und ungeschlacht. Zwar erscheinen sie nicht zerlumpt wie die Pohlnischen Bauern, aber ihre Wohnung sowohl als ihre Kost ist höchst elend, und alles trägt auch hierin den Stempel der drückendsten Leibeigenschaft. Wenn man durch das Land reiset, so findet man fast bei jedem Schritte hiervon die deutlichsten und auffallendsten Beweise.

Zu-

Zuerst kommen uns da ihre Dörfer und Wohnungen vor die Augen. Sie liegen theils zerstreuet, oft ganz isolirt in dicken Waldungen, auf Wiesen und Halden, theils machen sie zusammen eine Gruppe von fünf, zehen und mehr Höfen, oder ein ordentliches Dorf, worunter man sich jedoch kein Deutsches mit einer Kirche, Thurm, Pfarre und Schule vorzustellen hat. Diese letztern liegen ebenfalls gewöhnlich in den sehr weitläuftigen Kirchspielen einsam, fern von dem Pastorate und den Dörfern, so wie von den Höfen der Edelleute. Sie haben sämmtlich wegen der alten, oft bemoosten und halb verfaulten Strohdächer ein finsteres, schwarzes und rußiges Ansehen, wobei das Auge selten durch einen Baumgarten oder grüne Zäune und Hecken erfreuet wird. Die dürren Zäune, die mehr Staketen gleichen und durchaus alle Bauerngehöfde verpallisadiren, gewähren einen kahlen öden Anblick, und kein Baum oder Strauch lacht zwischen den düstern Hütten hervor. Ehe man zu einem solchen Dorfe oder einem einzelnen Bauerhause kommt, muß man allemal erst durch einen langen Tannaw, d. h. durch einen Weg zwischen zwei Zäunen von langen dürren Staken, auf welchem entweder blos die Viehheerde zur Weide geht, oder der überhaupt ins Dorf führt. Die Wohnungen der Bauern liegen nicht nahe an einander wie in deutschen Dörfern, sind auch nicht durch Wände oder

Thor-

Elsteisches Bauernhaus.

Digitized by Google

Thorwege mit einander verbunden, sondern jede macht einen eigenen Bezirk aus, die mit einem Zaune vergattert ist. Diese Umzäunungen sind im ganzen Lande sehr holzverschwenderisch, denn sie werden nicht nur um die Höfe, sondern auch um ganze Kornfelder gegen das Anlaufen wilder und zahmer Thiere gemacht, und bestehen aus zwei neben einander alle drei oder vier Schuhe palliſadenförmig gestellten dicken Stämmen von jungen Nadelbäumen, zwischen welche lange gespaltene Scheithölzer, Schleeten genannt, schräg gelegt und mit Bindeweiden befestiget werden; bisweilen auch aus horizontal zwischen dicke Pfähle gelegten Stangen. Geflochtene und lebendige Zäune, grüne Hecken, Dornwände u. dergl. kennt man in Ehstland gar nicht; diese werden nur auf einzelnen Herrenhöfen gefunden, deren Besitzer in Deutschland gewesen sind und sie da abgelernt haben. Eben diese fangen auch hin und wieder an, statt der holzfressenden hölzernen Bauernhäuser steinerne zu erbauen.

Tritt man in einen solchen Ehstnischen umzäumten oder vergatterten Bauernhof hinein, so erblickt man um sich herum gewöhnlich eine Gruppe elender, kleiner aus über einander gelegten Balken erbaueter, vielfältig verfallener Hütten. Die Zwischenräume der Balken, welche an den vier Ecken des Hauses in einander greifen, sind gegen Wind und Kälte mit Moos und Werg aus-

gestopft, die Wände aber niemals mit Brettern, Leim oder Kalk bekleidet. Das Hauptgebäude ist mehrentheils das Wohnhaus, dessen Dach durchgängig mit Stroh gedeckt ist, ohne Schornstein und Fenster, und mit einer so niedrigen Thür, daß man nicht anders als gebückt hineinkriechen kann. Sie sind alle nur ein Stockwerk hoch, und wenn der Besitzer ein bemittelter Bauer ist, so wird er höchstens sein Dach mit Brettern oder Schindeln decken. Unter einem Dache enthält dieses Haus die schmutzige, niedrige, finstere und vom Rauche schwarze Wohnstube, die Dreschtenne, den Pferde- und Viehstall und ein kleines Vorhaus. Die Stuben sind weiter nichts als finstre Zellen, in denen das Elend herumschleicht, stinkende Rauchkammern in welchen man ersticken möchte, weil kein einziges Haus eine Feuereſſe hat, durch welche sich der Rauch hinausziehen könnte. Statt derselben ist unter der Decke über dem Ofen, oder an einer Seitenwand über der Thür ein Loch angebracht, wodurch der Rauch hinausgehen soll, aber nicht hinauszieht, sobald der Wind nur einigermaßen entgegen ist. Ordentliche Fenster findet man an keinem einzigen Bauernhause, hier und da eine kleine Oeffnung bald mit, öfterer aber ohne Glas, das noch dazu, wenn ja welches darinn ist, ganz gelb aussieht. Schlösser oder Klinken an den Thüren sind fast gar nicht zu finden, und diese letztern

bestehen häufig aus bloßen hölzernen Schiebern, mit denen auch meistentheils die Fensteröffnungen versehen sind, die aber grade nur so gros sind, daß man mit dem Kopfe durchkommen kann. Wo ja ordentliche Thüren sind, macht man sie so passend, daß sie im Winter, wann sie von der Nässe quellen, nur mit einer gewissen Gewalt in die Thürstöcke können gezwängt werden. Ferner ist höchst selten ausser der Wohnstube, auch nur noch eine einzige Kammer zu finden. Die übrigen Hütten bestehen aus der Scheune oder Darr-Riege, einem Vorrathshäuschen, (dort Kleete genannt,) einem Schoppen, und bisweilen einer Badstube. Von Küche und Keller weiß der Ehste nichts. Er kocht im Ofen und bedient sich statt des Kellers einer Grube oder eines sogenannten Dunks. Im Sommer errichtet er sich auf seinem Hofe oder vor dem Hause eine von langen Stangen oben zugespitzte Hütte, unter welcher er kocht. Gewöhnlich hat alles ein ärmliches, verfallenes Ansehen, und man kann sich kaum des tiefsten Unwillens erwehren, wenn man dabei an die steinernen Paläste und schönen Wirthschaftsgebäude der Herren dieser gedrückten, leidenden Menschen denkt. In nahe Entfernung um die Dörfer herum, oft selbst auch um die einzeln stehenden Häuser, sind die Felder der Bauern und etwa ein kleiner Wurzel- oder Kohlgarten, bisweilen eine Hopfenpflanzung,

selten ein Obstgarten, Grasefleck oder Baumschule.

Kommt man näher und geht ins Haus hinein, so ist das erste, was sich gleich der niedrigen Thür gegen über unsern Augen darstellt, eine hölzerne Bettstelle; mit einem Strohsacke oder einer Häckerlingsmatratze, dem Unterbette des Ehsten, mit einem groben leinen Bettuche und einer Decke von dickem selbstgewirkten wollenen Zeuge, Beidermann auch Wattmann genannt, die mehr einem Teppich als einer Bettdecke ähnlich ist, bedeckt. Dergleichen stehen bisweilen mehrere, wenn die Familie zahlreich ist, an den Wänden hin, denn oft wohnen und schlafen die Aeltern oder eigenthümlichen Besitzer mit ihren verheiratheten Kindern und Kindeskindern, Knechten und Mägden, in einem einzigen solchen Behältnisse, das man ohne Uebertreibung eher einen Stall als eine Stube nennen könnte, denn es wohnen mit ihnen Schweine, Enten, Gänse und Hühner unter einem Dache. — Diesem Bette zur Seite steht ein Tisch mit einer Bank, ein Paar hölzerne, höchstens aus Bast, Stroh oder Rohr geflochtene Stühle, bisweilen eine Handmühle, und dann der übrige armselige Hausrath, Tröge, Fässer, Eimer, Mulden, kleine Milchbutten, etliche Spinnräder, Kessel, hölzerne Schüsseln und Teller, ein [illegible], d. i. ein eiserner kesselförmiger Topf, den Ehsten eines

ziges

ziges Kochgeschirre, Beil, u. s. w. bei vielen auch noch ein Weberstuhl. Der Ofen hat gewöhnlich weder Schornstein noch Zugröhren, sondern ist mehr einem Backofen oder großen Kamin ähnlich, und der Rauch zieht alle durch die Stube zur offenen Thür hinaus, die so lange aufgemacht wird, als die Heitzung dauert, denn Fenster sind im ganzen Hause nicht. In diesem Ofen macht der Ehste sein Feuer an, darinn bäckt, siedet, kocht und bratet er, da herum setzt er sich auch, wenn er sich wärmen will, und wählt ihn auch mit unter zu seiner Schlafstelle. In dieser Stube wimmeln denn nun nach Herzenslust wie im Paradiese unter einander der Hauswirth und seine Familie, die Knechte mit den Ihrigen, und Hühner, Gänse und Enten, gar oft auch Ziegen, Schaafe, Schweine und Hunde in friedlicher Eintracht um die in die Wand gesteckten Kienschleisen, oder bei einen Zwielicht, das nie rechter Tag wird, weil die Helligkeit blos zur Thür, oder im Winter durch eine vom Rauche ganz undurchsichtig gewordene und in eine Oeffnung eingesetzte Scheibe fällt. Talg- oder Oellichter brennen sie niemals, und die bis zum Ersticken mit Rauch angefüllte Stube macht viele vor der Zeit erblinden. Im Winter sitzen sie dann daheim, in ihre dicken Wämse oder Schaafpelze eingehüllt und im Sommer Weiber, Mädchen und Kinder in groben umgürteten Hemden, die Füsse

ße mit Baſtſchuhen bekleidet, oder barfuß, oder mit wollenen Tüchern und Schnüren äuſſerſt plump und ekelhaft umwickelt. Gleich an der Wohnſtube, unter demſelben Dache iſt dann der Pferde- und Holzſtall, auch wohl die Scheune und der Heuſchoppen. Statt der Lichte brennen ſie Spähne von Tannen- oder Birkenholz, das ſich leicht und dünn in die Länge ſpalten läßt, welche ſie zwiſchen die Fugen der Balken ſtecken, und die man hier Pergel, in manchen Gegenden Deutſchlands aber Schleißen nennt. Die kein Bette haben, d. h. keine mit Heu, Stroh oder Häckerling ausgeſtopften Säcke, machen eine Bank oder die bloße Erde zu ihrem Nachtlager, und nach ihrer gewohnten Faulheit, ſchlafen auch viele, beſonders im Winter, am Tage. Eine Bäurin hält ihr Kindbette oft nur auf einer harten Bank, und wenn ſie geſund und dauerhaft genug iſt, ſo iſt es etwas gewöhnliches, daß ſie den vierten Tag ſchon wieder an ihre Arbeit geht. Da dieſe nicht ſo ſchwer als der Männer ihre iſt, und ihre Beſchäftigung auſſer der Heu- und Aerndtezeit hauptſächlich in Spinnen, Weben, Stricken und in der Beſorgung der Haushaltung beſteht; ſo können ſie ſich freilich eher an Arbeiten von der Art wagen, als die zärtlichen Damen in der Stadt, die auch hier die leidige Gewohnheit haben, alle Kindbettbeſuche im Bette zu empfangen.

Ein

Ein auf einen oder mehrere in die Erde gerammelte Pfähle genageltes Brett ist der Ehsten gewöhnlicher Tisch, und einige stroherne oder hölzerne Sessel nebst einer Lade und schlechtem Brodschranke, ihr ganzes Möblement. Da findet man keinen Kachelofen, keinen ordentlichen Tisch oder Stuhl, keinen festen Schrank, keinen Spiegel, weder Kissen noch Vorhang, nichts als den unentbehrlichsten Hausrath, nichts was nur irgend einigen Wohlstand vermuthen liesse. Dafür erfüllen Rauch, Dünste, Finsterniß, Braulhausschwärze, Gestank, Ungeziefer und Unreinigkeiten aller Art diese Löcher. Und hier ist es, wo oft der Prediger, besonders im Winter, bei seinen Lokalvisitationen, Katechisationen und Krankenbesuchen sich stundenlang aufhalten, und alle jene mephitische Luft in sich schlucken muß. Nicht besser sind die hiesigen Schenken an den Straßen oder in den Dörfern, hier wie in Niedersachsen Krüge genannt, beschaffen, obgleich darin ein oder ein Paar eigne für die Herrschaften bestimmte, sogenannte deutsche Stuben, eingerichtet sind. *) — Ausserhalb dem Gehöfde haben viele Bauern eine, oder doch in jedem Dorfe eine gemeinschaftliche Badstube, die

*) S. weiter unten, wo sie ausführlicher beschrieben sind.

die man auch bei einem jeden adlichen Hofe findet, welche sie wöchentlich wenigstens einmal besuchen. Es ist ihnen Bedürfniß, Dampfbäder zu gebrauchen, wodurch sie Schweis, Unreinigkeit und Hautausschläge entfernen. Neben und hinter dem Ofen ist bisweilen noch ein steinernes oder bretternes Gestelle, auf welchem die Leute ohne alle Betten oder Strohsäcke, blos in ihren Kleidern, höchstens mit einer dicken Fliegendecke bedeckt, ganz ruhig schlafen. Ihre Wiege hängt gemeiniglich an einer elastischen Stange, die geschwungen und hin und her bewegt werden kann. Es ist weiter nichts als ein Korb oder eine geflochtene Wanne, in welcher einige Lumpen, oder Heu mit Linnen bedeckt liegen. — Ihre Küche, die auch zugleich zum Waschhause dient, ist im Sommer — unter freiem Himmel, denn da essen sie fast nichts als Milch und kalte Speisen, im Winter ist ihre Stube und der Heizofen die Küche. Die oben erwähnte besondere Art von Küchen aus pyramidenförmig dicht aneinander gelehnten Stangen ist wegen Feuersgefahr mißlich, aber ihr gewöhnlicher Leichtsinn in dem Gebrauche dieses Elementes läßt sie nichts fürchten. Zur Abhaltung des Regens legen sie gemeiniglich zwischen die Stangen noch Moos und Baumrinde. Manche haben statt der Oefen wohl gar Feuerheerde in den Stuben. Die näher an den Städten und auf den Höfen wohnen, führen

eine

eine etwas bessere Lebensart, und nehmen vieles von den Russen und Deutschen an.

In einem gewaltigen, aber höchst widerlichen und auffallenden Abstiche mit diesen armseligen Wohnungen, dürftigen Hausgeräthe und elenden Lebensart stehen dagegen die Palläste der schwelgerischen und übermüthigen Unterdrücker der armen Bauern, mit Pavillons, Kunst- und Prachtgärten, Zelten, Treibhäussern und allem Zubehör von kostbarem Hausrath, und allen Erfindungen des Luxus und der Mode prangend, — gleichsam um dem Elende derer, durch deren sauern Schweis und Blut dies alles für sie erpreßt ward, öffentlich Hohn zu sprechen, es sie fühlen zu lassen, daß man über sie in Pracht und Wollust triumphire! — Und wenn man nun vollends siehet, mit welcher eisernen Härte und kalten Unempfindlichkeit diese kleinen, dabei zum Theil herzlich dummen Despoten, die adlichen Gutsbesitzer, den oft so drückenden Mangel, die nakte Armuth ihrer geplagten Sklaven ansehen, ohne ihnen zur Erleichterung ihres Elendes, von ihrem eigenen Ueberflusse, der im Grunde jener ihr mühseliges Werk und saurer blutiger Erwerb ist, auch nur das Mindeste zufließen zu lassen; und mit welcher Härte und Unmenschlichkeit, mit welchem neidischen Eigennutze viele derselben sie zur Entrichtung ihrer schweren Abgaben, hier Gerechtigkeit genannt, (o sanctum jus!

o sancta justitia! —) und zur Vollbringung ihrer harten Frohnarbeiten, vom frühen Morgen bis zum spätesten Abend antreiben lassen; dann schwillt einem die Brust von edeln gerechten Unwillen, das Herz eines jeden Bessern und menschlicher Gesinnten empört sich gegen diese Barbaren, gegen solche schwelgende Sardanapale und gefühllose Unterdrücker ihrer Brüder, Nebenmenschen und Mitunterthanen, in denen oft ein edleres Herz schlägt und bessere Gesinnungen herrschen; und man möchte der erste seyn, der mit diesen armen Opfern der Härte und Grausamkeit gemeinschaftliche Sache machte, sich an ihre Spitze stellte, um des adlichen Despotismus ein Ende zu machen und ihn von Grund zu vertilgen. O Menschlichkeit! o Tyrannei! —

Zu einer Ehstländischen Wirthschaft gehört, wie ich oben sagte, auch die Badstube und das Baden. Der Ehste muß, so wie der Lette und Russe, wenigstens alle Woche einmal, meistentheils des Sonnabends, ein Dampfbad haben. Diese Dampfbäder sind von so vortreflichen Wirkungen, und haben dabei für diese Nationen etwas so Angenehmes und Erquickendes, daß sie ihnen unentbehrlich geworden sind, indem sie nicht nur die Haut, welche von der langen und harten Winterkälte eingeschrumpft und verhärtet ist, reinigen, weich und geschmeidig machen, sondern auch die Unreinigkeiten stärker

als das kalte Wasser auflösen, die dicken und kohlartalischen Säfte zertheilen, ein neues Gefühl von Leben und leichter Thätigkeit geben, kleine Hautausschläge wegnehmen und Steifigkeit und Gliederschmerzen heben. *) Die Ehstländer halten dergleichen heiße Bäder in einem kleinen hölzernen Häuschen, das bei einem jeden Gute ist, und gar häufig auch in den Dörfern gefunden wird. Es bestehet aus einer Stube mit einem kleinen Vorgemache und niedrigen, selten mehr als einem Fenster, oft nur bloßen Löchern, die gerade so viel Licht und Luft hineinlassen, als nöthig ist, einander zu erkennen, sich nicht zu stoßen und zu ersticken. Das Ganze ist aus bloßen übereinander gelegten und mit Moos verstopften Balken gebaut, wie die Bauernhäuser alle sind, und mit einem Strohdach bedeckt. In dem Vorgemache oder Seitenkämmerchen kleidet man sich an, und in dem großen Zimmer, das düster und schwarz wie eine Rauchkammer ist, sind die Badegefäße und das Kamin, ein großer von Steinen gesetzter Ofen, der stark geheizt und

*) Bes. Hufelands vortreflichen Aufsatz: Erinnerung an die Bäder und ihre Wiedereinführung, in seinen gemeinnützigen Aufsätzen zur Beförderung der Gesundheit und des Wohlseins. 1r Th. Leipz. 1794.

und zur Vermehrung der Hitze mit Wasser besprengt wird. Der Dunst, Rauch und Qualm sind daher so heftig, daß man ersticken möchte, besonders wenn man es nicht gewohnt ist. Die Badeweiber machen noch überdieß Feldsteine glühend und werfen sie in große mit Wasser angefüllte Zuber in der Badstube. Dieses, welches oft wiederhohlt wird, vermehrt die Hitze und den heißen Dampf. Einige Reihen breiter Bänke und steinerner Stufen, oft auch eine Art langer Tische, auf welche sich die Badenden legen, und die oft bis an die Decke der Stube reichen, wo die Hitze am stärksten ist, etliche Zuber, Kessel und Schöpfgeschirre, machen das ganze Möbliement dieser elenden Hütten aus. Jetzt kommen die alten häßlichen Badeweiber und rufen den Badenden, nachdem sie alle Zubereitungen zur Operation gemacht haben. Er muß sich ganz entkleiden, und legt sich auf die hole Tafel oder breite Bank, die mit Laube oder Stroh belegt ist. In manchen Badstuben steht auch ein langer tiefer Trog. Das Badeweib macht indessen einige Eimer kaltes, laues und warmes Wasser zurechte, und vermehrt durch beständiges Wasseraufsprengen den Dampf und die Hitze immer mehr. Dies geschieht mit einen Strohbunde oder Birkenbüschel, daran noch die Blätter sind, Badequaste genannt. Das angespritzte Wasser fliegt sogleich in dampfenden Dunstwirbeln auf, weil ein unabläs-

siges

ſiges Feuer im Kamin erhalten wird, und mithin die Steine brennend heiß ſind. Die obere Höhe der Stube wird dadurch weit mehr als der untere Theil erhitzt. Jetzt ſteigt das Badeweib zum Gerüſte hinauf, beſchmiert den Leib des Badenden über und über mit Seife, (die dieſer ſelbſt mitbringen muß, wenn er ein Deutſcher iſt,) reibt ihn ganz ſanft mit einem Büſchel von Birken- oder Eichenzweigen, dann mit leinenen oder wollenen Tüchern ſo lange, bis er blutroth an allen Theilen des Körpers wird. Hierauf liegt der Menſch einige Zeit wie in einer Ohnmacht, wird während derſelben mit einigen Güſſen lauen und dann kalten Waſſers überſchüttet, bis die Seife ganz abgeſchwemmt iſt, alsdann vollends mit Handtüchern abgetrocknet; nun ſteigt er herab, kleidet ſich wieder an und begiebt ſich in ein anderes Zimmer. Die Deutſchen eſſen hierauf eine Badeſuppe, die von Kräutern und andern wohlſchmeckenden, zu dieſer Zeit dem Körper zuträglichen Ingredienzien, bereitet iſt.

Dies iſt die Verfahrungsart des Badens bei Deutſchen, die ebenfalls wenigſtens monatlich einmal ein ſolches Dampfbad nehmen; und auch ſelbſt manche Ausländer gewöhnen ſich bald an dieſe Dampfbäder, und halten ſie für ſo ſtärkend und erquickend, daß ſie dieſelben nicht ſelten alle vierzehn Tage einmal gebrauchen. Beim Baden der Bauern gehet es aber viel ſchweiniger her, und mei-

meiſtens verrichten ſie obige Geſchäfte unter ſich ſelbſt. Die Deutſchen thun es auch ſelten, der Bauer alle Woche ein; auch wohl zweimal. Und bei dieſen iſt es etwas ganz gewöhnliches, daß ſie bald heißes, bald wieder kaltes Waſſer über ihre Köpfe ſchütten. Zuweilen ſchwellen ſie vor Hitze und Aufgedunſenheit, wollen erſticken und ohnmächtig werden. Da gehen ſie heraus an die Luft, kühlen ſich ab, ſchütten kaltes Waſſer über die Köpfe, tauchen ſich in einen Fluß oder Teich, ja ſie wälzen ſich wohl gar im Winter nackend im tiefen Schnee herum. Ich habe dies mehr als einmal geſehen, und ſage die lauterſte Wahrheit. Dieſes Schwimmen in eiskalten Bächen, oder das Wälzen im tiefſten Schnee mit erhitztem und hochroth aufgedunſenem Körper, ſchadet ihnen nichts, vielmehr fühlen ſie ſich aufs neue dadurch geſtärkt, und befinden ſich trefflich darauf. Viele gehen nach dieſer Abkühlung aufs neue in die Badſtube und endigen ihr Bad damit, daß ſie abermals in den Schnee oder ins Waſſer gehen, und ſich hinein legen. Daher die unglaubliche Abhärtung dieſer Menſchen, die auch wohl noch darin ihren Grund hat, weil ſie von Jugend an zu aller harten Arbeit und zur Ertragung der Beſchwerlichkeiten des Lebens angehalten, nicht verzärtelt, in keine weichen erhitzenden Betten gepackt, und an Froſt und Hitze, Näſſe und Regen, Wind und Kälte gewöhnt

wöhnt werden. Sie gehen im Winter oft mit offner Bruſt und in ihren groben Wattmannsröcken, ſaktriſichenen Hemden und Hoſen, ohne Rückſicht auf die ſtrenge Kälte und im Sommer dagegen wieder bisweilen in ihrem Schaafspelze, ohne von dem einen oder dem andern Extrem die geringſte Unpäßlichkeit zu leiden, oder auch nur einmal zu fürchten. Sie genießen die dauerhafteſte Geſundheit, halten unglaublich viel aus, kennen eine Menge Krankheiten nicht, die uns foltern, und ſind mitten in ihrem Elende mit unter froh und vergnügt, wenn ihnen ihr Erbherr nur ſo viel läßt, daß ſie ſich einigermaßen des Lebens freuen können.

So elend als die Wohnung der Ehſtniſchen Bauern iſt, eben ſo mager iſt auch ihre Koſt. Im Sommer Milch und Butter, die erſtere theils ſaure, theils abgeſotten und gekäſet; *) im Winter ſaurer Kohl, Rüben, Möhren, Suppe von Grütze und elende Waſſerſuppen, darin Brodwürfel ſo ſchwarz wie die Erde ſchwimmen, Salz, Häringe und andere gemeine Fiſche

*) Das heißt hart zuſammengeronnene Sauermilch. Die Vornehmen, Deutſche und Ruſſen, eſſen ſie mit Rahm oder ſüßer Milch und Zucker vermiſcht. Dies iſt eine Lieblingsſpeiſe ächter, gebohrner Liefländer.

sche, besonders Strömlinge, — diese machen ihre Haupttraktamente aus, und sie kennen kein anderes Gewürz als Pfeffer und Salz. Hülsenfrüchte, als Erbsen, Linsen und Bohnen, in bloßem Wasser gekocht, ohne alle weitere Zubereitung; Mehlspeisen, Kartoffeln und Grützsuppen, sind ihnen schon ein Leckerbissen, und Fleisch kömmt noch seltener auf ihren Tisch. Weißes Brod, Semmeln, Kuchen, Wecken halten sie für etwas Delikates und das non plus ultra des Gütlichthuns. Ihr Hauptnahrungsmittel aber bleibt grobes Brod von geschrotenem Roggenmehl, zwar schwarz und hart, aber kraftvoll, stärkend, nahrhaft und gesund. Aus demselben und höchstens noch etwas Milch oder einem Krug Bier dazu, besteht oftmals ihre ganze Mittags- und Abendmahlzeit. Für den zarten Gaumen nicht daran gewöhnter Ausländer ist es eine harte, rauhe, und wegen der ganzen und halben darinn befindlichen Körner, und der untermischten Hülsen, Spalzen oder Spreu, durch die es oft so trocken wird, daß es am Feuer brennt, eine stachlichte Nahrung, die im Halse und Magen kratzt. Weil der Ehste gemeiniglich nichts anders als jenes grobe Brod isset, so mag dies wohl die Ursache seyn, daß seine Zähne immer so weiß wie Elfenbein sind. Wann die Bauern zur Stadt kommen und eben vor einer Häringsbude vorbeigehen; so bitten sie vielfäl-

fältig um Erlaubniß, ihr bei sich habendes trockenes Brod in die Häringslange eintauchen zu dürfen, welches für ihren Gaumen ein wahrer Leckerbissen, Erquickung und Labsal ist. Manche wissen auch eine Art Käse zuzubereiten, die ihnen das schönste Konfekt dünkt. Ueber alles lieben sie gesalzene oder getrocknete Fische ihrer Seen und Flüsse, die sie ein wenig am Feuer braten. Ich kann dabei ihre Art zu fischen, wie ich sie bei Leal in einer Bucht, welche die See nahe bei diesem Flecken macht, und auch sonst mehr gesehen, auch im Vorbeigehen schon einmal mit berührt habe, hier nicht wohl übergehen. Dieser Fischfang fällt in die Mitte des Aprils und ist ein Hauptfest der dasigen Küstenbewohner. Sie fahren gewöhnlich des Nachts auf eine gewisse Höhe des Meeres, um ihre Netze auszuwerfen. Sie bedienen sich dazu kleiner langer und kaum zwei Fuß breiter Böte, auch vielfältig der Flössen, welche aus zwei bis drei an einander gefügten Balken bestehen. Auf jedem derselben machen sie ein Feuer an, und so gleicht ihr Zug einer schwimmenden Illumination von Fackeln und Laternen. Durch diese hell lodernden Feuer und deren blendenden Schein suchen sie nämlich die Fische herbeizulocken. Eine Menge Tonnen, Fässer und andere Geräthe bedecken das Ufer, die sie, wenn der Fang reichlich ausfällt, damit anfüllen. Sie arbeiten gemeiniglich die

ganze Nacht hindurch, und der Schein ist so hell, daß man etliche Meilen weit den Glanz davon wie ein Feuerzeichen am Himmel sieht. Den andern Morgen sammeln sie alles zusammen, und bringen ihre Haabseligkeiten nach Hause, oder verkaufen einen Theil davon gleich am Seeufer, dahin sich viele der entfernter wohnenden Bauern, auch wohl Abgeschickte von Höfen, einfinden. Ihre Geschicklichkeit und Geschwindigkeit bei diesem ganzen Geschäfte ist ausserordentlich. Auf eben die Art wird der Fischfang bei Pernau, vornämlich unter dem Gute Audern, das einen beträchtlichen Stintenfang hat, bei Narwa, Reval und Baltischport gehalten, und die Aerndte fällt gemeiniglich sehr ergiebig aus. Sie essen sie theils frisch, theils gedörrt, theils eingesalzen, und manche haben sich einen solchen Vorrath eingesammelt, daß sie mehrere Monate hindurch damit ausreichen.

Bisweilen müssen sie viel Hunger ausstehen, in dessen Ertragung sie auch sehr geübt sind. Wenn sie zur Wochenarbeit auf den Hof kommen, welches allemal Montags bald früh geschieht, sind sie kaum auf vier Tage mit Brodte versehen, das sie in einem Sacke, welcher der Brodsack, (laibakoit) heißt, bei sich haben. Manche bringen Dünnbier oder Milch in einem kleinen flachen Fäßchen mit, das sie queer über den Rücken hängen, selten etwas mehr. Des Mor-

gens

gens um vier Uhr werden sie zur Arbeit getrieben, an welcher sie bis zu Sonnenuntergang bleiben müssen. Weder Menschen noch Pferde bekommen dabei das geringste vom Hofe zur Nahrung, sondern jeder muß selbst für seine Beköstigung und Futter sorgen. Gewöhnlich halten sie dreimahl des Tages Mahlzeit, des Morgens um acht, Mittags um zwei, und Abends um sieben Uhr, wobei sie sich blos nach der Sonne richten, denn kein Dorf, kein Thurm hat eine Uhr. Da sie nie nach Hause gelassen werden, also weder Mittag noch Feierabend machen, so setzen sie sich in den Wald, an einen Busch oder Zaun, und verzehren da ihr Bischen trockenes Brod mit der größten Behaglichkeit, während die Pferde auf die Weide gehen, und das dauert jedesmahl eine Stunde. Auch die ganze Nacht hindurch werden die Pferde auf der Weide gelassen, da denn manches eine Beute der Wölfe wird, zumal die Füllen, welche sie gewöhnlich mitnehmen, weil die Stute nicht nach Hause kommt. Viele halten ihre Mahlzeiten im freien Felde, wobei die Erde ihr Tisch, das Gras ihr Teppich und der gewölbte Himmel ihr Zelt ist, essen auch mit unter allerlei wilde Früchte, Heidel- Erd- Strick- Graans- oder Moosbeeren, und dergl. die sie sich im Walde suchen. Des Nachts, selbst mitten im Sommer, liegen sie unter freiem Himmel, und kehren sich an keine Mücken,

Bremsen oder andere Insektenstiche, sondern machen sich ein Feuer an, braten sich Fische, lagern sich rings um die lodernde Flamme herum und rauchen ihre Pfeife, oder verschlingen mit Schwatzen und unter den gröbsten Späßen und Possen, wie halbe Wilde, ihre kärgliche Mahlzeit. Sie nehmen sich dabei nicht einmahl immer die Mühe, das Feuer nachher auszulöschen, sondern gehen davon und, lassen es brennen, wodurch oft die verwüstendsten Waldbrände entstehen. Es ist ein ganz eigner, sonderbarer und einem Fremden nicht wenig auffallender Anblick, so eine Gesellschaft fressender Menschen zu sehen, die, wie Alles, so auch dies, mit Leidenschaft und einer gewissen Heftigkeit und unersättlichen Begierde thun. Zu Hause, noch mehr aber bei der Hofsarbeit, geschiehet es äusserst langsam und mit absichtlicher Trägheit und Innehalten zwischen jedem Bissen, damit nur die bestimmte Stunde hingehe, welche sie von der Arbeit dispensirt. Sind die vier Tage um, so ist auch das wenige Brod, das sie mitbrachten, und womit sie bisher bei ihrer sauren Arbeit den Magen nothdürftig befriedigt hatten, aufgezehrt. Der Amtmann oder Kubjas, wer eben die Aufsicht über sie hat, erläßt nichts von der Arbeit: dann sind die armen Leute oft genöthigt, des Nachts zu ihren benachbarten Mitbrüdern herumzulaufen und um ein wenig Brod zu betteln,

damit

damit ſie nur des Hungers ſich erwehren. Iſt die Arbeitswoche zu Ende, ſo ſind beides, Menſchen und Pferde auch meiſtens ſo abgemattet, daß ſie kaum mehr ſtehen können; und doch werden ſie den Sonntag ſchon wieder zu neuen Frohnen beſtellt, die mit dem frühen Montagsmorgen ihren Anfang nehmen. Die Weiber und Kinder haben indeſſen zu Hauſe auch gehungert. Selten wird einer Familie das Glück, daß ſie ſich alle zuſammen recht ſatt eſſen können, es müßte denn im Herbſte ſeyn, da ſie noch Vorrath von der Aerndte haben. Im Frühjahre und im Sommer kaufen viele in den Städten den Bäckern die Kleyen ab und verbacken ſie zu Brod, ſie müßten denn einen milden Herrn haben, der ſie unterſtützt: dagegen andere oft vergebens von ihren Herrſchaften Brod betteln, und die es ja erhalten, müſſen nach der nächſten Aerndte ihren Vorſchuß mit Wucher erſetzen. Daher ſehen die meiſten mit ihrem Vieh vom Hunger wie ausgemergelt aus, und das letztere dünget oft ihren Acker mit ſeinem Aaſe.

Ihr gewöhnliches Getränk iſt bloßes Waſſer. So lange Korn da iſt, brauen ſie auch Bier, das aus allerlei Gattungen Getraide zuſammengeſetzt und oft ſchlecht genug iſt. Auſſerdem wiſſen ſie ſich noch ein Getränk aus Waſſer und wilden Aepfeln zuzubereiten. Birkenwaſſer iſt ſchon ein Nektar für ſie, und wird ſelbſt von den

Vor-

Vornehmern mit Appetit getrunken, weil es ein lieblicher, kühlender Trank ist. Vom Branntewein sind sie große Freunde, und wenn sie sich Sonn- und Festtags einmal etwas zu Gute thun wollen, so gehen sie mit ihren Weibern und Kindern in einen Krug und trinken sich da im Biere oder Branntewein recht satt; mehrentheils müssen sie aber dann von ihren Weibern nach Hause geführt werden, die sie dafür tüchtig ausschelten. Viele kehren auch aus den Städten, wo sie eben Einnahme hatten, berauscht zurück und bringen den Geldbeutel leer mit nach Hause. Der mäßigere und ordentliche Wirth aber, läßt sich sein Bier oder Branntewein hohlen. Die ganz Armen nehmen mit Dünnbier oder Kovent vorlieb. Der Branntewein wird überhaupt im ganzen Lande ungemein geschätzt, und es ist wohl schwerlich ein Haus, wo nicht welcher zu jeder Zeit zu finden seyn sollte. Es ist sogar in den besten Häusern, ja selbst bei den vornehmsten Personen adlichen und bürgerlichen Standes durchgängig die Gewohnheit, sowohl in Städten als auf dem Lande, daß man allemal vor Tische ein Gläschen abgezogenen süßen Branntwein trinket und etwas dazu isset, entweder Backwerk oder Brod mit Hering, Lachs, Servellatwurst u. dergl. Man nennt dies dort zu Lande ein Schälchen, weil sonst der Schnapps aus kleinen gläsernen Schalen ist präsentirt worden,

den, und ein Schälchenglas ist so viel als ein Branteweinsglas. Für einen Fremden klingt es anfangs seltsam und wunderlich, wenn man unmittelbar vor der Mittags- und Abendmahlzeit gefragt wird: „Ist Ihnen ein Schäl„chen gefällig?“ und es hat mich viele Ueberwindung gekostet, ehe ich mich an diesen und ähnliche sonderbare Ausdrücke habe gewöhnen können. So wie nun der Branntewein selbst in den Häußern der Großen eine willkommene Sache ist, so ist er dieses noch vielmehr für den Bauer, und gegen Darbietung oder das Versprechen eines Schälchens oder Branntweingeldes ist er zu allem erbötig, und wird aus dem trägsten und unbehülflichsten der hurtigste und dienstfertigste Mensch. Er trinkt ihn als Labung oder zur Stärkung, ja oft als eine Arzenei wider alle Krankheiten, verfällt aber gemeiniglich in die entgegengesetzte Wirkung, so, daß man alle Tage und auf allen Straßen betrunkene Bauern zu sehen bekommt. Selbst die Kreisende trinkt sich nach überstandener Entbindung, (die fast ohne Schmerzen erfolgt, indem die meisten ihre Kinder nur so von sich schütteln,) nach einem kurzen vorübergehenden Schauer, nachdem sie den Erstling ihrer Liebe an ihre Brust gedrückt hat, in einen Glase Branntewein neue Kräfte, und geht nach zwei oder drei Tagen, bisweilen nach eben so viel Stunden, wieder an ihre Arbeit. An Sonn- und

Fest-

Festtagen siehet man sie schaarenweise nach den Krügen wallfahrten, den einzigen Oertern ihrer Freude und Erholung, einander auf der Straße ein Schälchen bieten, und, wenn der Beutel leer ist, jeden Vorübergehenden um ein Schälchen oder Biergeld ansprechen. Doch sind auch manche Männer so vorsichtig, der Frau den Beutel und die Herrschaft einstweilen auf so lange Zeit zu überlassen, als sie im Angesichte der Branntweinflasche sind, theils um allen Verführungen zu entgehen, und wenigstens sich nicht bis zum Liegenbleiben zu besaufen; theils aber auch bei entstehenden Händeln eine Vermittlerin oder Besänftigerin bei der Hand zu haben, die mit unter die Gerechtsame ihres Gatten mit gewaffneter Hand, der es nie an Nägeln fehlt, und mit der Stimme oder List, nachdrücklich zu vertheidigen weiß; ein Geschäft, das die Weiber dann eben so gemeinschaftlich als bei uns übernehmen und ausmachen. — Wenn sie eine Weile im Kruge gesessen haben und der Branntewein schon in die Köpfe zu steigen anfängt, dann berathschlagen sie sich oft unter einander, wie sie ihre Herrschaften bestehlen wollen. Sie halten dies eben nicht für etwas Unrechtes, weil ihrer einfältigen Meinung nach das Land ihnen zugehöret, und es ihnen die deutschen Ritter unrechtmäßiger Weise und mit Gewalt abgenommen haben. Darum stehlen sie auch am liebsten von den

Pro-

Produkten des Landes, besonders Korn und Holz aus ihres Herrn Kleete *) und Walde.

Die Ehstnischen Erbbauern haben, so wie die Russen und Letten keine eigentlichen Familien- sondern bloße Taufnahmen; nur bei ihrer Freilassung nehmen sie die erstern, gemeiniglich von irgend einem merkwürdigen Umstande ihres Lebens, der Zeit oder des Orts, an. Ehedem mögen sie wohl eine Art von Geschlechtsnahmen unter sich gehabt haben, welches noch ihre Gewohnheit, sich nach einem seit langer Zeit von ihren Vorfahren besessenen und auf sie fortgeerbten Stücke Landes, oder nach ihres Vaters einem Vornahmen, nennen zu lassen, vermuthen läßt. Jetzt steht allezeit der Taufnahme zuletzt, und des Vaters, Wirths oder Gesindes Nahme voraus; z. B. einer heißt Juan, (Johann) und wohnt auf einem Stücke Landes oder in einem Gesinde, das Paddre heißt; so nennt er sich Paddre Juan, d. h. Johann aus dem Paddreschen Strangesinde; **) und sein Sohn Paddre Juan Pong, (Sohn.) Mutta Tönnis, (Anton,) ist also so viel als Anton, der auf einem

*) Kornspeicher, Getraidemagazin.

**) Ist ein einzeln stehendes Bauernhaus mit seinen umliegenden Feldern und Heuschlägen.

einem Stücke Landes wohnt, das Muttâ heißt, und Mutta Tönno Pong ist sein Sohn. Gerade so machen es auch die Russen. Diese haben auch keine Geschlechtsnahmen, z. B. der Vater heißt mit seinem Taufnahmen Peter und der Sohn Paul; so nennt sich der letztere zum Unterschied Paul Petrowitsch, d. i. Paul, Peters Sohn: heißt der Vater Paul und der Sohn Peter, so nennt sich dieser Peter Paulowitsch, d. i. Peter, Pauls Sohn. So auch Christian Heinrichs Sohn; Friedrich Wilhelms Sohn u. s. w. wie dies wirklich manche Deutsche nachthun. Wird einem Hauswirthe eine andere Wohnstelle angewiesen; so verändert er gemeiniglich nach dieser seinen Namen; auch die Knechte nennen sich nach jedem Wirthe, dem sie dienen, und die Lostreiber, d. h. solche Erbbauern, denen von ihren Herrn kein gewisses Stück Land angewiesen ist, sondern die sich in Wäldern und Büschen anbauen und sich als Tagelöhner nähren, nach ihrer Waldstelle. So viel neue Wirthe angesetzt werden, so viel neue und andere Nahmen. Was die Ehsten in ihrem Heidenthum für Nahmen gehabt haben, ist mir unbekannt. Ihre jetzigen Taufnahmen sind sämtlich christlich und aus dem Deutschen genommen, nur nach ihrer Sprache etwas verändert, als: Adam heißt bei ihnen Ado; Wilhelm Willem; Georg Jürri

ri; Anna An oder Anno; Regina Rina, Katharina Kaddri oder Kai; u. s. f. — Hier und da wohnen auch unter ihnen Deutsche, die sich zwar nach Deutscher ländlicher Weise eingerichtet haben und besser wohnen; aber von Zeit zu Zeit vieles von Ehstnischen Sitten und der Landwirthschaft angenommen haben und ganz verbauert sind, ohne daß deswegen die Ehstnischen Landleute etwas von ihnen angenommen hätten.

Im Gesange und in der Musik sind die Ehsten eben nicht sehr delikat oder eigensinnig, und beides kann nicht anders als sehr einfach und lärmend seyn, weil sie weder für Harmonie noch Melodie Gehör oder reizbare Fibern haben. So bizarr, schreiend und klinklangmäßig indessen sowohl Instrumental, als Vokalmusik ist, so ist beides dennoch ein wesentlicher Theil ihrer Vergnügungen, und ohne Gesänge und Dudelsack kennen sie kein Vergnügen und keine Freude. Die erstern gehören insgemein dem weiblichen Geschlechte, auf den letztern legen sich mehr die Männer. Nicht nur bei ihren Hochzeiten, Kindtaufen, Spielen und dem Talkus oder Aerdtefeste schreien und krächzen die Dirnen ihre behagliche Zufriedenheit mit vollem Halse aus, und hüpfen und springen nach dem pfeifenden Dudelsacke, sondern der letztere wird auch sogar bei ihrer Feldarbeit, insbesondere beim Kornschneiden gebraucht, und man sieht da nicht ohne Vergnügen, wie eine

Menge

Menge Schnitter und Schnitterinnen nach dem Takte des blasenden Lieblingsinstruments reihenweise das Korn mit hurtigerer Faust niederschneiden. Ohne demselben geht es noch einmal so langsam. Daher läßt auch jeder Gutsherr immer mit dem Dudelsack hinter die Schnitter her blasen, so lange die Erndte auf den Kornfeldern dauert, und man muß es selbst sehen, wie schnell alles dabei vom Flecke rückt. Dieses für den Ehsten vermuthlich schon sehr alte Instrument wissen die meisten selbst zu verfertigen, und es hat für sie einen solchen lockenden Reiz, daß alles zusammenläuft, hüpft und springt, als wenn ein neuer Athem in sie führe, sobald sie es nur irgendwo tönen hören. Doch ist der Zulauf immer auf die Festtage in den Krügen am stärksten. Durch die Deutschen haben sie auch die Violine und die elende liegende Harfe kennen gelernt und angenommen. Viele sind darin Autodidakti; und sie spielen oder vielmehr kratzen sie, daß man schier die Ohren zuhalten möchte. Bisweilen sind sie die einzigen Begleiter ihres Lieblingsinstruments, des Dudelsacks, mit welchem der Spieler alles Ansehen und jede Kaprice unsrer Maras und Afterbanhalls zu verbinden weiß. Es ist ein wahrer Jubel, einem solchen ländlichen Feste, wo Dirnen und Kerle nach dem Kreischen dieser lieblichen Instrumente sich in wirbelnden Kreisen herumschwenken, zuzusehen, und man vergisset

da

da eine Zeitlang des Elends, das die armen jetzt vor Freude trunkenen drückt, der Arbeiten und Aufopferungen, durch welche sie sich die ärmliche Lust erkaufen. Manche haben wirklich ein ziemlich gutes musikalisches Gefühl und gerathen in Entzücken, wenn sie ein Forte-Piano oder Klavier hören. So habe ich einen sogenannten primees, d. i. einen freigelassenen Ehsten, gekannt, der jedesmal, wenn er eine Mozartsche vierhändige Sonate spielen hörte, hüpfte, sang und sprang, sich das Instrument öffnen und die Bauart desselben mit vieler Aufmerksamkeit erklären ließ. Eben derselbe hat sich nach eigner Erfindung eine liegende Harfe verfertigt, auf der er Ehstnische Tänze und Chorale spielt. — Zum Singen haben manche unter ihnen, zumal unter dem weiblichen Geschlechte, gute natürliche Anlage und feine Stimmen, denen blos die Ausbildung fehlt. Sie singen immer einstimmig in zwei abwechselnden Chören, so, daß jede Zeile, welche der erste Chor absingt, von dem andern wiederhohlt wird, welches oft mehrmahls geschieht. Sie haben, besonders bei ihren Hochzeiten, viele Lieder und Melodien, die meisten davon sind aber unverständlich. Einige habe ich im Vorhergehenden angeführt. — Ihre Tänze sind die lustigsten von der Welt. Ohne Unterschied paart sich dabei Jung und Alt, Männer, Weiber und Kinder, Bursche mit Burschen,

Mäd-

Mädchen mit Mädchen. Sie drehen sich immer in einem Kreise, und ein Paar folgt hinter das andere ohne Abwechselung. Sie haben $\frac{3}{8}$ Takt, machen kleine, etwas schleppende Schritte, und bei dem dritten stampfen sie allemal etwas stärker auf die Erde. Stolz sind sie, wenn ein Deutscher ihnen die Ehre anthut, und einmahl mit ihnen herumhüpft, sauersehend aber, wenn einer, den sie zum Tanz aufforderten, es ihnen abschlägt. Es ist daher nichts Ungewöhnliches, bei ihren ländlichen Festen, Hochzeiten und vornämlich bei dem Aerndtefeste, Fräuleins und junge Herren sich unter ihre tanzenden Reihen mit einmischen zu sehen. Der Geschmack der meisten Deutschen auf dem Lande, selbst in adlichen Häußern, in der Musik, ist größtentheils nach dem Ehstnischen Nationalgeschmack gemodelt, und, mit Ausnahme einzelner Häußer, noch auf einer niedrigen Stufe; Polonoisen, Deutsche und Englische Tänze, vornämlich Walzer, Arien und andere kleine Handstücke, werden bei weiten grossen ernsthaften Sachen, als Sonaten, Opern, Oratorien, Konzerten ꝛc. vorgezogen. Alles muß lustig klingen; bei klagenden, sanften, weichen Tönen entfernt sich jedermann von dem Klaviere.

Die Kleidung der Ehsten und Ehstinnen, davon ich schon hier und da im Allgemeinen erwähnt habe, will ich jetzt etwas genauer zu beschrei-

ben versuchen. Ganz im Detail kann ich es nicht, denn jede Gegend hat ihre besondere Moden, welche Göttin auch hier tyranniſirt: daher ich mich nur auf die, welche ich kenne, und auf die Gegenden, wo ich ſelbſt geweſen bin, einſchränke. Die eigentliche allgemeine Kleidungsfarbe durch ganz Ehſtland bei dem männlichen ſowohl als weiblichen Geſchlechte, iſt braun, und die Nationaltracht ſind lauge von der ſchwarzen und dunkelbraunen Wolle ſchwarzer und brauner Schaafe gewirkte Kleider. Nicht nur das ſehr grobe Zeug, Wattmann genannt, das nicht viel beſſer als Filz iſt, ſondern auch die Röcke, Weſten, Kamiſöler und Beinkleider, Weiberröcke und Wäſche, verfertigen ſie alle ſelbſt, und weil alles ſehr weit, plump und ſchlotterig gemacht, die Farbe dunkel und ihr ganzer Anzug gemeiniglich mit Staub bedeckt iſt; ſo giebt ihnen dies, verbunden mit den harten Strapazen und den Falten gedrückter Menſchheit, vor der Zeit ein altes runzliches Anſehen; und da es durchgängig die Gewohnheit iſt, daß nur junge Kerle ſich ſcheeren, Männer hingegen gleich nach der Verheirathung den Bart wachſen laſſen; ſo ſieht ein vierzigjähriger Mann oft wie ein ſiebzigjähriger Greis aus. Die ganze Kleidung iſt immer ſchlecht, meiſtens ſchmuzig und oft, beſonders zu Hauſe, plunderig und zerlumpt. Weſte und Hoſen ſind von demſelben groben Raſch, und alles zuſammen kommt etwas

über

über zwei Rubel. Der Rock sowohl bei Mannes- als Weibspersonen ist aus drei Stücken, zwei Vorder- und einem Hintertheile, zusammen genähet, plump ausgeschnitten, ohne Futter und und Steife, mit spitzigen Aermeln. Sehr gern gehen sie mit zwey Röcken über einander, wenn es auch mitten im heissesten Sommer ist, ja manche haben sogar ihren Schafspelz darunter, und den groben Rock darüber. Vorn knöpfen sie sie mit selbstgemachten bleiernen Knöpfen zu. Zu ihrem Pelz brauchen sie fünf bis sechs Schaafsfelle: sowohl Mannes- als Weibspersonen tragen sie nach einerlei Form und Zuschnitt. An den Nähten und Ausschnitten besetzen sie dieselben mit rothem oder schwarzem Leder. Ihre Strümpfe sind von eben solchem schwarzbraunen und sehr groben Garne gestrickt. Viele umwickeln statt derselben die Füsse mit leinenen und wollenen Lumpen; zuweilen sind diese Lumpen über die Strümpfe gewickelt, entweder zum Staat, oder um die Strümpfe zu schonen, und im Winter zu besserer Wärme, welches aber den Füßen ein schlotteriges ekelhaftes Ansehen giebt. Zur Bedeckung des Kopfs im Winter bedienen sie sich der gewöhnlichsten schlechten deutschen Pelzmützen; im Sommer runder, meist niedergeschlagener Hüte. Alle tragen über den Rock einen ledernen oder gewirkten wollenen bunten Gurt, der bei den Unverheiratheten mit vielen messingenen Schnallen besetzt

ist.

ist. Und diese Kleidung ist auch des Ehsten gewöhnliches Bettzeug. Er legt sich in denselben Kleidern schlafen, in denen er des Tages über arbeitete, auf eine harte Pritsche, oder auf ein Bettgestelle, auf welchem ein Bund Stroh aus einander gemacht liegt, das mit einem groben reibenden Tuche bedeckt ist. Selten hat er ein mit Heu oder Stroh ausgestopftes Kissen, und Federbetten kennt er gar nicht. Denn ob er gleich Gänse, Enten ꝛc. genug hat, so verkauft er die Federn davon doch lieber in die Stadt oder an seinen Hof, als daß er sie zu seiner eigenen Bequemlichkeit anwenden sollte. Wie es mit der Wäsche bei den meisten beschaffen sei, kann man aus der Aeusserung mancher Herrschaften schließen, welche meinen, daß der Bauer nicht mehr als zwei Hemden brauche, eins in die Wäsche und eins auf den Leib.

Die Weiber und Töchter dieser Leute tragen ebenfalls Kleider und Röcke von demselben groben Wattmann und brauner Farbe, an Form und Zuschnitt nur wenig von der männlichen unterschieden. Ihre Oberröcke sind eben so von einem Hinter- und zwei Vordertheilen gemacht. Die Unterröcke sind wie der Deutschen Bäuerinnen ihre, nur länger und mehr gefaltet. Die Wohlhabendern und Angesehenern von ihnen besetzen sie mit Borten oder Tressen von ächtem oder unächtem Golde, welches für den größten Staat gehalten wird. Bei feierlichen Gelegenheiten hängen sie in manchen Gegenden, vornämlich des Rigischen

Gouvernements, im Pernauschen, Dorpatschen u. s. w. noch eine weise wollene oder leinene Decke über die Schulter, und ein Mädchen, das eine Braut ist, behängt sich vorn und hinten mit einem Stücke Leinwand, in welches Blumen, Vögel und allerlei Figuren recht fein gestickt sind, das sie gemeiniglich vom Gutsherrn oder der gnädigen Frau zu bekommen pflegt. Die Mädchen gehen mit fliegenden Haaren im bloßen Kopfe, zum Unterschied von den verheiratheten Weibern, welche Hauben tragen. In einigen Gegenden flechten sie die Haare in unterschiedliche Zöpfe zusammen, die sie dann um den Kopf winden. Die erstern haben um den obern erhöhtern Theil des Kopfes weiter nichts als ein Stück zusammengerollte, mit Taffent, Atlas oder Stoff überzogene, und mit Spitzen, Tressen oder Borden umnähte Pappe, die sie wie allen Flitterstaat, überaus lieben. Dieser Kopfschmuck siehet einem Kasket nicht unähnlich, und kleidet eine junge rothwangige Brünette, die beinahe alle Ehstnische Bauernmädchen sind, gar nicht übel. Man nennt ihn einen Pärk, er ist oben auf dem Wirbel des Hauptes offen, forn nach der Stirn zu hoch wie ein Schild, hinten aber etwas niedriger und eingebogen. Mit dieser leichten Kopfbedeckung gehen sie auch im strengsten Winter herum. Des Sonntags stecken sie hinten lange und vielfarbige seidene Bänder daran, die sie bis über die

die Schultern herab fliegen lassen, und die ihnen ein leichtfertiges, lüsternes Ansehen geben. Hofmädchen gehen auch wohl in der Woche so. Zum täglichen Gebrauch tragen sie, besonders die Dorfsmädchen, ein von Stroh geflochtenes, oder rothes wollenes drei Finger breites Band. Die Verheiratheten hingegen tragen zwar ordentliche dreitheilige Hauben, aber sie lassen demohngeachtet die Haare darunter lang herabhängen, welches etwas ekelhaft aussieht: manche flechten sie darunter. Viele besetzen ihre Hauben mit Spitzen, ja wohl an Höfen mit Gold- und Silbertressen; im Winter tragen die meisten Pelzmützen. Uebrigens sind die Trachten fast in jedem Kreise anders. In einigen Gegenden haben sie noch eine ganz besondere wunderliche Art von Hauben, die aus einem Stücke weiser Leinewand bestehen, ganz spitzig sind, beinahe wie eine Harlekinskappe gerade in die Höhe stehen, die Haare auf dem Wirbel in einen Knoten fassen, und wie ein weiser Zuckerhut aussehen. Andere sind eben falls von Leinewand gemacht und hängen vermittelst eines Pappenstreifs fast eine Elle lang auf dem Rücken glatt herunter. Der Streif ist ziemlich breit, und die ihn überziehende Leinwand ausgenäht und am Ende mit Tressen, Flittern oder Franzen besetzt. Darüber binden sie oft noch einen langen schmalen Streif Leinwand, davon ein Zipfel herunter

hängt, und vor die Stirn eine unächte Tresse. Eine andere Art von Hauben ist die, da sie ein Stück Leinwand pyramidenförmig in lauter kleine dichte Falten legen, daß es am Ende ganz spitzig und fein gefaltet ist. Dieses besetzen sie forn, wo es auf dem Kopfe sitzt, ebenfalls mit Tressen, Flittern, oder nähen es aus, (meistentheils lassen sie es von deutschen Nähterinnen machen, für welche dies eine Art von Erwerb ist,) und den spitzigen Zipfel lassen sie hinten über den Nacken herunter hängen, so daß eine junge Frau von zwanzig Jahren so altväterisch wie eine Matrone aussieht. Des Sonntags, wenn sie zur Kirche und besonders zur Kommunion gehen, binden sie noch eine Serviette um den Kopf, welche die ganze Stirn bedeckt und hinten bald in einen, bald in zwey Zipfeln längst der Schulter herabhängt. Dies thun sie durch ganz Ehstland, und es sieht, wenn die Kirche aus ist, gerade so aus, als wenn man ein Heer sogenannter Leideweiber sähe. Die Hauptabsicht davon ist wohl, die gestickten Hauben zu schonen und für Staub, Rauch und Regen zu schützen.

In der Woche bei der Arbeit, tragen Weiber und Mädchen im Winter und Sommer Gurte von Zwirn oder Wolle über das Hemde oder Brüstchen, (um mich dieses deutschen Bauern-Wortes zu bedienen,) winden ihn etliche mahl um den

Leib,

Leib, und schlafen auch wohl in demselben. Weil sie ihn oft bis unter den Busen sehr fest zusammenschnüren und so die Brüste heraufpressen, so sehen sie recht dünn und schlank aus. Halstücher lieben sie nicht, die sind ihnen zu enge, ihr voller Busen will Luft und Raum haben. Desto mehr lieben sie dafür andern Brustschmuck. Um den Hals hängen sie Schnüren mit Korallen, Glasperlen, Zahlpfennigen, auch wohl Gold- und Silberstücke. Auf der Brust tragen sie ein silbernes Schild, das rund und ohngefähr so groß wie die Mündung eines Bierglases ist, in welches allerlei Figuren gegraben sind. Dieses Schild hängt von der Halskette an einem silbernen Ringe herab, und alles dieses, wozu oft noch eine Menge alter Rubel und Thalerstücke kommt, klingt und klappert im Gehen dergestalt, daß man von weitem ein mit einem Geläute behängtes Pferd zu hören glaubt. Der Russe trägt statt dieses Schildes ein Kruzifix oder eines Heiligen Bild von Silber, Blei oder Messing. Die Ehsten nennen es in ihrer Sprache Preets, die Deutschen Pater. Unter jenen versteht man aber mehr eine Spange oder kleine Brustschnalle, welche das bei Manns- und Weibspersonen vorn sehr weit aufgeschlizte Hemde zusammenhält. Der Pater thut dieselben Dienste, gehört aber blos für Weibspersonen, um das vom Busen emporgetriebene Hemde zusammen zu halten. Ausser-

dem

dem schmücken sie ihre Brust noch mit mancherley anderm Staate, Goldflittern, Schellen von Silber und kleinen runden silbernen Platten. Die Schellen sind silberne Kugeln, mit allerlei darauf gegrabenen Figuren, inwendig hohl und in der Größe der kleinen Kinder-Spielkugeln. Man nennt sie auch Krellen. Sie hängen vom Halse über die Brust in langen Schnuren, dazwischen der Pater oder auch wohl eingefaßtes Geld hängt, daher das arge Geklappere. Der Pater hat oftmals auch in der Mitte ein durchbrochenes Kreuz. Er schließt gemeiniglich jene Schellenschnüre und liegt in der Gegend des Nabels. Der Name mag vielleicht daher rühren, weil man in den katholischen Zeiten am Paternoster [illegible] Rechnet man allen diesen Schmuck zusammen, so trägt manche Ehstin über 30 Rubel an sich; die meine bedienen sich aber statt des Silbers einer messingernen versilberten Platte und selbst gegossener bleierner Thaler oder Rechenpfennige. (Man sehe die beiden Titelkupfer.)

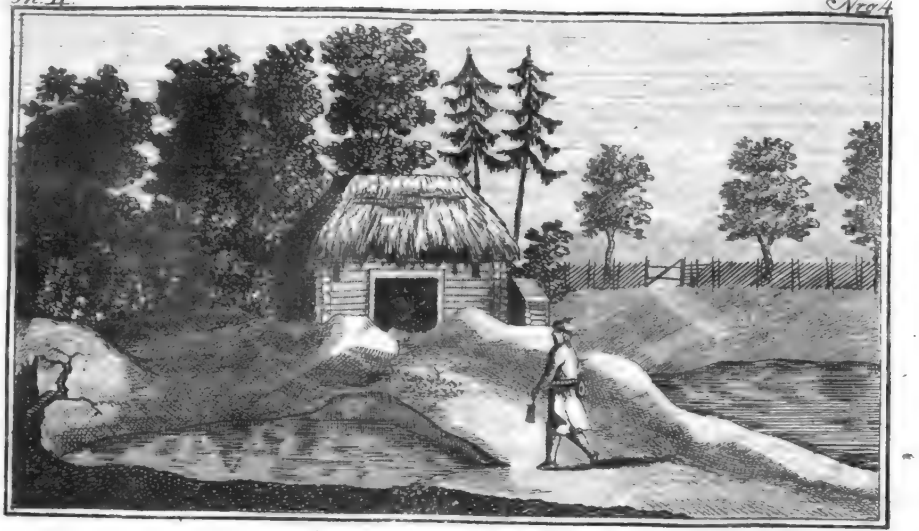
Ihre Fingerringe sind, wie leicht zu vermuthen, schlecht, und doch halten sie viel darauf. Wenn sie einen verliehren, schmerzt es sie ungemein. Manche tragen auch Ohrgehänge, die aus einem Ringe mit daran hängender Kette bestehen, doch gemeiniglich nur in einem Ohre. Schürzen tragen nur wenige, die es den Deutschen nachthun wollen; bei Dienstmädchen an Höfen findet man sie häufiger. Was aber Männern

nern und Weiber, Jünglingen und Mädchen, Alt und Jung, kurz allen mit einander gemein ist, sind ihre Schuhe oder sogenannte Passeln, welches ein bloßes Stück Leder von ungegerbten Häuten ist, davon blos die Haare abgeschabt sind, das mit einer Schnure, die sie um den Fuß nach der Wade zu winden, zusammengezogen wird, so, daß es an den Seiten und vorn auf den Zehen den Fuß wie ein Pantoffel umgiebt. Man könnte sie füglich Sandalen nennen. Weil es [illegible] angenein weich, sanft und bequem [illegible], so geben auch Leute von Stande oft ihren [illegible] Kindern anfangs solche aus zubereiteten Leder verfertigte Passeln oder Sandalen. Der gemeine Bauer trägt im Sommer Bastschuhe oder gehet barfuß. Jenes sind leichte Schuhe oder vielmehr eine Art Pantoffeln, die aus Linden- oder Weidenbast zusammengeflochten sind, und mit Schnüren, die sie bis an die Waden herumschlingen, befestiget werden, dergleichen auch die Letten, Finnen und Russen tragen. Da sie Schnee und Wasser durchlassen, so muß man sich wundern, wie es die Leute im Winter mit so schlecht verwahrten Füßen aushalten können. Wenn sie im Staate erscheinen oder zur Kirche gehen, haben sie gewöhnliche Schuhe oder Stiefeln, die ersteren besonders die Ehstinnen, die sie aber so hoch halten, daß sie dieselben, um sie zu schonen, bis an die Kirchthür in der

Hand

Hand tragen, so lange barfuß gehen und sie erst auf dem Kirchhofe anziehen. Man merkt es aber, daß es ihnen unbequem und ungewohnt ist, darin zu gehen, denn sie verführen beschuher einen ängstlichen, gezwungenen und wunderlichen Gang. Ihre Strümpfe tragen sie sehr kurz, und, wie gesagt, von brauner, manche auch von rother Wolle. Die wollenen oder leinenen Tücher, womit sie dieselben umwickeln, umwinden sie wieder übers Kreuz mit zwei Bändern. Dies gilt jedoch nur von den Weibspersonen. Männer tragen grössere, und im Winter oft drei bis vier paar Strümpfe über einander.

Für die Bedeckung ihrer Blöße sind weder Mannes- noch Weibspersonen eben sonderlich bekümmert. Ohne Schaam gehen sie vor aller Menschen Augen, zum größten Skandal manches geilen jungen Herrns und Fräuleins, entblößt, ohne daß dies eben eine böse Begierde bei ihnen erregt. Ohne sich an die Vorbeigehenden zu kehren, verrichten sie, gleich dem englischen Dichter Pope im St. James Park, mitten auf der Straße die Nothdurft der Natur. Weiber und Mädchen gehen im Sommer zu Hause und im Felde im bloßen Hemde, das sie höchstens mit einem Gurte oberhalb der Lenden umwinden. In manchen Gegenden ist das Untertheil der Hemde nicht einmahl zusammengenähet. Wenn sich auch die Brüste zwischen dem obern Theil des auf-



Ein Ehste auf seinem Hofe.

Digitized by Google

geschlißten Hemdes bis zur Hälfte in ihrer Fülle herausdrängen, oder im Gehen, Bücken oder Arbeiten ihre Lenden oder sonstigen Nuditäten dem lüsternen Auge zeigen, so rührt sie das wenig, zumahl wenn sie unter einander selbst, ohne deutsche Zeugen, sind. Manns- und Weibsvolk badet sich ungescheut unter und mit einander in der beliebten Badstube; nackend gehen sie, sich abzukühlen, heraus, halten auch wohl, (besonders thun dies die ältern Weiber) mit den Vorübergehenden lange Gespräche, ohne sich ihrer Blöße zu schämen, oder zu Feigenblättern ihre Zuflucht zu nehmen. Im Sommer kommen Weiber und Mädchen oft mit bloßem Hemde, das obenher nur der lange Uebertock bedeckt, ohne Unterrock in die Kirche, wo manche bei großer Hitze in Ermangelung des Rock ablegt und im bloßen Hemde da sitzt. Die Gewohnheit macht, daß niemand daran Anstoß nimmt. Alles dies findet jedoch nur auf dem platten Lande statt. In den Städten gehen sie weniger frei und tragen sich überhaupt nicht mehr als Dienstboten und Ammen, sondern auch verheirathet, städtischer, anständiger und in allem feiner.

Die Landwirthschaft, Viehzucht und der Ackerbau der Ehstländer hat viel Eigenthümliches und von der Deutschen Art zu wirthschaften und Ackerbau zu treiben, sehr Unterschei-

scheidendes. Selten und nur auf einzelnen Gütern wird sie ins Große getrieben; sie geht überhaupt genommen bei den Ehstnischen Bauern, (die ich von den Ehstländern, worunter ich allemal die Deutschen mit verstehe, unterscheide,) nur einen langsamen Gang, wird nur in Kleinen, meist blos zum eignen Behuf der Landleute und ihrer Herrschaften getrieben, und hat auch wirklich wegen des rauhen Klima's, das eine pünktliche Bearbeitung der Felder erfordert, zu welcher der kurze Sommer nicht immer hinreichen will; wegen des langen Winters, der den Bauern, des Mangels an Futters halber, nur kleine Viehstände erlaubt; und endlich der öftern Viehseuchen wegen, mit mancherlei und großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Hiezu kommt die steife Anhänglichkeit der Ehsten an das Alte und Hergebrachte, die jeder Neuerung, jedem bessern Vorschlage den Eingang verschließt, und jede versuchte und erprobte Verbesserung als eine neue Auflage eines eigennützigen Erbherrn ansieht, und wenn keine Zwangsmittel gebraucht werden, als unnütz verwirft; wovon die Folge diese ist, daß alles nach der einmahl im Gang gebrachten Weise nach gewissen unabänderlichen Regeln und alten gemachten vortheilhaften und nachtheiligen Erfahrungen, ohne neue Versuche, verrichtet, und ein beinahe stets gleiches, wenig abweichendes Verfahren im Ackerbau beibehalten und vom Vater

auf

auf den Sohn fortgepflanzt wird. Die meisten sind Ackersleute auf Kosten der Wälder, die durch Hülfe des Feuers immer mehr gelichtet und verwüstet werden; viele wohnen einzeln und zerstreut ohne Antrieb und Ermunterung, bauen ihr ihnen angewiesenes Stück Land und ihres Herrn Hofsfelder so nothdürftig hin, um nicht zu verhungern, und nur wenige sind aus Neigung und wahrem Interesse thätige, fleißige und glückliche Landwirthe, die sich über ihre Urgroßväter erheben und neuen Erfindungen, Verbesserungen und Vervollkommnungen in den einzelnen Zweigen der Landwirthschaft eine günstige Aufnahme wiederfahren lassen. Es ist wahr, nicht jedes Land läßt die Resultate erfahrner Landwirthe eines andern Landes auf sich anwenden. Lange Erfahrungen über die Natur des Bodens, welche die Landbauer von ihren Vorfahren als untrüglich und gewiß überkommen haben, sind besser als unsichere, noch nicht hinlänglich bestätigte Neuerungen. Die Verschiedenheit des Bodens in Ehstland, der von kalten Lagen, Sand und steinigtem Grunde kaum über die mittlere Güte steigt, erfordert eine andere Behandlung als schwarzes, fettes oder leimigtes Erdreich in Deutschland. Geübte und erfahrne Landwirthe, Prediger, Güterbesitzer versichern, daß sie mit aller ihrer auf deutschen Universitäten erworbenen Theorie, gesammelt aus Erfahrungen, unter ihren Himmelsstriche, auf

ein-

einheimischen Boden gescheitert sind, und der mehrfachen Wiederholungen ungeachtet, vielmals das Gegentheil gefunden haben. Manche haben ihre Versuche theuer bezahlen, und am Ende zur Methode des Landes, zur Flurart der Bauern zurückkehren müssen. Aber vieles ließe sich denn doch zum großen Gewinn der Edelleute und Bauern anders machen. Die letztern bleiben aber so lange auf derselben Stufe stehen, als die erstern nicht weiter gehen. Wir wollen jetzt versuchen, uns mit ihrer Art zu wirthschaften, ihren Feldbau und der Viehzucht des Landes etwas genauer bekannt zu machen. Ohne dessen zu gedenken, was sie mit unsrer Art der Wirthschaft und des Ackerbaus gemein haben, schränke ich mich blos auf das ein, was ihnen besonders eigen ist, und worin sie von unsern Landleuten und deren häuslichen Einrichtung abgehen.

Unter den Werkzeugen, die zum Feldbau erfoderlich sind, unterscheiden sich ihre Wagen, der Pflug und die Egge merklich von den Deutschen. Die Ehsten sowohl als die Letten brauchen den Sommer hindurch allgemein ganz kleine, einspännige, von ihnen selbst verfertigte, ohne das geringste Eisen, Nagel oder Beschlag, aus lauter Holz zusammengeschlagene vierräderige Wagen, mit kleinen aus vier Gabeln bestehenden Wagenkörben. Nach Maasgabe der niedrigen Räder, die von krummgebogenen Erlen- oder Birkenholze gemacht wer-

werden, sind auch die Axen schwach. Statt der Wagenleitern sind einige dünne Bretter oder Schalen, in der Form eines Schiffsbodens zusammengelegt, in welche die Ladung gebracht wird. An jeder Seite der Vorderaxe sind durch ein seltsames Zusammenflechten von schlanken Birkenzweigen oder Schale und Umwinden derselben, zwei Stangen befestigt, zwischen welche das Pferd mittelst eines elastischen Krummholzes über dem Kopfe, das die beiden Stangen zusammenhält, eingespannt wird. Man nennt sie Fehmern oder Fehmerstangen. Kein Ehstnischer Bauerwagen hat eine Deichsel, daher auch nie zwei Pferde angespannt werden können. Dennoch fahren sie damit die schwersten Lasten, Dünger, Getraide, Korn, und andere Produkte, und sitzen wohl noch selbst oben drauf, so daß ihre kleinen Pferde genug an ihnen zu ziehen haben. Weil sie selten schmieren, so geben sie einen unaufhörlichen quickenden und knarrenden Ton von sich; und da sie von keinem Eisen zusammengehalten werden, so zerbrechen sie leicht auf den Straßen, daß man auch hin und wieder Trümmern von Rädern und Leitern in den Wegen herumliegen sieht. Man könnte Wagen und Geschirre leicht verbessern, wenn es den Herren damit ein Ernst wäre, und auch die kleinen Pferde würden bald größer und stärker werden, wenn man sie vier bis fünf Jahre alt werden, und nicht schon im zweiten so angriff und die

schwers

schwersten Arbeiten verrichten liesse. Manche haben auch kleine zweirädrige Karren, eigentlich ein Fuhrwerk der Finnen, mit einem niedrigen, länglich viereckigtem Kasten, auf dem sie Gras, Heu, Kohlen und andere leichte Sachen laden, und selbst auf dem vorgespannten Pferde reiten. Sachen, welche nicht viel Raum einnehmen, transportiren viele, besonders im Narwaschen, auf sogenannten Schleppstangen, die sie an jede Seite des Reitsattels mit dem dicken Ende binden, und deren dünneres spitzes Theil auf der Erde fortschleift. Auf diese 2 bis $2\frac{1}{2}$ Klafter lange Stangen binden sie nahe hinter dem Pferde, was fortgebracht werden soll, Kälber, Schaafe, Heubündel, Säcke, Kohlen, Gänse u. s. w. und schleppen es so reitend zur Stadt, auf das Gut ihres Herren, oder wohin sie sonst wollen.

Der kleine einspännige Pflug unterscheidet sich von dem unsrigen dadurch, daß ihm die Stürze oder das hohlgerundete Eisenschaar und die Räder fehlen. Statt des breiten Eisens hat der Ehstnische Pflug ein spitziges keilförmiges, am dicken obern Ende 6 bis 7 Zoll haltendes Eisen, dessen spitzes Ende nach der Erde zugekehrt ist, und das beim Umwenden nach der entgegengesezten Seite geworfen wird. Es liegt schief und ist an ein vor- und rückwärts gabelförmiges Holz befestiget, zwischen dessen vordere Gabel das Pferd gespannt wird,

da in der hintern der Bauer geht, und den Pflug an beiden Handhaben so flach oder tief hält, als er will. Wegen des dicken und massiven Eisens ist er ziemlich schwer, reißt aber die Erde, weil das Eisen unter sich geht, tief auf. Das Pferd, welches mehrentheils klein und schwach ist, geht ohne Zügel, und läßt dem Pflüger beide Hände frei. Hier und da ist der russische Messerpflug eingeführt, der nur für alte Bruche und Neubruch, wo kleine Wurzeln zu zerschneiden sind, üblich und anwendbar ist. Er ist auch einspännig und ohne Räder, mit doppelten Gabeln, einem Schaar und Stürzbrett, nach der Mechanik des deutschen Pfluges; nur kleiner. Die gewöhnlichen Gabelpflüge sind dem Lande und der Anspann der Ehsten am angemessensten. Der deutsche Pflug ist für die kleinen abgemergelten Pferde zu schwer, und in Feldern, wo viele Steine oder Wurzeln sind, ganz unbrauchbar. Das tiefe Pflügen ist auch für den Acker nicht immer vortheilhaft, zumal wenn bei der gewöhnlich schlechten Düngung der Felder die untere Erdlagen nicht so fett und fruchtbar sind als die obern mürbern und gedüngten. Bisweilen macht das Pflügen im Frühjahre Sorge, weil bei dem mägern Winterfutter die Anspanne entkräftet ist und es an Zeit fehlt. Viele Gutsbesitzer lassen daher schon im Herbste pflügen, wenn die Anspann noch bei Kräften ist. Im Frühjahre wird dann das Land nur so stark geegget, damit

sich

sich das Unkraut nicht bewurzele noch ausbreite. Durch diese Bearbeitung wird nicht nur das Unkraut erstickt, sondern auch der Acker durch die im Herbste untergepflügten Roggenstoppeln und deren Fäulniß verbessert, und die ganze Sorge und Verlegenheit im Frühjahre glücklich gehoben. Der Bauer behält dann auch eher Zeit, seine Felder zu bearbeiten, sie zu besäen, seine Wiesen zu reinigen, Holz zu schlagen und den lieben Küttis- und Heizungsbrand zu besorgen. — Die Ehstnische Egge hat statt der eisernen Spitzen nur hölzerne zugespitzte Pflöcke, und ist weder so schwer, noch so durchgreifend wie die Deutsche. Auch die Sensen sind kleiner und alle ohne Körbe, und werden blos für Heu und Erbsen gebraucht, da alles übrige geschnitten wird.

Das Säen des Roggens und Weizens, (von welchem letztern jeder nur so viel bauet, als er zu seiner Konsumtion bedarf,) geschieht schon zu Ende des Augusts und im Anfang des Septembers, weil man späterhin des Frostes wegen oft nicht mehr in die Erde kommen kann; daher es ein reizender und für das Auge freudiger Anblick ist, bey schönen Tagen im Oktober das grüne Feld zu sehen. Roggen ist in Ehstland das häufigste und sicherste Getraide, das nicht allein die darauf gewandte Mühe am reichlichsten belohnt, sondern auch selten dem Mißwachs ausgesetzt ist, und mit welchem das Land, des großen Consumo ungeach-

tet

tet noch ausserdem einen ansehnlichen Handel treibt, daher die Güterbesitzer und Kaufleute beinahe alle jährlich ansehnliche Vorräthe auf ihren Schüttböden, bisweilen von mehreren Jahren her, auf Spekulation liegend haben. Er kömmt am besten auf alten Mutterfeldern und in gedüngter Brache, die dreimal gepflügt wird, aber auch in Buschländern, die man durch Abbrennen der Bäume und Gesträuche urbar gemacht hat, fort. Während der Gersten- und Haferärndte wird schon wieder Roggen gesäet, und oft sticht das junge Grün hervor, wenn nicht weit davon noch die gelben Aehren jener Getraidearten unter der Sichel schwanken. Der früh einfallende Schnee giebt dem muntern Roggengrase gegen die Nachtfröste bald eine sichernde Decke, unter welcher es sich sehr gut bis zum Frühjahre hält. Die Aerndte tritt in gewöhnlichen Jahren gegen das Ende des Julius ein, und wenn sie gut ist, wird das achte, neunte, selten das zehnte Korn gewonnen. In schlechten Sommern ärndtet man bisweilen kaum das fünfte oder sechste Korn ein, und bei nassen regnichten Jahren wird nicht einmal aller Roggen völlig reif, und solcher giebt zwar Mehl, aber ungesundes und schlechtes Brod, das um so weniger nahrhaft wird, je mehr Spreu und Spalzen der arme Ehste darunter mischt. Ich habe Brod in Händen gehabt, das flachlicht war, am Feuer brannte, und schwarz

wie die Erde aussah. Viele Bauern haben Handmühlen, und mahlen sich bei weiter Entfernung der Wind- und Wassermühlen ihr Korn selbst. — Die Vermehrung des Roggens, der selbst im Auslande ein sehr gesuchter Artikel ist, bleibt für alle Landwirthe in Lief- und Ehstland, so wie überall, die gewisseste Revenüe. Fabriken und Manufakturen wollen aus Mangel an Menschen und wegen der Entlegenheit der Städte, die den Absatz der Waaren erschwert, in diesem Lande gar nicht gedeihen. Mehrere Gutsbesitzer, die dergleichen anlegten, sind darüber zu Grunde gegangen. Aus eben dem Grunde lassen auch einige alle Nebenarbeiten, die mit Arbeitstagen der Gutsbauern nicht bequem bestritten werden können, als Bauen, Ziegelstreichen, Grabenziehen, Kalkbrennen u. s. w. lieber von Russen oder Deutschen und freien Ehsten, gegen Bezahlung verrichten. Ein Gebiet geht gewiß zu Grunde, dessen Eigner bei der Vergrößerung der Felder sich auch zugleich noch mit Fabriken und andern Anlagen abgeben, oder weitläuftige Nebenarbeiten, Bauen, Straßenmachen, Brücken- und Dammbau u. dergl. mit seinen Leuten durch sogenannte Wirthstage, d. h. mit Frohndiensten ausser den ordentlichen Arbeiten bei Hofe, bestreiten will.

Auf kleinen Gütern wird nicht selten verhältnißmäßig mehr Korn gebaut als auf großen. Der Grund ist, weil auf jenen mehr Aufsicht, bes-

sere Anspanne und vortheilhafteres Anstellen der Arbeiter Statt hat, als auf weitläuftigen Gebieten, wo der Herr mit seinen Beamten oft kaum übersehen kann. Durch diese Mittel hat mancher Wirth den Ackerbau seines kleinen Gutes, welches wohl gar nur ein Pachtgut war, sehr hoch getrieben, und ist dabei reich geworden. Von beträchtlichem Einfluß ist besonders hier die bessere Vertheilung der Hofsarbeiter und ihrer Anspanne. Ein ordinärer Hofsarbeiter thut gewöhnlich sechs Tage in der Woche Frohndienste: wer deren fünf hält, kommt mit ihnen eben so weit, als mit acht Achtlern, deren jeder den achten Theil von einem Haken Landes benutzt, und nur halb so viel Tage in der Woche dem Hofe leistet, als der Viertler.

Man rechnet nach einem ungefähren Ueberschlage, daß in ganz Ehstland jährlich im Durchschnitt und bei mittelmäßigen Aerndten 70,000 Lasten, d. i. etwa 340,000 Malter, (das Malter zu 12 Erfurtischen Scheffeln gerechnet,) gewonnen werden. Jedes Gut muß nämlich jährlich eine schriftliche Anzeige aller eingeärndteten Früchte in das Kreisgericht einschicken, welches aber nicht gerade allemal mit der gewissenhaftesten Genauigkeit geschieht. Daraus hat man so ziemlich den etwaigen Ertrag einer Ehstländischen Aerndte in einem Jahre gefunden. Jener Vorrath von Früchten ist vollkommen hinreichend,

nicht nur die Einwohner zu erhalten, und eine sehr beträchtliche Menge zu Branntwein zu verbrennen, sondern auch mehrere tausend Lasten ins Ausland zu verschiffen. Man rechnet, daß jetzt die Verwandlung des Getraides in jenes geistige Getränk sich um mehr als ein Drittheil gegen die vorigen Zeiten vermehrt hat. Seitdem die Ritterschaft in Liefs und Ehstland die Branntweins Lieferungen an die Krone zum Verbrauch bei der Flotte und den Feldtruppen übernommen hat, ist der Branntweinbrand ein wichtiger Konsumtionszweig des Korns für das ganze Land, zum grösten Nachtheil der Bauerschaft geworden, die dadurch nicht nur elender, ärmer und dem Trunke ergebener wird, sondern auch dabei ihre besten Kräfte verzehrt, und an dem nöthigen Vorschuß Mangel leidet. Die Kasse der Lieferanten gewinnt freilich dabei beträchtlich, aber oft werden sie auch bei nicht gehaltenen Kontrakten ruinirt. Weit sicherer ist der Gewinn durch Verkauf an große Handelshäuser, welche das Getraide ausschiffen. Wegen seiner vorzüglichen Güte wird der Liefs- und Ehstländische Roggen weit und breit gesucht. Weil die Früchte gleich nach dem Einfahren vom Felde aus der Scheuer in die Kornriege auf Gerüste gebracht, und langsam bei gelinder Wärme geröstet werden, noch ehe man sie ausdrischt; so halten sich die Körner hundert und mehrere Jahre, sind keinem Wurm-

oder

oder Käferfraße ausgesetzt, und geben ein schönes, trocknes, weiſes Mehl. Kein Roggen iſt daher zum Aufſchütten in Magazine beſſer als der Liefl- und Eyſtländiſche, weil er nie erwärmt, nie angeht, und niemals Würmer bekommt. Zudem iſt der [illegible] für den Käufer einſehnlich, denn durch das Trocknen wird er ausgedürrt, hart und leicht. Die Körner ſchrumpfen zuſammen und werden kleiner, bleiben aber ſo mehlreich wie zuvor, und beim Mahlen und Backen quillt das Mehl ſehr auf. Hätten wir in Deutſchland nur das Holz dazu, ſo wäre dieſe Röſtung des Roggens gewiß zu empfehlen. Die Konſumtion des Roggens iſt dort zu Lande ſehr mannichfaltig. Der Vorrath des nöthigen Saatroggens und der Lebensunterhalt, das Branntweinbrennen, der Vorſchuß für die Bauerſchaft im Winter und Frühjahre bis zur Aerndte, die Bierbrauerei, die Fütterung des Viehes, u. ſ. w. nehmen jährlich einen ungeheuern Theil davon weg. Zwar iſſet weder der gemeine Mann unter den deutſchen dortigen Einwohnern, noch der Bauer, gebeuteltes Brod. Der letztere miſcht wohl gar, wie ich ſchon mehrmals erwähnt habe, Spelzen und Spreu, (die man Käff nennt,) ja bisweilen ganze Aehren darunter, welche in der Mühle mit den Körnern zermalmet werden; aber er braucht zu ſeiner Sättigung, da es beinahe ſein einziges und kräftigſtes Nahrungsmittel iſt, bei

seiner schweren, Hunger machenden Arbeit, dennoch sehr viel Brodt. Die Abgaben an die Krone machen jährlich auch über tausend Lasten aus. Schweden erhält durch einen besondern Traktat alle Jahre in Friedenszeiten 50,000 Tonnen. Das Malzmachen nimmt ebenfalls vieles Getraide weg, und was verschifft wird, geht solchergestalt ganz aus dem Lande. Dessen ungeachtet ist selbst, wegen der geringen Bevölkerung, von einer durchgängigen allgemeinen Hungersnoth zu hören. Selbst in der beinahe durch ganz Europa herrschenden Theurung in den Jahren 1771 bis 1773 soll die Theurung nicht so groß wie in andern Ländern gewesen und nur wenige Bauersleute Hungers gestorben seyn. Für den besten Roggen hält man im Lande selbst den von der Insel Oesel, wegen seiner Schwere sowohl als der Güte des Mehls. Das Stroh sowohl von Roggen als andern Getraidearten thürmt man in große Haufen auf, theils in Gehöften, theils auf dem freien Felde, ein Beweis von übler Wirthschaft, — ob man es schon auf den Mangel an Raum schiebt, — da nicht nur Feuchtigkeit und Nässe, die dort während des Herbstes und Frühjahrs so gewöhnlich, stark und anhaltend sind, sondern auch ganze Schaaren von Sperlingen, Raben und Mandelkrähen, die sich noch zu den Hühnern und Tauben gesellen, ungemein viel verderben. Das, was man beim Herumreisen im Lande von weis-

ten

ten bisweilen für Sandhügel hält, sind bei näherer Ansicht gedroschene oder ungedroschene Getraidehaufen, die mit unter bis zur Entzündung erhitzt sind und verdammen.

Die Saat der Gerste und Hafersaat fällt in den des May und in den Anfang des Junius. Im Frühjahre wird das Land stark umgegraben für den Haser einmahl, für die Gerste zweimahl, weil man diese später, gewöhnlich kurz vor, bisweilen auch nach Pfingsten säet. Sie richtet sich bekanntlich sehr nach dem Klima, daher man auch einen Unterschied zwischen den zweierlei im Lande erzeugten Arten von Gerste, nämlich der Landgerste und der deutschen Gerste macht. Die erstere ist schmal und kleinkörnig, die letztere runder und voller. Die Aerndte lohnt sechs- auch siebenfältig, und fällt gegen das Ende des Augusts, so daß beide Getraidesorten zu ihrer Reife nicht mehr als 11 bis 12 Wochen Zeit brauchen. Die langen Tage im Junius und Julius, da die Sonne über 18 Stunden am Horizonte stehet, machen sie eben so schnell reif als bei uns, wo sie beinahe um einen Monat früher gesäet wird. Der Hafer giebt einen vier- auch fünffältigen Ertrag. Der Bau der Gerste ist zu dem wenigen Gebrauche, den der Bauer vom Biere macht, hinreichend, aber der des Hafers noch lange nicht der Menge der Pferde angemessen, die das Land ernährt, daher

her auch so viele fallen oder Hunger leiden müssen, daß sie ganz abgemergelt und kraftlos aussehen und es wirklich sind, weil sie den ganzen Sommer hindurch nichts als Gras bekommen. — Der Buchwatzen leidet fast alle Jahre durch Fröste, und wird immer nur theilweise reif. Man braucht ihn fast auf allen Gütern. Erbsen, Linsen und Bohnen leiden ebenfalls zu oft vom Froste, als daß man sie häufig bauen sollte. Was jedes Gut davon braucht, wächst immer, und der Bauer erzeugt sie auch zu seinem Bedarf hinlänglich. Lein wird überall auf Gütern und Bauernfeldern in Menge gesäet; nicht so häufig der Hanf. Die Güte des Liefs- und Ehstländischen Leins und Flachses, die Feinheit seines Bastes, der beinahe seidenartig anzufühlen ist, und sich zum dünnsten Faden spinnen läßt, ist zu bekannt, als daß ich mich dabei lange aufhalten sollte. Man röstet den Flachs selten in fließendem, sondern in stehendem Wasser, und auf seine übrige Behandlung verstehen sich die Ehsten meisterhaft. Kartoffeln bauen die Deutschen in Menge auf Feldern und in Gärten. Sie wurden zuerst nach dem siebenjährigen Kriege, durch die zurückkehrenden Offiziere in Lief- und Ehstland bekannt, und kamen von da auch zu den Russen. Sie kommen im ganzen Lande sehr gut fort, und man hat selbst mit den Englischen Kartoffeln hier und da Versuche gemacht, die gut ausgefallen

sind,

sind. Man braucht sie zu Mehl, Puder und Stärke, macht Gelees und Backwerk davon, und sonst noch allerlei Gerichte nach mannichfaltigen Zubereitungen. Nur unter den Bauern will dieses so nützlichs Gewächs noch keinen rechten Beifall finden. Einzeln pflanzen sie wohl hin und wieder welche in Gärten, aber nicht in solcher Menge, daß sie bei Theurung und Mangel des Getraides ihre Zuflucht zu dieser nützlichen Frucht nehmen und auch das Vieh davon Nahrung haben könnte. Die Esten sind schwer an etwas Neues zu gewöhnen und kennen auch die Wohlthat der Kartoffeln noch nicht einmahl recht. Ich wüßte auch eben nicht, daß sie von ihren Herrn sonderliche Aufmunterung zum Anbau derselben erhielten.

Vom Kleebau weiß man noch gar nichts und bekümmert sich auch nicht darum, so wenig als um den Esparcette und andere Futterkräuter, weil es Weide genug giebt. Der Klee würde gewiß gut fortkommen, wenn man sich auf seinen Anbau legen wollte. Dies beweist der Wiesenklee, der dort wild wächst; und das Vieh würde an demselben ein nahrhafteres Futter haben und mehr Milch geben, als bei der oft mageren Weide geschehen kann. Die Wiesen oder Heuschläge, wie sie allgemein genannt werden, sind ohne Ausnahme ganz der Natur überlassen, und größtentheils sumpfig und morastig, mit Gebüsch und

Moos

Moos bedeckt, sauer, den Ueberschwemmungen ausgesetzt, und tragen deswegen meistens grobes, selten recht saftiges, blumenreiches Gras. Nur einzelne gute Wirthe verbessern ihre Wiesen und Weideplätze durch Ausschlagen des Buschwerks, Abzugsgräben, Reinigung von Moos, Dünger u. s. w. Die Heuärndte fällt zu Ende des Junius und zu Anfange Julius, kurz vor der Kornärndte, wenn die Gräser schon ihre Saamen ausgeworfen haben. Vom Grummet weiß man im ganzen Lande nichts; der früh eintretende Frost und die dürrleckige Beschaffenheit der meisten Wiesen lassen keins wachsen. Das Heu wird auf den Wiesen auf hölzernen Unterlägen und Gerüsten, welchen in der Mitte ein Baum oder Pfahl zum Halter dient, in große Schober aufgethürmt, die ein kegelförmiges Ansehen haben und Kujen genannt werden. Sie bleiben bis zum Verbrauch, oft den ganzen Winter hindurch auf den Wiesen stehen, bis sie nach und nach abgeführt werden. — Noch bemerke ich etwas in Absicht des Preises des Roggens. In den ehemaligen sehr wohlfeilen Jahren kostete die Last, zu 72 Loof, (wovon jedes etwas über drei Metzen hält,) gerechnet, 30 bis 35 Rubel; bei guten mittelmäßigen Zeiten 50 bis 55 Rubel, und bei Theurung auch wohl 70, ja in den letzten theuren Jahren 90 bis 100, sonst aber selten über 80 Rubel. In Reval muß nach einem sehr

weis

weisen und menschenfreundlichen Gesetz von jeder auszuschiffenden Last Getraide ein Loof, d. i. drei Metzen, ins Stadtmagazin zum Besten der Armen geliefert werden, welche es um einen sehr billigen Preis, wenn und so viel sie wollen, zu kaufen bekommen. In theuren Jahren gewiß eine sehr wohlthätige Veranstaltung! —

Auf den Hopfenbau legen sich nur wenige Güterbesitzer mit Ernst, noch weniger die Bauern. Statt aus dem Hopfen einen Handlungszweig zu machen, kauft man jährlich mehrere tausend Centner aus andern Ländern, und bei dem geringsten Mißwachs befindet man sich in einer solchen Verlegenheit, daß einige Edelhöfe öfters kaum im Stande sind, ihre Schenken und Krüge, (Wirthshäuser,) mit hinlänglichem Biere zu versehen. In einem Lande, wo Bier das allgemeine Getränk für alle Einwohner ist, muß der Hopfen ein unentbehrliches Bedürfniß seyn, dessen Anbau man doch ja nicht vernachlässigen sollte. Er gedeihet recht gut, welches da, wo man Versuche gemacht hat, durch den glücklichsten Erfolg ist bestätigt worden. Die Bauern würden gewiß mehr Hopfen erzeugen, wenn sie von ihren Herrschaften dazu aufgemuntert würden. Doch bauen die Ehsten mehr als die Letten, und wenn er gut sortirt ist, kommt er dem Braunschweiger bei. Auf einigen Gütern besteht eine Hofsrevenüe darin, indem die Bauern ein gewisses Maas dem

Hofe

Höfe als Abgabe liefern müssen, daher die Benennung Ehstländischer Gerechtigkeits-Hopfen, den die Brauer sehr hoch schätzen. Es ist ein Vorurtheil, daß man den Braunschweiger Hopfen für besser hält, als den Ehstländischen, wenigstens ist der letztere wohlfeiler als jener und giebt eben so gutes Bier. Im Nothfall nehmen einige Pomeranzenschaalen, und befinden sich dabei besser, als bei dem theuren Braunschweiger oder Böhmer Hopfen. Seit einigen Jahren haben jedoch etliche Güter und Prediger angefangen, sich mit mehrerem Fleiße auf den Hopfenbau zu legen, nachdem man durch die Kurländer darin ist übertroffen und beschämt worden. *)

*) Die Kurländer sind in vielen Stücken, sowohl im Ackerbau und in der Gärtnerei, als in der ganzen Landwirthschaft vor den Lief- und Ehstländern voraus. Das Klima macht doch wohl den Unterschied nicht, denn dieses ist kaum um zwei Grade südlicher; und dennoch ist die Kurländische Oekonomie in weit besserm Stande. Man wendet also wahrscheinlich mehr Fleiß und Aufmerksamkeit darauf. Besonders kommt viel Waitzenmehl, Gerstengrütze und Graupen aus Kurland nach Lief- und Ehstland, weil hier dergleichen auch vernachlässiget wird. Buchwaitzen oder Haidekorn

Die

Die Aerndte tritt in gewöhnlichen Sommern in Ehstland beinahe um dieselbe Zeit ein wie in Deutschland, d. h. gegen das Ende des Julius oder zu Anfange des Augusts nach dem neuen Stil, der bekanntlich eilf Tage weiter voraus ist, als der alte in ganz Rußland gebräuchliche. Bei ausserordentlich dürren und warmen Sommern fängt sie bisweilen auch schon den 20ten Julius an, wie dies der Fall im Jahre 1794 war, da sie den 10ten Julius alten Stils bereits in vollem Gange war. Dies sind jedoch nur seltene Fälle. — Ungeachtet auf den Hofsfeldern oft hundert und mehr Menschen auf einmahl schneiden; so finde ich doch nicht das Leben, die regsame Thätigkeit, die Emsigkeit und Freude bei einer Ehstländischen Aerndte als wie bei einer in Deutschland. Denn während daß der Edelmann seine Fel-

korn wird zwar häufig auf den Gütern gezogen, doch noch bei weitem nicht so viel, daß auch der gemeine Mann, der Bauer, an dem Genusse desselben Theil nehmen könnte. Die Manna, welche im Sommer von den Grashalmen abgeschlagen, geschält und zu einer vortreflichen Grütze zubereitet, auch als Suppe gegessen wird, ist ein eigenthümliches Produkt von Liefland, welches mit unter die vornehmsten Schätze desselben gehört.

Felder abschneiden läßt, herrscht indessen auf den Bauernäckern eine Todtenstille. Ganz natürlich! Der arme Bauer, der nur für seinen Erbherrn da ist, kann blos die wenigste Zeit seiner eigenen Feldarbeit widmen, und nicht anders als bei schlechtem Wetter seine Früchte mähen und in die Scheune sammeln. Die schönste und meiste Zeit bringt er auf den Aeckern des gnädigen Herrn hin, der oft über 200 seiner Erbleute bestellen läßt, so daß ein Stück Land von dreissig und mehr Aeckern abgeschnitten ist, ehe man es sich versieht. Sowohl Roggen als Weizen, Gerste und Hafer, Erbsen, Bohnen und Linsen werden mit der Sichel abgeschnitten. Vom Mähen oder Hauen des Getraides weiß man gar nichts, und bloß das Heu wird mit der Sense gemähet. Beim Kornschneiden muß immer der Stecken des Treibers oder des Kubjas, und der schreiende Dudelsak, der unaufhörlich dabei geblasen wird, das Beste thun. Jener wirkt auf die Haut, dieser auf das Trommelfell, und beide spornen zum Fleiß und zur Hurtigkeit an. Mit dem Stroh ist man nicht so sparsam wie in Deutschland und in andern Ländern, weil man es nicht sonderlich zum Brennen achtet, da es noch Wälder genug und folglich Holz in Ueberfluß giebt. Daher schneidet man die Früchte ziemlich hoch von der Erde ab, und die Stoppeln sind gemeiniglich einen Schuh lang, auch beim Umpflügen ein gutes Dünger

für

für den Aeker. Vom Aehrenlesen und dem Rechstreh weiß man ebenfalls nichts. Sind die Früchte geschnitten, so läßt man sie nicht wie bei uns, erst einen oder zwei Tage ungebunden in Schichten auf dem Felde liegen, sondern sammelt sie gleich unmittelbar hinter den Schnittern her in Garben. Hierzu braucht man keine besondern Strohseile, sondern man bindet die Garben gleich mit derselben Art von Stroh, das eben die Getraideart, die man binden will, liefert, den Roggen mit Roggenstroh, daran noch die vollen Aehren sind, den Waizen mit Waizenstroh, u. s. w. Deswegen sind auch die Garben, weil man die Bande nicht doppelt, sondern nur einfach in ihrer natürlichen Länge nimmt, sehr klein, und man könnte ihrer wohl vier zusammenbinden, ehe eine nach deutscher Art daraus würde. Man legt sie auch nicht Mandelweise, sondern staucht sie in willkührlicher Anzahl in spitzige Haufen. Die dortigen Landwirthe berechnen daher ihre Aerndte nicht nach Schocken der Mandeln, sondern nach Fudern und den Körnern. Eine Aerndte, die das neunte Korn im Roggen giebt, ist schon sehr gesegnet, welche das sechste und siebente auswirft, mittelmäßig, die nur vier- oder fünffach lohnt, schlecht. Bisweilen in guten fruchtbaren Jahren und bei fettem Boden findet man auch wohl das zehnte Korn, selten aber darüber.

Das

Das Einfahren geschiehet, nachdem jene Haufen drei, vier, auch wohl acht und mehrere Tage auf dem Felde gelegen haben, auf den kleinen vierrädrigen Wagen, die sich der Ehste selbst macht, und die ich im ersten Theile beschrieben habe. Obgleich kein Eisen noch Nagel daran ist, sind sie dennoch ziemlich dauerhaft, und der Bauer weiß, bei aller ihrer Kleinheit, doch sehr viel darauf zu laden. Wegen der Menge der Früchte, besonders in geseegneten Aerndten, bleibt bisweilen das Korn bis tief in den Oktober auf dem Felde in Haufen liegen, weil man es nicht unter Dach zu bringen weiß, bis es nach und nach ausgedroschen wird. Von dem Felde wird es in eine Art von Scheunen gefahren, die man in ganz Lief- und Ehstland Riegen nennt; bisweilen erst in einen auf dem Felde erbauten Kornschoppen und von da hernach in die Riege. Dieses sind große weitläuftige hölzerne Gebäude von über einander gelegten Balken, deren Zwischenräume mit Moos verstopft werden, oft aber auch von Steinen erbaut. Darin ist eine Korndarre, welche durch ordentliche große Bakösen geheizt werden muß, wodurch das eingefahrne Getraide vollends getrocknet oder gedörret wird, weil es nicht allemal eine gehörige Reife bekommt, und auch beim Dreschen die Körner dadurch eher herausfallen. In dieser Korndarre, die ganz schwarz wie eine Räucherkammer ist, liegt das Getraide schichtenweise auf Stangengerüsten, bis unter das

Dach

Dach hinauf, und bleibt in seinen Garben, bis es tüchtig durchröstet ist. Nach dieser Verrichtung schlägt man es, noch vor dem ordentlichen Dreschen, erst über einem Brette an den Spitzen aus, wodurch man die schönsten, größten und schwersten Körner, oder den sogenannten Vorsprang erhält, und dann erst wird es auf der Tenne ausgelegt und gedroschen. Das hiesige Dreschen hat einige Aehnlichkeit mit dem Dreschen der Morgenländer, denn ich habe in manchen Gegenden auch gesehen, daß vor dem eigentlichen Ausdreschen erst Pferde auf dem ausgebreiteten Getraide herumgehen und die Körner austreten. Für einen Ausländer ist der Aufenthalt in der Riege wegen des immerwährenden Rauches, der sie füllt, höchst unangenehm. Der sogenannte Riegenkerl oder Scheunknecht, welcher die Aufsicht hat, muß täglich zweimal heitzen und das aufgelegte Getraide oft umwenden, damit die Hitze überall gleich stark durchdringe. Dieses beständige Heitzen vom September bis gegen Weihnachten frißt unglaublich viel Strauch und Holz. Des Abends kommen die Dreschter, dreschen das gedörrte Getraide aus, doch selten mit Flegeln, die der Ehste nicht kennt, und die nur auf manchen Gütern eingeführet sind; sondern durchgängig mit dicken krummen Prügeln, die in einen stumpfen Winkel gebogen sind, stecken am Morgen dann frische Garben auf, und kommen den Abend wieder. Es wird nämlich im ganzen

Lande blos in der Nacht bei Lichte gedörrt und gedroschen. Dies geschieht deshalb, damit die Bauern nichts von ihrer Tages Arbeit darüber versäumen sollen, und diese ununterbrochen fortgehe. In vielen Hofsriegen brennen dabei Oellichter, nie Laternen; bei den Bauern aber vertreten durchgehends brennende Pergel, d. h. lange Schleißen oder Spähne von Kien- und Birkenholz die Stelle der Lichter. Diese Unvorsichtigkeit, da sie, unbesorgt um die herabfallenden Funken, in der Riege hin und herlaufen, hat bei der bekannten Nachlässigkeit der Ehsten mit dem Elemente des Feuers, schon manche Scheune und Riege in Brand gesteckt, und man muß sich billig wundern, daß es nicht häufiger geschieht. Als ich mich erkundigte, wenn denn die Leute bei so bewanden Umständen schliefen? erhielt ich zur Antwort: „ja, das weiß „Gott, wie sie es aushalten, sie müssen doch „wohl einige Stunden abwechselnd dazwischen, „oder des Abends vorher, schlafen". Und das sagte mir ein Edelmann, der noch nicht zu den schlimmsten und übelgesinntesten gehörte. Ein so geplagtes Geschöpf ist der arme Ehste, daß man ihm nicht einmal seine ordentliche Nachtruhe läßt. Und doch ist er dabei gesund und wird alt, ohne von solchen Krankheiten geplagt zu werden, welche unsere weichliche Generation heimsuchen. — Uebrigens hat man durch das Dörren nicht nur den Vortheil, daß nicht leicht ein Korn in den

Aeh-

Ein teutscher Haus auf dem Lande mit der Ringe.

Digitized by Google

Aehren bleibt, sondern das Getraide hält sich auch länger, und es kommt kein Wurm hinein. Es kann Jahre lang liegen, ohne daß es braucht umgerührt zu werden, und wird weder schimmlicht, noch vom Kornkäfer angefressen; daher der Lief- und Ehstländische Roggen auch auswärts so gern gesucht wird. Selbst am Maas und Gewicht gewinnt der Käufer ein Ansehnliches, da es durch das Rösten leicht geworden ist, und durch wucherſüchtige Kaufleute hinterher nicht selten aufgequellt wird. — Das Stroh wird auf eben so mannichfaltige Art wie bey uns, nur nicht zum Heizen, genutzt; denn es giebt dort Holz genug, das man meist sehr wohlfeil kaufen kann. Daher lächelt man auch, wenn Ausländer erzählen, daß in Deutschland mit Stroh geheizt wird. Bei der Nordischen strengen Winterkälte würde es auch wenig nützen, und die dicken großen Oefen kaum warm machen. Selbst nicht einmal Strauch und Rohr oder Schilf heizt man gerne.

Weil die Riege ein so wichtiges Gebäude in der Ehstländischen Landwirthschaft ist, so will ich doch versuchen, sie meinen Lesern etwas genauer zu beschreiben, und verweise sie dabei auf das angefügte Kupfer. Die Riegen sind 10, 15 und mehrere Klaftern lange, 6 bis 8 breite und zwei Klaftern hohe Gebäude von Holz, nach der im ganzen Norden üblichen Bauart. In den zwei

langen Seitenwänden haben sie, einander gerade gegen über, zwei große Thore, damit Zug zum Windigen oder Reinigen des Getraides entstehe, und sonst einige kleine verschließbare Zugänge. Sie sind alle mit Stroh gedeckt und haben ein warmes, dichtes Ansehen. In diesem Gebäude steht die sogenannte warme Riege oder Kornbarre im eigentlichen Verstande, in welcher der Ofen und das Stangen- oder Lattengerüste ist, auf dem die Garben, etwa anderthalb Klafter hoch von der Erde, in die Höhe geschichtet und gedörrt werden. Daneben ist noch die Tenne, welche den Nahmen der Vorriege führt, worauf das Getraide gereiniget wird. Bei den Bauern vertritt ihr eignes Wohnhaus die Stelle der Riege und sieht auch derselben ziemlich ähnlich. Nach vollendeter Röstung, die von 24 bis 48 Stunden dauert, je nachdem die Riegen kleiner oder größer sind, und das Getraide trocken oder naß, halb oder ganz reif eingebracht worden ist, werden die Garben heruntergestürzt und in kleine Bündel gebunden, (die aber oft auch schon im Felde so gemacht werden,) an die Wände oder an ein in die Höhe gestecktes Bret, oder über eine Bank geschlagen, damit die schwersten Körner, (der Vorsprang,) herausfallen, und sodann zum ordentlichen Dreschen ausgebreitet. Weil bei der kleinsten Erschütterung die dürren Körner herausfallen, so dreschen sehr oft Kinder

von 14 Jahren mit. Anders ist es mit Waizen Gerste und Haser. Diese werden nicht erst ausgeschlagen, sondern sobald sie gedörrt worden sind, dick über einander ausgebreitet und durch Pferde oder Menschen, die dabei einen taktmäßigen Tanz und Gesang anstellen, ausgetreten, und dann und wann mit hölzernen Gabeln umgewendet. Daß es dabei nicht ohne Stehlen abgehe, läßt sich denken. Die Dunkelheit der Nacht, die vielen Menschen, das stete Hin- und Hertragen, und die falsche Auslegung der biblischen Stelle: Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden, begünstigen den Diebstahl.

Das Rollen, (Fegen,) und Wurfeln sind in Ehstland unbekannte Dinge. Dafür bedient man sich einer andern Art, das Getraide zu reinigen, welche man das Windigen nennt. Jede Riege hat nämlich eine Art von Tenne, die man Windkammer heißt, welche auf jeder Seite ein großes Thor hat, das, so oft gewindiget werden soll, geöffnet wird, damit der Wind durchziehe. In das Thor oder in die Mitte des Durchganges, hängt man bei windigem Wetter ein großes Sieb auf, gegen welches der Wind den Zug hat, und das fleißig hin und her geschwungen wird, wodurch die schweren, guten und vollen Körner herunter fallen, die leichten aber etwas weiter springen. Spalzen, Stroh, Staub und Spreu, die man wenig

achtet,

achtet, treibt der Wind weit davon, vieles fort in die Luft. Eben dies geschieht mit Waizen, Gerste und Haser, welche nach dieser Verrichtung noch einmahl durch ein feineres Sieb gewannigt oder gesichtet werden, weil sich darunter viel Pferdemist mischet. Da ist es nun eine elende Sache, wenn lange eben kein Wind gehet und man darauf warten soll; denn da bleibt das Korn so lange liegen, und säuft [illegible] täglich mehr, bis Wind erfolgt. Seit einigen Jahren hat man daher auf manchen Höfen angefangen, sich der Wurfschaufeln zu bedienen. Der faule und an das Alte gewöhnte Ehste geht aber nur sehr ungern daran. Aus der Riege kommt das nunmehr gereinigte Getraide in den Kornspeicher oder Fruchtbehälter, den man in Liefs- und Ehstland Klete nennt. Dreierlei Gebäude und Hauptverrichtungen erfodert also dort zu Lande das Getraide, ehe es verbraucht oder verkauft wird. Vom Felde kommt es in die Scheune, die nicht allzuweit von der Riege steht; aus der Scheune bringt man es zum Trocknen und Dreschen in die Riege, und aus der Riege in die Klete. Was der Bauer zu seinem Brod-Quantum bestimmt hat, das windigt oder reinigt er nicht, sondern mahlt und bäckt es mit der Spreu, mischt auch wohl noch ausserdem etwas Spreu und ausgedroschene Kornähren darunter, damit es [illegible] reicht; und daher kommt es eben, daß [illegible] ihr Brod

am

am Feuer brennen würde, wenn man es ausdorren lassen wollte. Und diese Behandlungsart der Früchte wird nach altem Herkommen unabänderlich und ohne neue bessere Versuche, ein Jahr wie das andere, so einförmig und mechanisch getrieben, daß es Ausländern unbegreiflich vorkommen mußte, [illegible] nicht durch die Länge der Zeit daran gewöhnte.

Ich habe oben im Vorbeigehen erwähnt, daß während des Schneidens der Früchte auf den Hofsfeldern unablässig der Dudelsak dazu geblasen wird, und daß der Kubjas und Schilter, beide Aufseher über die Frohnarbeiter, jener über die zu Pferde, dieser über die zu Fuß, mit dem hölzernen Zepter in der Hand beständig hinter her gehen und die Schnitter zum Fleiß antreiben. Es gewährt einen ganz [illegible] Anblick, wie die schneidenden Schaaren zusehends allmählig immer weiter rücken, der Dudelsak als die Feldmusik hinterdrein, und auf beiden Seiten jene Heerführer mit dem Kommandostabe in der Hand. Aber ein niederdrückendes Gefühl bemächtigt sich zugleich des [illegible] Zuschauers, der auch hier die fürchterlichen Wirkungen der Sklaverei wahrnehmen muß, Faulheit und Zwang. Die Schnitter halten es sich für eine große Schande, wenn der Sakpfeifer hurtige Stücke zu blasen anfängt, weil dies ein Zeichen der Langsamkeit im Arbeiten ist; daher gehet es auch: so lange der Dudelsak pfeift,

ohne

ohne Absetzen in einem fort, wie nach dem Takte; schweigt hingegen jener, so halten auch diese im Schneiden inne, und die Sichel scheint ihnen in der Hand zu ermatten. Ist nun vorgestalt auf den Hofsfeldern alles geschnitten, ohne daß deshalb alles schon eingefahren zu seyn braucht; so wird ein Tag zum Aerndtefest angesetzt. Man nennt diesen Tag in der Ehstnischen Sprache Talkus, *) das heist, die Zeit, wenn die Bauern ihre Feldarbeiten verrichtet haben, und er ist einer der frohesten im ganzen Jahre für die armen Bauern, so festlich, so voll Jubel und Freude, daß sie sich lange vorher darauf freuen, wie man sich in Deutschland auf das Fest der Kirchweih freuet. Ich habe dieses Fest auf mehreren Gütern in Lief- und Ehstland mit angesehen, und es wurde überall auf die nämliche Art gefeiert.

Nach-

*) Er heißt auch im Lettischen so. Der Russe nennt einen dergleichen Ruhe- und Schmaustag Prasdnik. Das Wort Talkus bedeutet einen für geleistete Arbeit anstatt des Lohns oder zur Ermunterung gegebenen Bauernschmaus. Einige sagen Aerndteschmaus, aber man stellt bisweilen auch ausser der Aerndte einen Talkus an, z. B. nach der Heuärndte oder bei Reinigung der Wiesen. Mannichmal geben auch wohlhabende Bauern ihren Schnittern einen Talkus.

Nachdem das Roggen- und Gerstenfeld abgeschnitten ist, bestellt der Kubjas oder Schilter am Tage vor dem Talkus die sämmtlichen Schnitter nach Hofe. Sie versammeln sich auf dem Felde oder in einem Dorfe, und ziehen von da unter Musikblasen des Dudelsaks, der nie fehlen darf, heiter gekleidet und festlicher geschmückt als gewöhnlich, besonders die Mädchen, die mit Bändern und Flittern geziert sind, nach dem Hofe, wo indessen alles für sie zubereitet ist. An ihrer Spitze gehen der Kubjas und Schilter, dann der Sackpfeifer in gravitätisch langsamen Schritten; hinter diesen folgen die Männer und das ledige Mannesvolk, und auf sie endlich die Weiber und Mädchen. So in Schlachtordnung und mit klingendem Spiel einherziehend gelangen sie auf dem weiten Hofraume an, und finden da auf Gottes bloßer Rasenerde einige von Brettern und Balken gelegte Reihen Tische und Sitze, wovon die erstern etwa anderthalb, die letztern aber kaum einen Fuß hoch durch Hülfe untergelegter Steine über die Erde erhaben sind. Die Leute sitzen daher so niedrig wie die Morgenländer, nur mit dem Unterschiede, daß diese auf weichen Polstern ruhen, jene dagegen auf harten Bänken sitzen. Auf diesen sogenannten Tischen sind kleine hölzerne Gefäßchen gesetzt, die man dort Milchbütten nennt, in welchen man sonst die süße Milch gerinnen und zur Sahne ansetzen läßt, die aber jetzt die Stelle

des

der Schüsseln und Teller vertreten, mit hölzernen Löffeln daneben gelegt. Die Gerichte sind ein dicker Brei von grober Grütze, saure Milch, Suppe und Fleisch. Bier und Branntewein dürfen dabei nicht fehlen. Aller Augen sind auf die Krösustafel gerichtet, und die Freude strahlt auf eines jeden Gesichte. Große Stücke groben geschrotenen Brodtes, aber kraftvoll und gut gebacken, von deren jedem drei Menschen satt werden können, wurden zuerst vorgelegt. Drei große Kessel voll schlechter Grützsuppe standen bei den modernen Tafeln, und daraus wurden jene Milchbütten vollgeschöpft. Ehe man es sich versahe, waren sie schon leer, und bei den Kesseln, aus welchen wie aus einem Brunnen geschöpft wurde, waren immer fünf bis sechs Menschen beschäftiget. Eine Anzahl von mehr denn 150 ja oft 300 Menschen, die sich einen guten Appetit erarbeitet haben, zugleich essen zu sehen, ist eine wahre Lust, und nie habe ich Leute begieriger und heishungriger essen gesehen, als bei dem Talkus der Ehsten. Darauf folgte eine Art dicken Breies, ebenfalls von grober Grütze, mit darauf geiegter ranziger Butter und sauter Milch daneben zur Verdünnung. Ich bewunderte die treffliche Eßlust der Leute, welche bei diesen frugalen, schlecht zubereiteten Gerichten, sich es besser schmecken ließen, als viele Große an ihren wohlbesetzten Tafeln. Zur Seite

der

der Tische standen große Gefäße oder Zuber mit dickem hefigen Biere, das manche zur Abwechselung statt der Milch zur Grütze aßen. Ehe sie sich setzten, betete der Kubias mit lauter Stimme mehrere lange Gebete in Ehstnischer Sprache, wobei die andern zwar andächtige Mienen machten, aber mit den Gedanken gewiß mehr in den Schüsseln waren. Auf den Balkons, in den Fenstern und am Geländer der Anfahrten, stehen nun die stolzen Deutschen und sehen mit grosherrlicher Miene zu, wie ihre Leibeignen essen. Ich unterdrückte oft meinen Unwillen über das aufgeblasene Herabsehen der adlichen Müssiggänger auf ihre arbeitsamen und fleißigen Unterthanen, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod essen, und oft mit ihrem Blute jenen die Leckerbissen erwerben müssen, welche sie mit ihren Hunden theilen.

So des Mittags, der nur erst das Vorspiel ist. Gegen zwei Uhr ziehen sie wieder unter Begleitung ihres Lieblingsinstruments, des Dudelsaks auf das Feld an ihre harte Arbeit, die bis Sonnenuntergang dauert, und gewöhnlich für diesmal die Aerndte beschließt. Nun erfolgt erst der Hauptakt und der eigentliche Talkus. Der Dudelsak beginnt mit verdoppelter Stärke, wenn Abends nach acht Uhr die Schnitter, sämmtlich wieder in Reih und Glied, vom Felde ziehen. Unter Musik und Jubel setzen sie sich an die vor

ist

rigen niedrigen Tische auf dem Hofe, und da gemeiniglich den Tag vor diesem Traktamente eine Kuh, oder ein Ochse, oder eine halbe Mandel Schaafe geschlachtet worden ist; so erhalten sie diesmal statt der Brühe eine sehr fett gekochte Suppe und große Stücken Fleisch. Da siehet man abermals das Bild wahrer dauerhafter Gesundheit, unverdorbener Magen und starker Eßlust. Volle rother Gesichter, von der Sonne braun gefärbt, nervichte Fäuste und abgehärtete Körper erblickt man hier in Mengee. Bier und Branntewein wird dabei auch nicht gespart. Ersteres ist auf Befehl des gnädigen Herrn in Fässern auf dem Hofe, und jeder nimmt davon so viel als er will, der letztere wird Glasweise ausgetheilt. Nachdem die Mahlzeit ohngefähr eine Stunde gedauert hat, wird der Ball auf dem Rasen eröfnet, und nun beginnt das häufig genossene Bier und der Branntewein erst seine Wirkungen zu äussern. Der kreischende Dudelsack wird hier vorzüglich in Aktivität gesetzt und mit Force angegriffen. Bisweilen wirft die Herrschaft Aepfel vom Balkon herunter, mitten unter die tanzenden Reihen. Da sollte man die lustige Verwirrung sehen! Das Balgen, Herumstoßen, Uebereinanderherfallen, dann das Anschauen und Ueberzählen des Erhaschten, gewährt ein sehr unterhaltendes Schauspiel. Die Alten sitzen indessen gemeiniglich beim Bierfasse unbeweglich und

wie

wie angenagelt, schmauchen ihr Pfeifchen, und überlassen die Possen dem jungen Volke, welches im wilden Taumel und in wirbelnden Sprüngen herumhüpft, als wenn Hüons Hifthorn es bezaubert hätte. Nicht selten machen dabei Fräulein und junge Herren ein Tänzchen mit, wenn sie von einem jungen Kerl oder Bauernmädchen aufgefodert werden, welches sich diese, so es gnädig angenommen wird, zur großen Ehre schätzen. Einst tanzte ein junger Fante, der Herr von M . . . . . d mit der Kammerjungfer des Fräuleins von Ulrich, die ihre vierzig zählte: „Sieh, Christiane, welche Ehre Dir widerfährt"; rief dieser die ältere Schwester zu, die fünf und vierzig haben mochte. Ich dachte an Frankreich, gieng im Gefühl meines Unwillens auf mein Zimmer und stopfte mir eine Pfeife. — Das Tanzen im Hofe währet bis zehn Uhr, und oft sahe ich Mädchen mit Mädchen ihren $\frac{3}{8}$ Takt tanzen, weil das Mannsvolk beim Biere saß. Alles dieses geschieht unter Gottes freiem Himmel, und bisweilen bei einem schneidend kalten Winde, wie er im September fast gewöhnlich in jenen Gegenden zu wehen pflegt. Das lassen sie sich aber nicht anfechten, vielmehr rühmen sie noch das schöne Wetter, wenn nur eben die Sonne scheint, oder der Mond aufgeht. Jung und Alt schwärmt, und alles wird stufenweise aufgeräumter, je nachdem das Blut erhitzter wird,

und

und Bier und Branntewein in den Köpfen ihre Wirkung zu thun beginnen. Dieser Bacchanalische Tanz wird nach zehn Uhr gemeiniglich noch in der Riege fortgesetzt, und dauert oft bis in die halbe Nacht hinein. Die meisten aber, zumal von den Männern, zerstreuen sich eher, und viele kommen taumelnd nach Hause. Bisweilen erfolgt hinterher Zank, Prügelei, Mord und Todschlag. Bei einem Talkus, den der Herr von Vietinghof auf Kechtel gab, erschlugen einst acht Bauern ihren Amtmann, (Verwalter, Gutsinspektor,) der sie zu hart hielt, und hatten die blutige That bis auf diesen Tag verschoben. Sie kamen zum Theil nach Nertschinsk in die Bergwerke. Und so endigen sich auch diese Tage, wie fast alle dergleichen ausgelassene und wilde Schmausereien.

Meine Leser kennen nun den Ackerbau, die Aerndte und Behandlung der Früchte in Ehstland, und wissen, daß man in manchen Stücken noch wenig die neuern Erfahrungen deutscher Oekonomen benutzt hat. Aber eben so weit zurück ist man auch noch großentheils in der Viehzucht. Obgleich manche Güter 3 bis 400 Stück Rindvieh, und mancher gut stehende Bauer 8 bis 10 Kühe hält, so macht dies doch in Verhältniß des Umfangs der Aecker und Wiesen nur wenig aus. Eine natürliche Folge davon ist, daß es an Dünger fehlt, und sehr viele Aecker kaum

alle

alle sechs Jahre einmal gedüngt werden können. Das gemeine Rindvieh ist klein, und wegen Mangel an Reinlichkeit und gehöriger Pflege mager, struppicht und unscheinbar. Niemand darf auch hier die Wartung und in andern Ländern gewöhnliche Benutzung dieses wichtigen Nahrungszweiges erwarten, weil der Ehste dazu zu faul und träge ist; manchen ist sogar die Verfertigung der Butter zu künstlich und beschwerlich. Sie verbrauchen oder verkaufen lieber die Milch. Nur im Sommer sind Milch und Käse die Nahrung des Bauers, die mit dem Eintritt des Winters, aus Mangel warmer Stallung und Fütterung vielfältig versieget, und vom Bauer blos als eine Sommerkost geschätzt wird. Gute Milch und Sahne ist daher im Winter fast nur auf den Gütern allein, selten bei den Bauern in den Dörfern zu finden. — Auf manchen Gütern findet man einzelne Hollsteinische Kühe vom grösten Schlage, die gut gehalten werden, und wie Riesen in der Heerde über die andern hervorragen, auch viele Milch geben. Wegen der schlechten Weide und Stallfütterung geben nur die wenigsten Ehstländischen Kühe viele Milch. Eine solche Kuh kostet 5 bis zwanzig Rubel, und ein Paar derselben nährt manche arme Wittwe oder gefallene Jungfrau mit ihren Kindern nothdürftig. — Die Ehsten, so wie die Letten, scheiden die Butter nach deutscher Art, durch Schlagen

oder

oder Querlen, aber auf den Höfen wird sie wegen der Menge, in Fässern, die auf einem Gestelle umgedrehet werden, zubereitet. — Die Ochsen sind bei der vernachlässigten Wartung, mit welcher sie der Mensch von Jugend auf behandelt, bei der Kälte, Nässe und den daher entstehenden Seuchen, von kleinem Körperbau, daher sie auch nie als Zugvieh gebraucht, wohl aber auf die Mastung gesetzt werden und fettes Fleisch geben. Durch wärmere Stallung und bessere Pflege könnte man ihnen leicht zu Hülfe kommen. Ihr rauches, borstiges Ansehen, und das Gebrüll, mit welchem sie bei strenger Kälte Dorf und Flur erfüllen, giebt ihnen aber eine eben so verhungerte als gräßliche Gestalt, empört die Gefühle, mit welchem der gesittete Mensch auf die leidende Kreatur herabblickt, und fodert für die Vortheile, welche dies nützliche Thier dem undankbaren Menschen leistet, die Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse mit Ungestüm zurück. — Rindviehseuchen sind zwar jährlich bald in dieser, bald in jener Gegend, aber selten allgemein; sie scheinen auch nirgends zu entstehen, sondern mehr durch Ansteckung erhalten zu werden. Oft geschieht diese durch Ukränische Ochsen, welche häufig nach Rußland ausgetrieben werden. Bei sorgfältigen, aufmerksamen Wirthen kehrt sie jedoch nur selten ein. Kühe, die an Seuchen gefallen sind, werden mit Haut und Talg auf den

An-

Anger hingeworfen, und jeder Bauer ist der eigene Abdecker seines verrekten Viehes.

Die Ehstländischen Pferde sind, wie die Russischen, von kleiner, schlechter Raçe, mit großen Köpfen, aber frohen und sehr dauerhaft, die meisten häßlich und mehr häßlich als schön. Blos auf den Gestüten einzelner weniger Höfe werden gute, starke und große Pferde zum Reiten oder Kutschfahren gezogen. Ein gemeines Ehstländisches Pferd kostet von 5 bis 30 Rubel. Obgleich Pferde das einzige Zugvieh im Lande sind, so hat doch mancher Bauer nur eins, die meisten halten zwei bis drei, und wohlhabende auch vier und sechs. Die Pferdezucht ist durchgehends den Bauern überlassen, sie wird gar nicht regelmäßig behandelt, vielmehr gänzlich vernachlässigt, und ist mit der Zucht des Hornviehes von gleichem Gehalte. Bei ihren Arbeiten trabt das Füllen neben der Mutter her und säuft oft mitten im Ziehen, wird aber in der Weide vielfältig eine Beute der Wölfe, weil sie sich völlig selbst überlassen sind. Sie kommen im Sommer fast gar nicht in den Stall, sondern weiden Tag und Nacht in den Wäldern und auf den Heuschlägen, und sind im Winter, wo es ihnen an warmen Ställen fehlt, so wie das Hornvieh, allem Ungemach der Jahreszeit und Witterung ausgesetzt. Von diesem Mangel an gehöriger Aufsicht und Wartung, und weil sie

öfters schon im zweiten Jahre zur Arbeit gebraucht werden, rührt es her, daß die meisten nur halbwüchsig bleiben, ein rauhes, verwildertes und struppiges Ansehn haben, und so viel Fleiß als Behutsamkeit erfodern, um sie von dem vielen Schmutze und den wilden Gewohnheiten zu reinigen und in Zucht und Ordnung zu bringen. Viele unter ihnen tragen die Narben des Streites mit dem Wolfe, was bisweilen ihren Werth erhöht und ihre Güte bestimmt. Die Russen kaufen daher in Ehstland auch viele Pferde zur Remonte, und es ist auch hier dasselbe arbeitsame Thier, das ohne Hafer unterhalten, und von dem vielen Grasfressen im Sommer, mehrentheils eben so gut bei Leibe, jedoch mehr dickwanstig, als anderwärts vom Hafer ist. Ordentliche Stutereien, wo größere Pferde gezogen werden, giebt es im ganzen Lande kaum drei bis vier. Uebrigens ist die Menge der Pferde sehr groß, weil sie die einzige Art von Zugvieh sind und alle Arbeiten verrichten müssen. Esel und Maulthiere kommen nicht fort, und werden blos als eine Seltenheit von einzelnen Edelleuten gehalten. Daß man die Ochsen zum Pflügen und Fahren gebrauchen könne, und daß sie in mancher Hinsicht für den Landwirth nützlicher seien als die Pferde; davon, so wie von vielen andern in Deutschland als nützlich anerkannten Dingen, kann man die Herren so wenig als ihre Bauern überzeugen.

Die

Die Schweinezucht ist zwar groß; wird aber eben so nachlässig betrieben als die Rindviehzucht. Auch dieses Thier entgeht der Aufsicht und gehörigen Vorsorge der Menschen, irrt häufig, seinem Triebe überlassen, wild umher und thut auf Feldern und Heuschlägen durch Wühlen vielen Schaden. Sie sind weder von der Größe noch Fettheit der deutschen, weil sie nicht so gewartet und ordentlich gefüttert werden. Eichel- und Kartoffelmast sind in Ehstland unbekannte Dinge, und nur auf den Gütern erhalten sie Brakmast, d. i. Träbers oder Branntweinsmast, und dennoch kommen die Schinken den Westphälischen keinesweges bei. Eine ungeheure Menge werden als Span- und Milchferkel auf die Tafeln der Edelleute gebracht. Die Bauern unterhalten selten über 5 Stück. — Schaafe halten die Ehsten nur so viel, als sie zu ihrer Bekleidung brauchen, und zwar mehr braune und schwarze als weiße, weil ihre Nationaltracht die braune Farbe ist. Sie wollen in dem rauhen Klima auch nicht recht fort. Die Weide ist einen großen Theil des Jahres hindurch zu naß und zu kalt, der Winter zu hart, der Mangel an gehöriger Pflege und warmer Stallung drückend, und die räuberischen Wölfe sind für sie zu gefährliche Feinde. Dem letztern Uebel könnte jedoch durch gemeinschaftliche Anstalten, zur Verminderung oder gänzlichen Ausrottung dieser Thiere, von

Seiten der Herrschaften bald abgeholfen werden, wenn es den Herren ein Ernst und sie nicht zu nachlässig hierin wären. Nur das Bedürfniß der Kleidung bestimmt die Anzahl der Schaafe, die der Bauer hält, und die Heerden des Adels sind, in Vergleich seiner Wiesen und Grundstücke, eben so klein als schlecht unterhalten. Solange die Bedürfnisse der dortigen Leibeigenen sich nicht vermehren, ihr Geschmack und Gefühl nicht verfeinert, Fabriken und Manufakturen angelegt und mehr Luxus die Seele des Handels wird, darf man keine Veränderung zum Besten dieses dem Menschen so wohlthätigen Thieres erwarten; und auch dann noch würde mehr Fleiß und Lust erfodert werden, um das einheimische Geschlecht mit ausländischen Gattungen zu vermischen. Die dortige Wolle ist weicher als die Sächsische und kommt der Englischen bei, nur daß sie kürzer ist. Das letztere ist eine Folge der Kälte und Härte, welcher dieses weiche Thier Tag und Nacht ausgesetzt, und der wenigen Schonung und Vorsicht, mit welchen es von den Hütern behandelt wird. Fände sich nur ein reicher und angesehener Edelmann, oder Fabrikant in einer Stadt, der die Anlage und Vergrößerung einer die Wolle verarbeitenden Manufaktur, und mit dieser zugleich die Vermehrung der Schaafzucht über sich nähme, so würden gewiß mehrere vom Adel seinem Beispiele folgen; selbst der Bauer würde dem Vortheil der Wolle seinen

groben Wattmann, und seiner Sinnlichkeit die rauhe Gewohnheit sich zu kleiden, aufopfern, seinen Weberstuhl zum Theil verlassen, und wenn er das, was er zeither zu seiner Bekleidung selbst verfertigen mußte, durch Tausch gewinnen könnte, mehr zum Fleiß im Ackerbau, in der Viehzucht ꝛc. hingeleitet, und der höhern Stufe seiner Kultur näher gebracht werden. — Für einen, höchstens anderthalb Rubel kauft man dort den fettesten Schöps, den der Bauer mehr seines Fettes und seiner Wolle, als seines Fleisches wegen schlachtet, und sich aus seinem Felle den Winterpelz macht. Die Lämmerfelle sind besonders schön, weich und leicht, kraus und von verschiedener Farbe. Es kommt aus Ehstland viele gesponnene Wolle nach Liefland und Kurland, und der Verbrauch derselben, zumahl der braunen und schwarzen ist größer als in irgend einem andern Lande, weil sie die einzige Bekleidung der Bauern ist; denn sowohl Männer als Weiber tragen Röcke und Oberröcke von selbst gewirkten groben braunen Tuche, das man Wattmann nennt, in welchem auf den Höfen unbemittelter oder geitziger Edelleute selbst die Domesticken gekleidet werden, das sehr wohlfeil ist und auch zu Pferdedecken, Stubenteppichen und andern ähnlichen Zwecken verbraucht wird.

Dies führt mich auf die häuslichen Arbeiten der Ehsten und Ehstinnen. Ein Bauer, der ein guter Wirth seyn will, muß sich beinahe, den Hut und Pelz ausgenommen, alle seine Klei-

dungs-

dungsstücke, Geschirre und Geräthschaften selbst machen können. Alles, was zum Feldbau gehört, Pflug, Egge, Räder, Schlitten, u. s. w. seine Geräthschaften im Hause, sogar sein Haus selbst, seine meisten Werkzeuge, seine Bekleidung vom Hemde bis zu den Schuhen, verfertigt er sich selbst. Er ist sich Schneider, Schuhmacher, Wollen- und Leinweber, Beutler, Strumpfwirker, Tuchmacher, kurz alles. Nur der Hutmacher, Kürschner und Eisenhändler lößen von ihm. Seine Schaafe liefern ihm Wolle und Pelzwerk. Von der erstern wirkt er sich seinen groben Wattmann, der ihm zu Rock, Weste, Kamisol, und Hosen dient, und seine Gattin strikt ihm davon Strümpfe, Handschuhe, Gurte und Kniebänder. Kein Schneider in der Stadt löst Geld von ihm, er nähet sich alle seine Kleider selbst zusammen, die aber freilich auch das Gepräge ihres Meisters tragen. Sehr viele haben Webersthle, die sie einander borgen, daher jeder von Jugend auf ein gelernter Weber ist. Linnen verfertigen sie vom stärksten Segeltuche bis zur Feinheit der Schlesischen Leinwand, der nur die blendende Weise fehlt; letztere aber natürlich nicht für sich, sondern für den Hof. — Eine Bäurin muß aber fast noch mehr verstehen. Ausser den gewöhnlichen weiblichen Handarbeiten, Nähen, Stricken, Spinnen, Kornschneiden, Waschen, Kochen, u. s. w. wirken sie auch ihren Männern Gurte, weben

Lein-

Leinwand und Wattmann; ja verrichten auch vielfältig dem Ackerbau für sie, und ich habe oft mit Verwunderung Weiber und Mädchen pflügen, ackern, säen, eggen, einfahren und so gut reiten gesehen als die Männer. Ueberdies besorgen sie noch das Brodbacken in ihrem eigenen Ofen, das Schlachten und Wurstmachen, das Brauen und Seifekochen; sie hauen Holz im Walde und fahren es ein, nähen, wirken und flechten für ihr Haus allerlei Bänder, Schnuren, Gürtel, u. s. w. von Wolle und Flachs. Butter und Käse machen sie wenig, lassen aber desto öfterer die Milch käsig werden, giessen die Molken ab und essen den weichen Käse oder die Sauermilch, welche dick geronnen ist. Nach der Aerndte bis gegen Weihnachten zu, so lange noch Gerste und Hopfen da ist, brauen sie sich auch Bier; im Sommer aber behelfen sie sich zu Hause und bei der Feldarbeit mit Milch und Wasser, und laben blos Sonntags im Kruge mit Bier ihre durstige Zunge. Gemüse erzeugen sie wenig, weil, wie sie sagen, das nicht viel Kräfte giebt. Ueberhaupt ist Gärtnerei nicht ihre Sache. Kohl und Rüben ist alles, was man siehet, selten einen Obstgarten an einen Bauerhause, kaum hier und da einzelne Aepfelbäume, und wo man die wahrnimmt, da wohnt gewiß ein ordentlicher, fleißiger Wirth. Desto häufiger erblikt man ganze

Bee-

Beete oder Länder mit Buchweizen, woraus sie sich einen schmakhaften Brei zubereiten.

Die Bienenzucht ist ziemlich ansehnlich, von der unsrigen aber eben so weit unterschieden, als die Wartung aller Thiergeschlechter, die ich vorhin beschrieben habe. Obschon die fleißigen Thierchen, nach harten und langen Wintern, bei allem Fleiße in manchem Sommer dennoch kaum den nöthigen Vorrath zur Nahrung sammeln können; so ist bei guten Jahren die Honigärndte doch sehr ergiebig, und mit Wachs wird ein einträglicher Handel getrieben. Nicht nur auf den Edelhöfen findet man Bienenstände von 20 und 30 Stöcken, sondern auch viele Bauern halten davon 10 und mehrere. Der Honig wird im September geschnitten, nachdem man die Bienen durch Pech- und Schwefelrauch theils getödtet, theils vertrieben hat. In wie fern dieses Tödten der fleissigen Arbeiterinnen nüzlich oder schädlich sei, will ich hier nicht untersuchen. *) Nur wenigen Stöcken läßt man ihr Volk und ihren Vorrath. Diese bevölkern dann als die Stämme und Mutterstöcke, wenn sie anders glüklich durch den Winter gekommen sind, im folgenden Sommer wieder mit ihren

*) Man findet davon eine gutgeschriebene Abhandlung im Maistücke der Oekonomischen Hefte, Jahrgang 1800, vom Herrn Magister Spitzner.

ren Schwärmen die ledig gewordenen Behälter. Die Christische Methode, so wie die von ihm angegebenen Magazinstöcke, sind schon ziemlich allgemein auf Edelhöfen und Pastoraten eingeführt. Die Bauern aber bleiben bei ihren ausgehöhlten Bäumen, welche oben und unten mit einem Bret zugemacht und vorn mit einer langen schmalen Oeffnung versehen, die ein Schieber zuhält, an ein Gestelle von Stangen oder Latten gelehnt, und mit Stricken angebunden sind. Der Honig ist dort wohlfeiler als in Deutschland, wird aber oft von den Bauern verfälscht. Auf vielen Gütern und Pfarrhöfen wird auch delikater Meth oder Honigwein daraus gebrauet. Im Frühjahre wird nur wenig, in manchen Jahren gar nicht geschnitten. Ist ein schlechtes Honigjahr gewesen, so tödtet man freilich desto mehrere Bienen, wartet aber dafür die übrigbehaltenen desto sorfältiger ab, damit die Vermehrung durch zeitiges Schwärmen nicht ausenbleibe. Manche Güter machen recht ansehnliche Revenüen von Honig und Wachs, und auch die Bauern gewinnen vielfältig dabei.

Die Gewerbe und Nahrungszweige, die noch ausser der Landwirthschaft auf dem Lande, theils von Esten, theils von Deutschen und Russen betrieben werden, sind, ausser den unvermeidlichen Bei- und Nebenbeschäftigungen des Landmanns, als Ausbesserung seiner Zäune und Ställe, dem

Schnei-

Schneiden und Wallachen seines Viehes, Besserung seines Ackergeräthes ꝛc. vornämlich das bereits angeführte Grabenstechen und Wegebessern, wodurch besonders die Inselbewohner sich Geld verdienen; die Fischerei, die Wälder, die Jagd, das Steinbrechen, das Schlittenverfertigen und Eisbrechen. Es giebt, wie ich mehrmals angeführt habe, unter den Bauern fast alle Arten von Handwerkern, theils aber arbeiten sie blos auf dem Lande, und wohnen nur dann in Städten, wenn ihre Herrschaften ihrer daselbst bedürfen; theils bringt ihnen die Arbeit auf dem Lande, wenn sie ja Erlaubniß dazu erhalten, (welches aber äusserst selten geschieht,) wenig ein, weil sie ihren Herrn zu viel von dem verdienten Lohne abgeben müssen. Sie dürfen auch nur dann ausserhalb ihres Gebiets auf Arbeit gehen, oder auf ihrer Wohnstelle fremde Arbeit annehmen, wenn ihre Herren sie bei Mißwachs nicht erhalten, und mit hinlänglichem Getraide unterstützen können, oder wenn (welches jedoch ebenfalls nur selten der Fall ist,) die Bevölkerung in einem Gebiete zu sehr zunähme. Das Wasser giebt vielen Esten mehr oder weniger Beschäftigung, theils durch die Fischerei, theils durch den Fischhandel, und den Transport der lebendigen und gefrornen Fische. Besonders ist dies ein Erwerbszweig für viele Strandbauern und Flußbewohner, die auch

Böte,

Böte, Ruderstangen u. dergl. verfertigen. Die Waldungen und deren Produkte beschäftigen viele Bauern auf mannichfaltige Weise, und werden für sie eine Nebennahrungsquelle. Das Fällen der Bäume, das Führen der Blöcke und Balken nach den Bestimmungsorten oder Sägemühlen, und die Arbeit auf den Mühlen selbst, wo sie alles dies nämlich nicht als Frohndienste verrichten müssen; das Zimmern und Bauen, das Kohlenbrennen in den Wäldern und das Verführen der erstern, werden von vielen als Beiarbeiten und Nebenerwerb, besonders von freigelassenen Ehsten, getrieben. Ferner gehört hieher das Theerbrennen, das Entrinden der Weiden, Birken und Rüstern für die Gerbereien; das Spalten der Dachschindeln, (welche jedoch nur wenig im Gebrauche sind,) und der Lichtspähne oder Pergel, von Kien- und Birkenholz, die hier überall bei den Bauern das allgemeine, obgleich elende und gefährliche Beleuchte sind, mit welchem arme Leute handeln; das Bähen und Bereiten der Schwitzenbäume von Birken, vornämlich im Pernauschen und Fellinschen; das Spalten der Faß- und Tonnenreife von Weiden- und Birkenholz; die Verfertigung der kleinen cylindrischen Gefäße von Birkenrinde, und der Bade- und Kehrbesen, deren sich schon beim Baden und bei der Birke gedacht habe; die Verfertigung der sogenannten Fehmerstangen, (Ziehestangen an

ein-

einspännigen Fuhrwerken,) und Krummhölzer; das Schnitzen mancherlei Holzwaaren, Schaufeln, Stiele, Querle, hölzerner Teller und Löffel ꝛc. das Flechten der Bastschuhe von Linden- und Birkenrinde u. s. w. Auch ist die Verfertigung des gemeinen Feuerschwammes von Baumschwämmen ein kleines Nebenerwerbemittel mancher alten oder müßigen Bauersleute: nicht weniger die Jagd und der Fang auf Wölfe und Geflügel, besonders auf Waldhühner und Entenarten, auch Schnepfen und andere eßbare Vögel, die in Ehstland überaus häufig und ungemein lohnend sind. Die Bauern bringen sie gewöhnlich des Sonntags vor der Frühkirche auf die Höfe und Pastorate, öfterer aber schaffen sie dieselben in die Städte, wo sie ihnen besser bezahlt werden.

Die Steinbrüche sind ebenfalls für mehrere Landleute, vornämlich nach Narva zu, eine ergiebige Fundgrube. Der [illegible] Bruchsteine, das Sammeln der Feldsteine im Sommer, die Ziegel- und Kalkbrennereien, das Mauern, und hin und wieder auch die Verfertigung von allerlei Töpferwaaren, verschaft manchen einen hübschen Verdienst, zumal den auf dem Lande lebenden Russen. Aber vor allen ist der Winter für fleißige Landleute eine ergiebige Erwerbsquelle. Viele verfertigen die kleinen einsitzigen Schlitten, die sogenannten Borkschlitten, fahren damit [illegible] zum Verkauf im Lande herum, oder [illegible] sie zu

Du-

Dutzenden bei sich vorräthig stehen. Andere brechen Eis, oder befreien die Gehöfde von Schnee und Eise. Jedes Gut hat einen Eiskeller, der mit Eise gefüllt werden muß. Dieses übernehmen gewöhnlich und am liebsten die Russen, hier und da aber doch auch freie und auf Arbeit abgelassene Ehsten. Sie brechen die Eisblöcke in Seen oder Flüssen, bringen sie nach den bedungenen Kellern, und legen sie ein; so fest und dauerhaft, daß ein solcher Eiskeller den ganzen Sommer hindurch zur Aufbewahrung der Speisen und Getränke hält. Die Eisbrecherei ist sehr schwer, erfodert viele Stärke, und scheint gefährlich. Die Leute aber sind darin so geübt, daß ihnen die Arbeit hurtig von den Händen geht, und selten einer Schaden nimmt. — Nicht wenige nähren sich durch Fischerei, besonders die nach den Städten entlassen sind. Sie kaufen Eier, Butter, Hühner, Enten, Erdbeeren und andere Früchte; auch die Weiber und Kinder erwerben sich den Sommer hindurch durch das Sammeln der [illegible] Grans-, Preissel- und andere Sorten von Beeren, der Schwämme und Pilze, die sie zur Stadt oder auf die Güter bringen, manchen hübschen Rubel. Solche Menschen befinden sich meistentheils wohl; eigentlicher Hunger und Blöße quält sie nie, und das Jahr sei gut oder schlecht, so finden sie ihre

Nah-

Nahrung, wenn sonst ihr Herr oder Verwalter kein Tyrann ist.

Ich habe schon einigemal der schlechten Wirthshäuser oder Schenken, in Liefs- und Ehstland Krüge genannt, erwähnt: hier will ich eine etwas genauere Beschreibung davon geben. Die große Gastfreiheit im ganzen Lande ist mit eine Ursache, daß die öffentlichen Wirthshäuser so schlecht sind, und es auch wohl bleiben werden. Man kann, welches in Deutschland eine Unverschämtheit heissen würde, auf Reisen, selbst mitten in der Nacht, auf Gütern und Pastoraten einkehren, und sich mit Bedienten, Kutscher und Pferden bei seinen Bekannten, ja nicht selten bei Blutfremden, einquartieren, ohne wegen des nächtlichen Herauspochens scheel angesehen oder abgewiesen zu werden. Im Gegentheil wird es ein Freund eher übel nehmen, und der Edelmann es sich für einen Schimpf rechnen, wenn man in der Nähe seines Hauses, Gutes oder Pastorats, in einem öffentlichen Kruge einkehren wollte. Der Mangel an guten Wirthshäusern, an Umgange mit freien Menschen und Personen seines Standes und deutscher Abkunft, machen hierin Ehstland zu Palästina. Aber eben diese Gastfreundschaft ist der Grund von der schlechten Beschaffenheit der Wirthshäuser. Selbst die neugebauten haben nur gute Ställe für das Vieh und für viehähnliche Menschen; aber die Stuben,

selbst

ſelbſt die, welche für Herrſchaften beſtimmt ſind, und deutſche Kammern oder Herren-Stuben, (Saxa-Tubba) genennt werden, ſind gewöhnlich ſehr ſchlecht. In dieſen elenden Quartieren findet man gewöhnlich nichts als Bier und Branntwein, Hafer und Heu, und wenn es hoch kommt, Milch, Butter, Eier und Brod. Gemeiniglich pflegen ſich daher auch Reiſende ſelbſt zu beköſtigen und einen ſogenannten Speiſepudel (Speiſekorb, Käſtchen mit Lebensmitteln,) mit zunehmen. Nur in deutſchen Traiteurhäuſern, die aber auf der Straße ſelten ſind, wird man etwas beſſer bewirthet, und findet auch allenfalls ein Bette, das man ſonſt lieber bei ſich führt, weil man in den gewöhnlichen Krügen blos eine Bettſtelle mit Stroh findet. Dergleichen öffentliche Krüge liegen alle an der Straße, nie wie in Oberſachſen, in oder bei dem Dorfe, und blos der Beſitzer des Guts, auf deſſen Grund und Boden ſie liegen, hat die Gerechtigkeit, Krügerei, d. h. Schenkerei, zu treiben. Er verſieht daher den Krug mit ſelbſt gebrautem Bier und Branntwein vom Hofe, mit ſeinem eigenen Hafer und Heu, Kaffee und andern Bedürfniſſen, baut und erhält den Krug, ſetzt den Wirth, meiſtens einen Leibeigenen, ſelten einen deutſchen Pachter, ein, zieht aber auch die Einkünfte davon, die oft beträchtlich ſind. Ein ſolcher Wirth heißt Krüger und iſt dafür, daß er dem Herren die Produkte abſetzet, frei von allen Abgaben und Hofsdienſten, bekommt

auch noch ein Stück Land dazu, ist aber dafür verantwortlich, wenn die Rechnung abgelegt wird und ein Deficit erscheint: für sich kann er daher wenig Gewinn machen. Krüge an der großen Heerstraße tragen jährlich nicht selten 4 bis 500 Rubel und drüber ein. Hat nun ein Gut die Gerechtigkeit, zwei, drei und mehr solche Krüge zu halten, so sind die Revenüen sehr ansehnlich. Alle Krüge sind von Holz erbaut, die wenigen steinernen aber kalt, und werden daher selten besucht. Um ihnen jedoch ein nur etwas besseres Ansehen vor den übrigen Bauernhütten zu geben, streicht man sie vielfältig roth, weis und grün an. Ausser dem Pferderaume, in Ehstland Statolle genannt, der auch zugleich Kühe-, Schaaf- und Gänsestall, und wer weiß, was noch mehr ist, bestehen sie gewöhnlich aus zwei Zimmern neben einander, das grössere und vordere für die Bauern, das kleinere hintere für die Deutschen. Beide werden durch einen von Leim zusammengeworfenen, oder von gebrannten Ziegelsteinen gesetzten und mit Kalk betünchten Ofen geheitzt. Das unaufhörliche Lärmen, der unleidliche Geruch, vielerlei Arten von Ungeziefer, nebst allen möglichen Ausdünstungen, Rauch, Zugluft, Tabaksqualm, machen einem Ausländer alle Lust vergehen, da zu herbergen. Ich selbst habe mehrmals — pour la rareté du fait & par curiosité — in solchen elenden Kneipen ganze Nächte zugebracht, und hatte Mühe, daß ich nur einen Stuhl von

Rohr

Rohr geflochten und ein Bettgestell mit Stroh fand, ein Licht und ein Glas Wasser bekommen konnte. Himmel! welch eine Glut und Dampf in der schwarzen Rauchstube! es war nicht anders als käme ich in einen Schwitzkasten oder in ein Dampfbad. Es fiel mir jedesmal wie eine Beängstigung auf die Brust, und ich glaubte zu ersticken. An dem Tage, da ich in einen Krug einkehrte, bekam ich eine rauhe Stimme und allemal den Schnupfen. Eine Menge Bauern, die rauchten, lärmten und soffen, betäubten mein Gehör. Welcher schreckende Anblick für den Ausländer, wenn er eine Menge lüderlicher, unvorsichtiger, betrunkener Menschen zwischen und neben dem Heu und Stroh, in einer hölzernen, mit einem Strohdach bedekten Hütte, die ganze Nacht hindurch sorgenlos mit dem Feuer und brennenden Pergel, oder mit der Tabakspfeife in der Hand, umherlaufen sieht! — Einer darunter, den schon der Branntewein den Verstand umnebelt hatte und der ein großer Redner zu seyn schien, wandte sich an mich und faalbaderte mir etwas vor, das ich aber großentheils nicht verstand. Die andern hörten ihm mit vieler Aufmerksamkeit zu. Als er fertig war, bat er um ein Winarahha, d. i. um ein Trinkgeld. — In einem andern Kruge, wo ich wieder wegen Frostgefühl einkehrte, war es nicht besser. Hier fand ich ebenfalls keine Saxa-Tubba (deutsches Zimmer,) und mußte mich daher mit in der Bauernstube aufhalten. Der unleidliche, die Aus

gen beissende Rauch kommt daher, weil die Oefen selten gut verwahrt, ja in vielen gar keine, sondern bloße Kamine in der Stube sind, die keinen Rauchfang haben, wie in allen Bauernhäusern. Der Dampf geht daher alle in die Stube und hernach zur Thür hinaus, die deswegen, so lange als geheizt wird, halbe Stunden lang geöffnet werden muß. Und in diesen Hölen sißen die Bauern mit dem größten Wohlbehagen, trinken und lassen sich ihr Pfeifchen wohlschmecken. Auf einem Futterkasten saßen zwei Kinder im Hemde und spielten. Am Kamin die Krügerin, welche spann, und neben derselben ihr Mann, der Krüger, auf einem Schemel, der sein Pfeifchen schmauchte. Auch traf ich zwei Krämer aus Leal an, welche nach Merjama zum Jahrmarkte fuhren, wegen der heftigen Kälte aber hier eingekehrt waren, und ihre Pferde und Schlitten vor dem Kruge stehen hatten. Da ich sonst bisweilen in Leal bei dem Herrn Pastor Schwabe gewesen war, so kannten mich die Leute noch und fragten, wo ich herkäme. Ich sagte es ihnen, wünschte allen eine glückliche Reise und setzte mich in den Schlitten. Einer von ihnen folgte mir und verstopfte, aus wohlgemeinter Sorgfalt, nachdem ich mich gesetzt hatte, mit der Schlittendecke hinten und forn und auf den Seiten alle Lüftungen. „Es ist sehr kalt, mein „lieber Herr, sagte er, verwahren Sie sich gut, es „sind noch zwei starke Meilen bis Gierdenbeck". Ich dankte ihm, trieb mein Pferd an und flog weiter

ter. — Gar oft, besonders an Sonn- und Festtagen, findet man Musik in den Krügen. Da wird getanzt, gezecht und gelärmt nach Herzenslust. Der Dudelsack, der bei keiner ihrer Vergnügungen fehlen darf, das Brummelsen und eine elende Violine stimmen dann zum Springen an, und wenn eben keine Deutschen, zumahl Herrschaften da sind, gehet es äusserst ausgelassen her. In deren Gegenwart aber haben viele doch so viel Scheu, Bescheidenheit oder — Furcht, daß sie, selbst wenn man sie dazu aufmuntert, durchaus nicht tanzen oder musiziren wollen.

Ein andermahl herbergte ich in einem Kruge an der Pernauschen Straße. Es war ebenfalls ein elender schwarzer Rauchfang, in welchem die Grillen recht ihre Niederlage gemacht zu haben schienen, denn sie schrieen und hüpften am hellen Tage in grossen Schaaren froh am Ofen und in der ganzen Stube herum. Vom Rauche der in der Stube wogte, thaten mir die Augen wehe. Um mich herum in der sogenannten Deutschen-Stube ein Paar zerbrochene Stühle, zwei alte Bettstellen mit Stroh statt der Kissen, einige Hühner, die Brodkrumen suchten, das zwei Fuß hohe und zwei Ellen breite Fenster über und über mit Eis und Zuckerpapier bedeckt; an der Wand eine hölzerne Uhr, die wohl eben nicht zum Beweis des Perpetuum mobile dienen konnte, denn sie gieng nicht, und ihre Ziffern waren vor Ruß und Rauch nicht mehr zu sehen; in der

Ecke einen großen Mehlkasten, darauf meine Pelze und Schlittendecken, — mein jetziges Bettzeug, — lagen; ein Geruch, den ich noch Tagelang nachher in meinen Kleidern trug; ein Kalk- und Ziegelofen, der kalt ist; draußen, wenn ich die hintere Thür öffnete, den Stall mit Pferden, Kühen, Schweinen, Ziegen, Schaafen, Gänsen und Enten, und einen Miststank zum Ersticken; in der großen Vorstube das Geheul eines Dudelsacks und das Gelärme nach ihm tanzender, pfeifender, kreischender und helljauchzender Bauern; vor mir auf dem Tische eine Kanne Bier, gelb wie Kaffee; meine Reiseschatulle, den Speisekorb und — La Fontäne Gewalt der Liebe, mit dessen Lesen ich schon zwei lange Stunden getödtet habe; im Nebenzimmer einen schnarchenden Fuhrmann, der mich kaum schlafen ließ, und zu den Füßen meinen treuen Pudel, der mir mit seinen Possen manches Kurzweil macht. Oft schrieb ich in solchen elenden Kneipen aus purer Langenweile die kurze Geschichte meiner kleinen Landreisen auf, obschon das Lärmen und Geschrei trunkener Bauern in der Schenkstube mir den Kopf warm machten, der ohnehin durch das lange und viele Fahren im verdeckten Schlitten wie betäubt war; allein das hinderte mich nicht, die Tage meiner Wallfahrt in Rußland zu durchdenken und die gemachten Bemerkungen aufzuzeichnen, weil mir dies ein Vergnü-

gnügen gewährte, das von der Erinnerung an froh verlebte Tage und liebe treue Freunde unzertrennlich ist. Freilich wer sich durch das Lärmen besoffener Bauern stören, von dem unaufhörlichen Beissen der Wanzen und Flöhe, die sich in dem oft verlegenen Stroh und Heu, womit die hölzernen Bettstellen bestreut sind, gesammelt und vermehrt haben, und durch die nächtliche Wärme aufleben, abhalten läßt, dem rathe ich nicht, sich in einen Ehstländischen Krug hinzusetzen, und zu lesen oder zu schreiben, denn er muß sich alle Augenblicke kratzen, geschwätzigen Bauern oder Deutschen Saalbadern antworten, die Mücken und Fliegen abwehren, und im Winter vor Kälte, im Sommer vor Hitze, heraus laufen und das Freie suchen. Im Sommer habe ich des Nachts mehrmals im Wagen geschlafen, weil man es im Kruge vor Hitze, Qualm, Fliegen und andern Insekten nicht aushalten kann. Man stecke dann gewöhnlich dichtbelaubte Birkenbüsche vor, daß man kaum den Mond oder hellen Himmel sehen kann, um die Mücken abzuwehren. Man reiset auch in ganz Liefs und Ehstland im Sommer gern in der Nacht, theils weil es wegen der angenehmen Kühle bequemer und am Tage die Sonnenhitze allzudrückend ist, theils weil die Bremsen, zumal in waldichten Gegenden die Pferde unaufhörlich umschwärmen und plagen.

Oftmals entstehen in und bei den Krügen die schrecklichsten Prügeleien, ja Mord und Todschlag, wenn Russen kommen oder Deutsche da sind, gegen welche die Ehsten an Zahl überlegen sind und ihre Stärke fühlen. Vornämlich entsteht dieß daher, wenn der Deutsche oder der Russe mit seinem Fuhrwerk nicht ausweichet, manchesmal auch aus andern Ursachen, Eifersucht, Neid, Haß, Bosheit, heimlichen alten Groll u. s. w. Ich sahe einst vor einem Kruge ohnweit Oberpahlen drei von den Ehsten zerprügelte Russen mit blutigen Köpfen auf der Erde liegen, so daß der Schnee mit Blut getränkt und aufgeweicht war. Sie waren jämmerlich zugerichtet und wurden halb todt fortgetragen. Die Veranlassung waren Kavessen von Seiten der Russen gegen ein Paar Ehstnische Weiber. Die alte Feindschaft dieser beiden Nationen äussert sich, so oft sie zusammen kommen. Nie können sie in einem Wirthshause friedlich bei einander sitzen, am wenigsten, wenn der Trunk ihre Köpfe erhizt und die Fäuste gestählt hat. Dieß ist auch mit eine Ursache, warum jezt viele Gutsherren ihre Krüge bequemer einrichten, die Bauernstube ganz absondern, und für die Deutschen zwei davon entfernte Zimmer angelegt haben, die man daher vorzugsweise die Deutschen Zimmer, (Saxa - Tubba) nennt. Wegen des häufigen Reisens und Fahrens im Winter und der unaufhörlichen Fuhren

der

der Bauern für sich und den Hof nach der Stadt, in den Wald, auf den Heuschlag, zu den Feldern ꝛc. sind oft die Krüge so angefüllt, daß man keinen Raum mehr findet und daher weiter fahren muß. Welches Elend, wenn man auch hier sich wieder durch das Gewühl der Bauern hindurchdrängen muß, und statt der gewünschten Ruhe und Bequemlichkeit nichts als ein elendes Nachtlager, Finsternis und Kälte findet! Im Sommer ist es zur Noth noch erträglich; aber im Winter, wenn man zumahl keine Bettkissen mitgenommen hat, kann man seine Noth den Wänden klagen, denn der Bauer hört es nicht, wundert sich auch wohl noch, wie man nur klagen könne, da man es so gut und weit besser als er habe. Noch schlimmer ist vollends derjenige daran, welcher die Landessprache nicht versteht, denn um diesen bekümmert sich gar niemand.

Ausser diesen Straßenkrügen giebt es nun auch noch hier und da Kirchen-Dorfs- und Winkelkrüge. Mit den Kirchenkrügen hat es eine ganz eigene Bewandnis. Es sind Wirthshäuser, die nicht weit von einer Kirche angelegt sind. So sonderbar es auch ist und aussieht, wenn man vor und nach der Kirche nicht weit davon eine Gesellschaft lärmender und oft betrunkener Bauern antrift, die in derselben Viertelstunde von dem, was sie in der Kirche gehört haben, oder noch hören sollen, gerade das Gegentheil thun;

so

so scheinen sie doch auf der andern Seite ein unentbehrliches Bedürfniß in diesem Lande zu seyn, und also unter die nothwendigen Uebel in Liefs und Ehstland zu gehören. Man erwäge nur, daß viele Bauern oft zwei bis vier Meilen zur Kirchen gehen oder fahren müssen, im strengen Winter, bey Schnee, Wind und Gestöber: wo soll der arme Bauer, die erfrorne oder ermattete Bäurin, die doch warlich auch Fleisch und Blut haben, sich wärmen? wo ihr Pferd unterbringen? wo ihren schmachtenden Durst im Sommer stillen? Daher ist es bei Kirchen, wo keine solche Krüge sind, für den Prediger ein höchst lästiger und verdrieslicher Umstand, indem sein Haus für jeden offen stehen muß, die Stuben voll sind, und er durch die zudringlichen Bauern, die ihn oft um etwas zu trinken bitten, gar häufig überlaufen und beunruhiget wird: des unausstehlichen Gestanks, Ungeziefers und andern Unreinigkeiten, welche diese Leute mitbringen, nicht zu gedenken. Und das fängt sich Sonn- und Festtags schon 9 Uhr an, (denn Wochenkirchen sind nie) und dauert bis des Nachmittags 2, 3 Uhr, weil nur einmal Kirche gehalten wird, der weiten Entfernung wegen, indem sonst manche Bauern nicht wieder, oder sehr spät, nach Hause kommen würden. Mann könnte zwar dem Uebel leicht abhelfen, wenn man bei jeder Kirche ein geräumiges Zimmer bauen liesse, worin sich

die halberfrornen Bauern wenigstens auswärmen könnten. Es haben daher auch viele Eiferer gegen die Schicklichkeit dieser Kirchenkrüge losgezogen, aber es bleibt dessen ungeachtet immer bei dem Alten. An Sonntagen Abends in dergleichen Saufgelagen schwärmende Bauern singen, tanzen und den Dudelsack blasen hören, oder Volltapfen herumtaumeln sehen, ist gar etwas Gewöhnliches, das auch der Prediger sich gefallen lassen und in seine Ohren hineinhören muß. Doch der Sonntag ist der geplagten Ehsten einziger Erholungstag, und die Töne des heulenden Dudelsacks seine innigste Freude, sein grösstes Vergnügen, das er kennt; er vergisset darüber auf einige Stunden sein Elend, fühlt sich glücklich und freuet sich des Genusses: warum sollte man es ihm mißgönnen? wer würde ihn benehmen? — Dorfs- und Winkelkrüge giebt es äusserst wenige. Jene sind Wirthshäuser in, oder nahe bei einem Dorfe, und diese nennt man alle widerrechtlich angelegte Krüge, oder Bier- und Branntweinschenkereyen in einem [illegible], davon der Edelmann seinen Gewinn zieht. Dergleichen Kneipen sind auf das schärfste verboten, und werden nur da noch angetroffen, wo keine privilegirte Krüge in der Nähe sind, oder wo die Bauern einander bei ihrem Edelmann nicht verklagen. Bisweilen versteht man darunter auch einen kleinen Krug an Neben-

benwegen, der wenig besucht wird und daher nicht viel einträgt.

Die gewöhnlichen Zeitvertreibe, Spiele und Vergnügungen der Ehsten, so wie ihre öffentlichen Belustigungen und Volks-Lustbarkeiten, tragen eben so sehr den Stempel des individuellen Nationalgeschmacks, als sie ein nicht uninteressanter Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte dieses Volks sind. Es ist daher der Mühe werth, daß wir uns auf einige Augenblicke auf den Tummelplatz des großen Haufens machen, wo sich Groß und Klein ergötzet und seines Daseyns froh zu werden sucht, da uns zumahl der Aufenthalt in den dumpfigen schwarzen Krügen unwillkührlich heraus ins Freie treibt, um frische Luft zu schöpfen. Die Ehsten lieben wie beinahe alle rohe Völker, das Wilde und Lärmende in ihren Vergnügungen, und ihre meisten Spiele und Belustigungen sowohl in als ausser dem Kruge, fast dem einzigen Schauplatze ihrer Freuden, athmen Tollkühnheit und Verwegenheit. Unter dem Genusse derselben vergessen sie das härteste Schicksal und die mühseligste Arbeit auf einige Stunden, träumen sich glücklich und fühlen sich froh in ihrem Daseyn. So träge und langsam sie sonst im Arbeiten sind, so flink und behende zeigen sie sich bei ihren Spielen. Wenn sie sich einmahl einen guten Tag zu machen vorgesetzt haben, und in ihre Sauf- und Spielgesellschaften kommen

ziren, so sind sie in dem Genusse des Vergnügens unmäßig, und unbändiges Lärmen, Raufen, Schlagen und Stoßen sind dabei ganz gewöhnliche Erscheinungen. Das Kartenspiel, Schaukeln, Schwimmen, Tanzen, Schlittenfahren und ihre so sehr geliebten Badstuben sind ihre angenehmsten und gemeinsten Ergötzungen, wozu auch die Johannislustbarkeit und der Talkus kommen. Bei jedem Dorfe, bei den meisten Krügen und auch selbst auf manchen adlichen Höfen, findet sich eine Schaukel, im gemeinen Leben Schocke genannt, die viele Aehnlichkeit mit einer ins Kreuz gelegten Weife (Haspel) hat. Sie ruhet oder hängt zwischen zwei Pfosten von Holz, und es können sich ihrer zwei bis drei darauf schaukeln. Dies ist ihr angenehmster Sommerzeitvertreib. Andere legen Bretter über dicke Balken und treten auf deren Ende, da sie denn einander erst sanft wiegen oder schaukeln, dann aber mit Heftigkeit mit Springen sich und eines das andere in die Höhe schleudern. Vom Ball- und Kegelspiel wissen sie nichts, ob beides gleich unter den dortigen Deutschen bekannt ist und gespielt wird. Sonst giebt es der Schaukeln gar mancherlei Arten von sehr verschiedenem Bau und Einrichtung. Die größten sind so gebauet, daß sie sich wie ein großes Mühlenrad um eine horizontal liegende Welle herumdrehen, welche von einigen Menschen in Bewegung gesetzt wird. Sie sieht beinahe

den

den Flügeln einer Windmühle ähnlich, und es können vier Paar Menschen zugleich darauf gewiegt werden. Die Welle wird von zwei starken in die Erde gerammelten und vermauerten Balken, 4 bis 5 Klafter hoch, gehalten. Vier Sitze sind in der Peripherie des Rades angebracht, so daß man sich einmal hoch in der Luft, das andermal nah an der Erde befindet. Dieses große Rad wird mit unglaublicher Geschwindigkeit umgedrehet. Die gemeinste Art der Ehstländischen Schaukeln ist diejenige, die auf zwei senkrechten Pfählen ein Querbalken ruht, der sich in den beiden Einschnitten leicht herumdreht. An diesem Balken hängt ein hölzerner Sitz. Das Mädchen setzt sich und der Bursche tritt so darauf, daß jenes sich zwischen den Füssen des letztern befindet. Durch die Beugung der Knie und Anstrengung des ganzen Körpers bringt er den Sitz in solchen Schwung, daß er mit dem Mädchen rund um die Axe, wie ein Rad, herumschleudert. Man findet dergleichen Schaukeln auch vor manchen Adlichen Höfen oder in deren Gärten. Die starke Anstrengung befördert körperliche Stärke, und mehrentheils sind noch damit andere Leibesübungen, als Schlagen, Ringen, Laufen, Werfen ꝛc. verbunden; man muß aber die Härte ihrer Körper mit in Betrachtung ziehen, wenn man sich die Möglichkeit eines Vergnügens darin denken will. — Der Sommer,

mer, sonderlich bei heissen Tagen, schwimmen sie sehr oft, und dabei wagen sie sich so, daß selten ein Jahr vergeht, daß nicht einige ertrinken. Das Wasser ist ihr Element, und die Insulaner vorzüglich schwimmen und fahren darauf in den kleinsten Böten mit einer Dreistigkeit und Leichtigkeit, die den Fremden in Erstaunen setzt. Von ihren Badstuben habe ich im Vorhergehenden geredet. In den Städten giebt es viele öffentliche Badstuben, wo ehemals Manns- und Weibspersonen unter einander zugleich hinkamen und badeten; welches aber in der neuern Polizeiordnung verboten ist. Noch merke ich davon dieß an, daß sie während des Badens allerlei Seufzer, Großgebete und Herzenswünsche mit anbringen, z. B. [illegible] meinen sündlichen „Leib [illegible] Gott auch rein von „meinen Sünden." Doch thun dies nur die wenigsten, und bei denen, die es thun, werden die guten Gedanken bald wieder durch den aufwachenden Adam erstickt.

Von [illegible] und dem Dudelsack, (Ehstnisch [illegible]) habe ich im Vorigen genug gesagt. Er ist bei allen ihren Freuden das unentbehrlichste Instrument. Die einfachste Art desselben ist diejenige, dessen Theile aus einer großen [illegible] oder Pferdeblase bestehen, in welche zwei [illegible]röhrchen als Flöten hineingesteckt werden. Die größern setzen sie aus Thierhäuten

zu-

zusammen, und sie sind nach einem, zwei oder drei Schnarrwerken, die beständig Quinten oder Oktaven brummen, verschieden. Die Ehsten haben meistens die erstere einfache Art von Dudelsack, der nächst dem Brummeisen bei Hochzeits Aerndte; und andern Festen das Lieblingsinstrument ist. Die gnädige Frau wie der deutsche Handwerker, das leibeigene Mädchen wie der Gutsherr und die jungen Kavaliere schwenken sich wild unter einander herum. Wer nicht für einen alberuen Sonderling gehalten seyn will, muß es, wenn er einmahl, zumahl bei Hochzeiten, mit in der Gesellschaft ist, mitmachen. Daß mir so etwas lustig und seltsam vorkam, als ich das erstemahl so toll mit herumspringen mußte, darf ich wohl nicht erst sagen. Indessen sahe ich in der Folge unzähligemahl, daß mancher Hofmeister und Doktor, Chirurgus und Kaufmann aus der Stadt eben so großen Geschmack am Dudelsackstanze fanden, als die gnädigen Fräuleins und Frau Pastorinnen. Daher wird man sich nicht wundern, daß auch bisweilen die Ergötzungen der feinern Stände das Gepräge der gemeinen Vergnügungen haben und die Gränzen des Anstandes überschreiten. Sie schaukeln und brasseln, (d. h. zum Zeitvertreibe ringen, im Ringen seine Kräfte versuchen,) so gut wie der Ehste und Russe. Vornämlich aber finden sie ihr Vergnügen am Volantschlagen, ein im ganzen

zen Lande sehr gewöhnliches Spiel, das bei schlechter Witterung in den Zimmern vorgenommen wird. Man besteckt einen Kork mit Federn, wirft ihn in die Höhe und schlägt und fängt ihn, eine Person auf dieser Seite, die andere an jenem Ende des Zimmers stehend, mit zwei aus Darmsaiten geflochtenen Klappen so, daß er nie zur Erde fallen darf. Es wird dabei mit jedem Schlage gezählt. Fällt der Vogel auf die Erde, so geht das Zählen von forn an. —

Ein anderes Lieblingsvergnügen, vorzüglich der Land-Edelleute ist das Traberfahren oder Wettrennen mit Troschken und Schlitten. Es werden zwei Pferde vorgespannt, ein sogenannter Traber, (Trotteur) und ein Kurierstreicher, (Gallopeur.) Der Kurierstreicher darf nie trottiren, und der Traber nie in den Gallopp ausfallen. Der Traber ist zwischen eine Bern (Doppeldeichsel) eingespannt, und hat über dem Kopfe ein elastisches Krumholz, an dessen beiden Enden die Bern befestigt ist. Der Kurierstreicher, welcher mit einem russischen Nahmen auch Priprätsch, d. h. der Beigespannte, heißt, ist daneben, ohne mit der Deichsel in Verbindung zu stehen, durch Riemen oder Stricke an die Achse des rechten Vorderrades und an das Wagenkreuz, oder auch an die Kufe und den vordern Bug des Schlittens, gespannt. Die Liebhaber thun sich darauf viel zu Gute, wenn ihr

Trot-

Trotteur nie gallopirt und der Galloppeur nie trottirt. — Noch finde ich etwas den Deutschen von den Ehsten mitgetheiltes in den groben, plumpen und läppischen Possen und Kinderspielen, die im hohen Grade vielen der hiesigen jungen adlichen Herrn und Fräulein eigen sind. Diese treiben sie sonder alles Nachdenken unter sich, oder auch wohl in Gesellschaft ihrer Domestiken und Erbleute, wenn sie gleich zwanzig Jahre alt und darüber sind. Auf kleinen Schiebschlitten einander fahren, sich unter freiem Himmel schaukeln, jagen, werfen, balgen u. s. w. ist nichts Ungewöhnliches. Ein Freund von mir schrieb mir einmal in einem Briefe über diesen Gegenstand unter andern folgendes: — „Ich „habe die Weihnachtszeit für dießmahl völlig „müssig, und daher sehr mißvergnügt zugebracht. „Die R....sche und U....sche Familie war „eben hier. Die jungen Leutlein haben unaufhörlich geraset. Ich nahm an ihren Possen keinen Antheil. Ich kann die hiesigen Fräuleins „mit ihrem quecksilbernen Wesen, unanständigen Sitten und mehr als kindischen Thorheiten nicht leiden; ich hüte mich sogar, mit ihnen „zu reden. Auch ist keine vernünftige Unterhaltung „mit ihnen möglich, und an elenden, plumpen Hetzereien und Spasmachereien finde ich keinen Geschmack. Nur auf M. habe ich neulich ein Fräulein „gesehen, das erste adliche Frauenzimmer, daß mir

„gefallen hat. Von ihr möchte ich Ihnen lieber, „als von vielen andern hochadlichen Geschöpfen Ehst„lands eine Schilderung machen, wenn ich sie in „den drei Tagen, die ich mich dort aufhielt, recht „hätte kennen lernen.“ — Dieses sind die Worte meines Freundes, der gerade auch eben in einem Hause lebte, wo fünf Fräulein blüheten, wie man sie zu Dutzenden auf dem Lande findet; und seine Schilderung paßt so ziemlich auf das Allgemeine.

Unter die größten Ergötzlichkeiten der hiesigen Bauern rechne ich ausser dem Talkus den vergnügten Abend vor dem Johannistage. Dieser wird mit Pechkränzen, Theertonnen und lodernden Holzfeuern, Musik, Tanz und Gesang auf das lustigste gefeiert, und muß die Elenden für die mühsamen Arbeiten des ganzen Jahres gleichsam schadlos halten. Wie er in den Städten gefeiert wird, habe ich im ersten Abschnitte erzählt. Auf dem Lande hat er noch manches Eigenthümliche und Besondere, wird aber nicht in allen Gegenden überein gehalten, in vielen unter Lärmen und Getümmel, in manchen gar nicht. Hier erzähle ich ihn, wie ich ihn im Dorpatschen an der Rigischen Gränze mit angesehen habe. Nach neun Uhr des Abends, als die Dämmerung schwach einzutreten anfing, kamen alle Bauern des Guts, Männer, Weiber und Kinder in den herrschaftlichen Hof, in den sie in ei-

ner langen Prozession zogen. Die Männer hatten rothe Bänder um den Hut, einige spielten auf allerhand Instrumenten, als dem Dudelsak, der Maulharfe, einer alten Violine und siebensaitigen Harfe: die Weiber und Mädchen aber hatten buntfarbige Bänder und Kränze auf den Köpfen, die theils aus Blumen, theils aus Eichenlaub zusammengebunden waren, und große Büschel Gras unter den Armen. Ein lautes Juchhe, zuweilen von Segenswünschen, zuweilen von Possen begleitet, erscholl durch den ganzen Hof, wovon die nahegelegenen Wälder das Echo wiederhallten. Die Aeltesten unter den weiblichen Unterthanen, die auch oft die Stelle der Hebammen und Aerzte oder Quaksalber auf den herrschaftlichen Höfen vertreten, sind gemeiniglich die Vorsängerinnen, und haben die übrigen nur darauf zu merken, mit dem kasukenne und kanukenne, einem Hauptausdruck in ihren Liedern, den ich aber, vielleicht weil er keinen Sinn hat, nicht zu erklären weiß, zur rechten Zeit in den Gesang der Alten mit einzufallen. Die Viehställe und das darin befindliche Vieh, hatten zuerst die Ehre, ungesungen zu werden, da denn die Weiber der Bauern gewisse Kräuter, die zu einer gewissen Stunde des Tages gesammelt werden müssen, dem Vieh vorwerfen, welche wider Seuchen, das Viehsterben und verschiedene andere schlimme Zufälle helfen sollen. Von hier

Aen-

giengen sie unter immerwährendem Singen zu den übrigen Wirthschaftsgebäuden des Gutsbesitzers, zu der Scheune, Kleete, Riege, u. s. w. alles in der gutgemeinten Absicht, den Seegen des Himmels für ihre Herrschaft zu erbitten. Endlich, nachdem sie auch um das Wohnhaus dreimal mit Gesang sehr feierlich herumgegangen sind, trift die Reihe auch die Familie, den Herrn und die Frau, die Kinder und den Hofmeister. Alle Angehörige, und wenn eben Fremde oder Gäste da sind, auch diese, werden von den Sängerinnen mit Kränzen beehrt und mit den übrig gebliebenen Kräutern bestreuet. Jetzt gehet der Tanz nach dem Dudelsacke an, und der übrige Theil der Nacht wird auf dem Platze vor dem Hause oder in der Riege, theils mit Singen und Tanzen, theils mit Trinken und Lust-Feuern zugebracht, die sie auf Anhöhen anzünden, um sie herumtanzen und darüber springen. Viele hängen Pechkränze an hohe Stangen und brennen sie an, so daß die Luft von den vielen Feuern ganz erleuchtet ist.

Sollten die folgenden sechs bis acht Blätter meine Leser nicht so ennüyren, als die vorhergehenden, weil sie von nichts als von Krankheiten und vom Tode handeln, so wie von den Mitteln gegen beide; so überschlagen Sie dieselben. Ich konnte um aller Welt willen dem Triebe nicht widerstehen, Ihnen auch zu erzäh-

len, wie in Ehstland die Leute sterben. — Daß das rauhe nördliche Klima der Gesundheit gar nicht nachtheilig sei, läßt sich theils schon aus der gütigen Absicht und Einrichtung des weisen Schöpfers erkennen, nach welcher die ganze Erde bewohnbar seyn soll, und er über kein Volk ein so großes Maas von Leiden ausgegossen hat, daß es darüber klagen und sich vor andern Nationen für unglücklicher halten dürfte; theils aus dem Wohlbefinden, das alle Ausländer, die nach Rußland ziehen, rühmen. Es dienen aber auch die vielen Greise, unter den Deutschen sowohl als unter den Bauern im Lande selbst, zum Beweise, die beide bei einer ganz verschiedenen Lebensart, das höchste Ziel menschlichen Alters erreichten. Ich kannte mehrere Bürger und Adliche, die über 90 Jahr alt wurden, und unter den Bauern einen Mann von 113 Jahren, und ein Weib von 104 Jahren. Die Krone unter allen aber, der Nestor und Patriarch in ganz Liefund Ehstland, ja vielleicht in ganz Rußland und Europa, war ein alter Russe 40 Werste von Polotzk an der Gränze von Liefland. Dieser sagte noch vor acht Jahren: „ich lebte im dreißigjährigen Kriege und kann mich noch des Eindrucks erinnern, den Gustav Adolphs Tod machte. Ich lebte unter Peter I. seinem Großvater, ich habe Rußland unter zehen Regenten immer steigen sehen, und wenig Menschen werden so

alt,

alt, als ich bei der Pultawäschen Schlacht war.“ Dieser Wundermann ward, nach seiner eignen Erzählung an einem glaubwürdigen Liefländischen Prediger, der mir sie wieder mittheilte, 1630 gebohren, heirathete in seinem 25ten Jahre, und zeugte in diesem siebzehnjährigen Ehestande sieben Kinder, von denen keines mehr lebt. Wittwer im 42ten Jahre blieb er bis zum 77ten, heirathete wieder und zeugte einen Sohn. Nach 6 Jahren starb seine Frau, und da man im reifen Alter langsam wählt, entschloß er sich erst im 93ten Jahre zur dritten Frau. Auch diese Ehe war nicht kinderlos, und das Nestorgelchen ist jetzt 68 Jahre alt. Mit der letzten Frau hätte er die goldne Hochzeit feiern können, denn sie lebten 50 Jahre mit einander. Seit ihrem Tode ist er schon 24 Jahre Wittwer. Die Familie dieses Patriarchen hätte zahlreicher seyn können. Sie besteht nur aus 132 Descendenten. Der älteste lebende Enkel ist 95 Jahre, ein anderer 93, die jüngsten Söhne sind 86 und 68 Jahre. Alle zusammen wohnen in 10 Häussern, deren Bewohner seine Enkel sind. Der alte Mann ist so glücklich, wie er es seyn kann, denn er ist gesund, und nichts übertrifft den Respekt und die Aufmerksamkeit, mit der seine Familie ihn behandelt. Sein gewöhnlicher Aufenthalt ist, wie der eines russischen Bauern, auf dem Ofen

und

und so oft er herunter kommen oder sich hinaufhelfen lassen will, so sind alle Hände bereit, ihn zu leiten und zu tragen. Beim Essen verrichtet er selbst das Gebet, und niemand wagt es, eher in die Schüssel zu greifen, als bis er den Seegen darüber ausgesprochen hat. Dies ist die Nachricht aus seinem eigenen Munde, und im Jahre 1794 lebte er noch.

Die Krankheiten unter den Deutschen sind dieselben wie in andern Ländern auch. Viele von ihnen finden sich bei den Bauern nicht, die überhaupt wenig Kranke, und eigentliche Seuchen beinahe gar nicht, oder doch selten haben. Sie lassen sich auch nicht leicht mit Aerzten ein, sondern suchen sich selbst durch Baden, bei welchen Kranke durch geübte Weiber gerieben, gezogen oder gestreckt werden, durch Darben und Aderlassen, auch durch einige Hausmittel zu helfen. Hin und wieder trift man doch auch welche an, die dem hitzigen Fieber, dem Faul-, Schleim- und Gallenfieber, den Pocken, dem Fleck- und kalten Fieber, der Ruhr und Wassersucht, den Mutterbeschwerungen, zuweilen der Pest und dem venerischen Uebel ausgesetzt sind. Aerzte giebt es im Lande nur wenige. Sie sind überdies oft jetzt weit entfernt und zu theuer, als daß der arme Bauer von ihnen Gebrauch machen könnte. Viele Gutsherrn pflegen daher gemeiniglich eine kleine Hausapotheke in Bereitschaft zu haben, mit der

sie

sie ihren Erbleuten, — ob allemahl mit glücklichem Erfolg? — will ich nicht entscheiden, an die Hand gehen. Zudem finden sich hier, gerade so wie in andern Ländern, Quacksalber; freilich keine herumziehenden, sondern solche, die sich in Winkeln aufhalten und sich das Recht anmaßen, durch allerlei nicht gemeine Mittel Krankheiten heben zu können. So kuriren Deutsche Bauern, und umgekehrt diese nicht selten jenen. Merkt ein Bauer, daß ihm etwas fehlt, so ist seine erste Zuflucht nach dem Hofe: gemeiniglich aber versparen sie dies bis auf die letzte Stunde, wenn sie schon nichts mehr retten kann. Dann bitten sie um etwas Arzenei oder um einen guten Schluck Branntewein. Hilft der nichts, so wenden sie sich an einen Weisen oder Besprecher unter ihrer Nation. Deren giebt es nun mancherlei, als Hexen, Salzbläser, weise Frauen, u. s. w. von denen sie sich immer gewisse Hülfe versprechen, und dabei sie, wenn alles fehlschlägt, das gute Zutrauen haben, daß ihr Gründlein nunmehr verhanden, und wider den Tod, dem man ohnehin nicht entgehen könne, und für den sie sich auch nicht fürchten, kein Kraut gewachsen sei. Die Hauptsache bei diesen vermeinten Weisen sind immer gewisse Zeichen, Buchstaben oder Worte. Der Kranke schickt ihm etwas Branntewein, die Hauptarzenei des Ehstnischen Bauern in gesunden wie in kranken Tagen,

das

davon der vorgebliche Weise einen Theil durch unverständliches Murmeln und Aussprechen gewisser magischer, kraftshabender Worte, zur Arzenei einweihet, etwas Salz darin auflöset und dem Patienten es so einzugeben befiehlt. Man findet in der That viele unter den hiesigen Bauern, die, (Reiches zu verwundern ist, eine gute Kräuterkenntniß haben, und durch Dekokte davon manchen Schaden heilen. Aber noch mehr muß man sich wundern, daß einige von ihnen, (es mag nun so lächerlich klingen als es will, genug, ich bin Augenzeuge davon gewesen,) Zahn- und Kopfschmerzen, Nasenbluten, (— welches bei mir selbst einst der Fall war,) Beulen, Geschwüre, Verenkungen und dergl. blos durch ein sanftes Berühren und Streichen heilen, wobei sie, wie sich das versteht, allemal gewisse Worte murmeln, denen sie diese Kraft beimessen. Einige legen sich blos auf die Heilung des Schlangenstichs, davon es hier verschiedene Gattungen gibt, und schaffen durch Beihülfe eines getrockneten Hechtzahns schleunige Hülfe. Mit diesen Künsten halten sie aber sehr hinter dem Berge, und nur kurz vor seinem Tode offenbart ein solcher Weiser seinem Sohne oder Freunde und nächsten Anverwandten das Geheimniß, um nicht, wie er glaubt, durch dessen Verschweigung eines ganz qualvollen Todes zu sterben.

Die

Die gewöhnlichen Hausmittel, deren sich die Bauern bei ihren Krankheiten bedienen, sind Branntewein, der in jeder Rücksicht bei ihnen oben an stehet, Salz, Pfeffer, Schwefel, Theriak, Harlemmer Oel, Schießpulver, ass. foetida, und etwa einige Kräuter. In Augen- und Ohrenkrankheiten bitten sie auch wohl von dem Prediger etwas Wein, der in der Kirche gewesen und über den die Konsekration gegangen ist. Oft helfen dem durch keine künstlich zusammengesetzten Arzeneien geschwächten Bauer ganz einfache Mittel. In jedem Falle aber ist ihr erster Versuch die Badstube, der sie sich auch sonst gewöhnlich immer zu bedienen pflegen, theils aus Gewohnheit, theils sich zu reinigen und zu erquicken. Da ich ihrer schon mehrmals erwähnt habe, kann ich hier einer ausführlichern Beschreibung billig überhoben seyn, und will nur noch dies anmerken, daß sie bei dem öftern Gebrauch derselben eben so alt und älter als einer werden, der alle Tage über sein Hausapothekchen läuft. Uebrigens ist ihr Lager bei Krankheiten das elendeste, das sich denken läßt. Einst besuchte ich einen, der am hitzigen Fieber krank lag, und welcher mir einmahl einen wichtigen Dienst geleistet hatte. Der arme Mensch war in warmen Pferdeställe zwischen einer Latere *) auf blo-

ßes

*) Ist wahrscheinlich ein Ehstländisches Provinzialwort. Man verstehet darunter eine von drei Sei-

ses mit einer Pferdedecke bedecktes Stroh gebettet und in einen groben leinenen Kittel gehüllet. Seine Oberdecke bestand aus einem alten schmuzigen Tuche. Neben sich hatte er eine Bouteille Wasser, einen Teller mit Kranichebeeren und ein Glas mit Arzenei. Er sprach ganz schwach und matt. Die armen Leute! wirklich, ein Hund hat oft ein besseres Lager, als hier einem Menschen von seiner Herrschaft gegeben wird, denn er war noch dazu ein Hofsdomestike. Ein Pferd zu verlieren schmerzt manchen hiesigen Adlichen mehr als der Verlust einer seiner leibeignen Unterthanen. Wie ganz anders ist es dagegen in Deutschland! da hat doch jeder, auch der ärmste Bauer, wenigstens sein Bette, auf das er sich bequem legen kann, wenn er krank ist.

Schröpfen und Aderlassen sind bei allerlei schmerzhaften Zufällen beinahe allgemein üblich, und beides wird, meist durch Weiber, auf eine ganz eigne Art verrichtet. Das Schröpfen geschieht auf folgende Weise: ein altes Weib nimmt ein Eisen, womit man den Pferden zur Ader läßt, oder auch wohl eine scharfe Messerspitze, und macht damit viele Einschnitte in

Seiten eingeschlossene mit Krippe und Heuraufe versehene Stelle für ein Pferd.

in die vorher durch warmes Wasser erhitzte, aufgedunsene und gehobene Haut. Nun nimmt sie den Schröpfkopf, der nichts anders als ein kleiner Zylinder von Horn ist, am Ende mit lauter kleinen Oefnungen versehen, erwärmt ihn in heißem Wasser, und setzt ihn auf die blutige Stelle zum Blutausziehen. Um dies zu bewerkstelligen, saugt sie so lange bis der Schröpfkopf voll Blut ist, gießt das ausgesaugte Blut weg, und fängt jene Operation wieder von forn, oder an einer andern Stelle an. Doch hat bei manchen diese schmerzhafte Behandlung bereits aufgehört. Das Aderlassen geschieht mit demselben Eisen, mit welchem sie bei Pferden und andern Thieren die Ader schlagen, theils thun es die Schmiedte, theils verrichten sie es unter einander selbst. Es läuft aber eben deswegen nicht immer gut ab, daher es auch weniger gebräuchlich ist, und von manchen mit ordentlichen Aderlaß-Schneppern verrichtet wird. In den Zeiten ihres Heidenthums wusten sie vielleicht von allen dem Zeuge gar nichts. In Absicht der Bevölkerung und Sterblichkeit hat das Ehstnische Landvolk beinahe den dritten Theil mehr Gebohrne als Gestorbene, in schweren Jahren sind beide gleich, und in einzelnen Kirchspielen der Gestorbenen auch wohl mehr als der Gebohrenen. Der häufige Genuß des Branntweins, der die Natur forterblich vergiftet und erschlafft, ist mit eine Hauptursache der geringen

Bevölkerung aller der Länder, in welchen er das Lieblingsgetränke des Volks ist. Ungeachtet meiner Bemühungen war es mir doch unmöglich, genaue Listen der Gebohrnen und Gestorbenen zu erhalten, um die sich die Gutsherrn und viele Prediger wenig bekümmern, und von deren Brauchbarkeit die erstern gar nicht zu überzeugen sind. Dies macht den richtigen Ueberblick und die statistische Kenntniß dieser Länder ungemein schwer und mangelhaft, zeigt von Seiten der Gutsbesitzer, welche die Zahl ihrer Leibeignen blos überhaupt wissen, eben so viel Gleichgültigkeit als Unwissenheit, und mehrere, welchen ich ein Schema davon mittheilte, konnten sich kaum vorstellen, was man mit einer Liste, welche die verschiedenen Sterbejahre, den Unterschied zwischen Gestorbenen und noch Lebenden von gleichem Alter, und den zwischen Gebohrnen und Gestorbenen überhaupt, so wie den daraus gezogenen Kalkül enthielte, und die ja niemanden etwas nütze, machen wollte.

Die Krankheit selbst, der Sitz derselben, ihre Kennzeichen und Zufälle, weiß der Bauer, wie aller Orten, also auch in Ehstland, sehr selten zu nennen oder zu beschreiben. Gewöhnlich klagt er über Schmerz am ganzen Leibe, Reissen in allen Gliedern, Mattigkeit und Mangel an Eßlust. Nur das hitzige Fieber, die Pocken nebst der Ruhr und der blauen Blatter, weiß

er

er zu nennen. Diese letztere ist ein giftiges Geschwür auf der Haut, das nicht selten den Tod nach sich zieht. Sie ist den Bauern allein eigen, und nur in wenigen Fällen bei den Deutschen zu finden. Die Ursach ihrer meisten Krankheiten suchen sie häufig in der Wirkung eines bösen Geistes oder in Hexerei, daß ihnen böse Menschen etwas angethan hätten. Seuchen oder gewöhnliche Mattigkeit ohne heftige Schmerzen nennen sie von Gott über sie verhängte Krankheiten. Gemeiniglich hilft sich bei ihnen die Natur selbst, weil sie den entfernten und theuren Arzt selten brauchen. Ihre Hausmittelchen oder die Hofapotheke sind immer ihre erste Zuflucht. Wird es darauf nicht besser, so überlassen sie sich ihrem Schicksale ganz getrost und gelassen. Denn hilft mir, denken die meisten, Schießpulver und Teufelsdreck nichts, so kann mir alles andere auch nichts helfen.

Für erfahrne und geschickte Hebammen ist in den Städten ziemlich gut gesorgt, und eine solche Frau ist sehr angesehen, und spielt die Rolle einer Dame von Stande. Aber auf dem Lande äussert sich noch ein grosser Mangel, der oft die traurigsten Folgen nach sich zieht. Man findet zwar hier und da deutsche Frauenspersonen, die den Gebährenden Hülfe leisten; allein in schweren Geburten wissen sie keinen Rath, weil sie, ohne Unterricht, blos die Erfahrung ihre Lehrmeisterin

seyn

sein lassen. Bei den Bauern läßt sich jede Alte als Wehmutter brauchen, und zu dergleichen Afterhelferinnen nehmen auch wohl, im Falle der Noth, vermittelte deutsche Personen ihre Zuflucht. Welche Martern eine Gebährende von solchen Händen leiden muß, kann man sich leicht vorstellen. Blos die gute Mutter Natur und ihre Konstitution rettet in den meisten Fällen Kind und Mutter. Wie gräßlich ist nicht manche Gebährende durch die langgewachsenen Nägel an den Fingern, welche die Ehstnischen Bauern niemals abschneiden, zugerichtet und verwundet worden! Eine Probe von der äusserst starken Natur des hiesigen Landvolks kann folgendes Beispiel seyn. Eine vierzigjährige Zwergin, die durch Hurerei schwanger war, brachte sieben ganze Tage in Kindesnöthen zu. Sie lag zwei Tage sprachlos und ohne Gefühl: durch den heftigen Schmerz hatte sie ihre Zunge ganz zerbissen. Endlich kam sie wieder zu sich, und einer deutschen Hebamme, die man unter der Zeit, während jene die fürchterlichsten Schmerzen litt, herbei gerufen hatte, glückte es, das todte Kind, dem sie den Kopf geöfnet hatte, durch zwei andere Weiber mit Gewalt heraus zu ziehen. Mitten unter der schmerzhaften Operation aß die Kreißende, sobald man sie dazwischen etwas ruhen ließ, mit vielem Appetit, und da sie den Menschen erblickte, mit dem sie in Unkeuschheit gelebt hatte, äusserte sie

den

den Wunsch, mit ihm ehelich verbunden zu seyn. Sie starb nach etlichen Tagen, wahrscheinlich blos durch die Würmer, welche sich bereits noch vor der Entbindung um und in den Geburtstheilen erzeugt hatten. Dieses hat mir eine Person erzählt, welche es selbst mit angesehen hat. Folgendes Beispiel führe ich als Augenzeuge an. Ein leibeigener Böttcher, der sich mehrere Jahre der Trunkenheit so ergeben hatte, daß er davon zu gewissen Zeiten vom Verstande kam, wurde von einem kleinern Gute nach dem Hauptgute eines und desselben Besitzers zur Arbeit gefodert. Unterwegs hatte er in allen Krügen Tage und Nächte lang gelegen, und sich toll und voll gesoffen. So kam er den Freitag nach Pfingsten auf Peuth an, nachdem er auf 5 Meilen 6 Tage unter Wegs gewesen war. Er fodert aufs neue von der Wirthin des Hauses Branntewein, und sein Anfall von Tollsucht fieng sich bereits zu äussern an. Der Baron Clodt drohete ihm mit Ruthenstrafe, wenn er das Saufen nicht unterlassen würde. In seiner Hitze nahm er das schärfste Böttchermesser und schnitt damit wacker auf die Kehle los. Vielleicht gelang es ihm nicht, mit einem Schnitte den Kopf herunter zu bringen, der Schmerz überwältigte ihn, er schrie um Hülfe, da ihm schon das Blut strohmweise aus der vier Zoll breiten Wunde herausschoß. Damals sahe ich nicht nur das schaudernd-fürchterliche Bild eines Selbstmör-

mörders in seiner ganzen Gräßlichkeit, sondern auch einen Beweiß von der eisenfesten Natur dieses Unglücklichen. Die Luftröhre war durchgeschnitten, aber die Gurgel noch unverlezt. Die Luft ging ihm daher nicht zum Munde oder zur Nase, sondern zum Halse heraus, weshalb er auch kein lautes Wort reden konnte. Ströhme von Blut flossen auf der Erde, und nichts war so fürchterlich als sein schnaubendes Röcheln. In Ermangelung eines Wundarztes wurde er einstweilen mit Tüchern verbunden. Vier starke Kerle hatten an ihm zu halten, und genug zu thun, daß sie ihn niederwürgten, denn er wollte seinen Kopf immer gegen die Mauer rennen. Ganze Stücke geronnenes Blut hatten sich in der Kehle festgesezt: diese machten ihm das Athemholen noch schwerer. Dabei schwamm er in seinem Blute, das ohne Unterlaß durch die leinenen Tücher drang. Endlich kam der Wundarzt aus dem nächsten Städtchen Wesenberg. Dieser verband und bepflasterte ihn aufs Beste, verordnete auch innerliche Mittel. Mit welcher sauren Beschwerde muste er seinen Kopf immer unterwärts bücken! und doch besserte es sich schon nach sieben Tagen mit ihm. In drei Wochen war er gänzlich wieder hergestellt, sprach, aß und trank wie sonst, nur daß er noch immer den Kopf gebückt trug, welches vielleicht jezt bloße Gewohnheit seyn mochte. Er erzählte nachher, daß er den tödlichen Streich eigents

gentlich der Wirthin, die ihm den Branntewein abgeschlagen hatte, zugedacht habe, allein der Satan habe ihn so verblendet, daß er an sich selbst Hand gelegt habe. Noch am Abende der That begehrte er die Kommunion, verlangte den Prediger, und sagte, daß ihm seine Sünde leid sei. Es wurde nach dem Prediger geschickt; dieser kam und — reichte ihm das Abendmahl, nachdem er vorher etwas mit ihm gebetet hatte, wobei der Unglückliche ganz andächtig zu sein schien. Den folgenden Tag gestand er, daß er nicht wüßte, wie es ihm gestern beim Abendmal zu Muthe gewesen sei. Vier Wochen drauf verrichtete er wie vorher seine Arbeit. So endigte sich diese in der That grausenvolle Scene.

Das Einimpfen der Blattern oder Pocken ist auch hier bei Deutschen und Bauern mit gutem Erfolge versucht worden. Bisweilen werden in einem Gebiete 40 bis 50 Kindern mit einemmale die Pocken eingeimpft. Man hat nur wenige, die bei oder nach der Einimpfung gestorben wären. Ueberhaupt sind hier die Pocken für die Jugend weniger gefährlich als in Deutschland, und es sterben bei weitem nicht so viele Kinder an denselben wie anderwärts, welches wahrscheinlich von dem Klima und der rauhen Lebensart der Bauern herkommt, indem sie ihre Thüren und Fensterlöcher stets offen halten, und nicht selten die Kin-

der dem Winde und der freien Luft aussetzen. Viele treiben die Pocken durch Branntwein heraus, den sie den damit behafteten Kindern als Arznei eingeben, wobei sich diese nackend und blos, im Hause und auf der Straße herumtummeln, und bei Klagen über Schmerzen hinter den Ofen gesteckt und durch eine glühende Hitze zum Schwitzen gebracht werden. Die meisten genesen ohne alle Arznei; manche leiden am Gesicht und Gehör, unfehlbar eine Folge der heißen Oefen und erhitzenden Badstuben, dahin man die Kinder mitten in den Pocken bringt. So sind alle Hülfsmittel dieses Volks, bei dem, wegen der Härte seiner Natur, gewaltsame Erschütterungen nöthig sind, ihr den Kampf mit dem Uebel zu erleichtern, und den Weg zur Genesung oder — zum Tode zu bahnen. — Die Einimpfung der Kuhpocken ist jetzt auch keine ganz unbekannte Sache mehr. —

Die gewöhnlichen im Frühjahr und Herbst grassirenden Krankheiten sind das hitzige Fieber, das Faul- und Schleimfieber, Ruhr und Fleckfieber: doch sind die beiden letztern nicht alle Jahre epidemisch. Das hitzige Fieber ist für junge Leute nur selten tödtlich, aber desto gefährlicher für schwache und abgelebte Personen. Das Faulfieber rafft viele Menschen hinweg. Die Gelbsucht findet sich dann und wann bei den Deutschen. Ich weiß in einer Reihe von Jahren kaum 6 Beispiele

ſpiele davon; der Bauer kennt ſie gar nicht, weil er ſich nicht ärgert, keine fetten Speiſen iſſet und Bewegung genug hat. Aber Geſchwulſt und Waſſerſucht opfern manchen auf. Das Veneriſche Uebel und den Skorbut wiſſen ſie in ihrer Sprache mit keinem beſondern Namen zu belegen; ein Beweis, daß ſie beide vor der Ankunft der Deutſchen nicht gekannt haben. Sie bezeichnen ſie mit dem Nahmen der böſen Krankheit. Erſtaunen muß man billig, wenn man hört, daß hier und da von der veneriſchen Seuche halbe Dörfer angeſteckt ſind. Dieſes Uebel, das ſie ſehr verabſcheuen, ſo unvorſichtig ſie auch ſonſt dabei ſind, und das durch Verheimlichung, falſche Schaam und Unwiſſenheit noch vermehrt wird, ſchreiben ſie den Ruſſen zu. Mit Perſonen, welche vom Gifte ſchon angeſteckt ſind, iſſet, trinkt, ſchläft und badet der Ehſte ſonder alle Bedenklichkeit und Scheu. Man kann ſich die Wuth, mit welcher dieſes Gift bei den groben Nahrungsmitteln und erhitzenden Branntweintrinken um ſich greift, kaum vorſtellen, das durch den Mangel erfahrner Aerzte vergröſſert, und durch den Gebrauch verſchiedener Hausmittel, mit welchen ſich dieſes Volk bei äuſſerlichen Schäden hilft, darunter ſaure Milch, Krautlake, Dekokte und noch ſchmuzigere Umſchläge gehören, — es mag gerathen oder nicht, — verſchlimmert wird. Sich in eine ordentliche Kur zu begeben, reicht ſein Vermögen

nicht zu; zudem denkt er ohnehin nicht eher daran, als bis das Uebel schon am größten ist. Auch gegen diese Pest hat man hier von Seiten der Obrigkeit Vorkehrungen gemacht; wenigstens haben diese den Namen davon, und durch die Vorsorge mancher Gutsherrn und geschickter deutscher Wundärzte vermindert sich dieses Uebel, das nur noch hier und da im Verborgenen herumschleicht, jetzt immer mehr.

Unter den deutschen Einwohnern Ehst- (und Liefl-) Lands sind viele besonders mit dem Bandwurme geplagt, dessen Ursprung einige in dem häufigen Krebs- Fisch- und Fleischessen der Ehst- und Liefländer suchen wollen. Die Hämorrhoiden sind auch unter den Bauern nicht ganz unbekannt. Vom weissen Friesel hört man selten etwas; bei Wöchnerinnen und bei den Bauern gar nichts. — Alle hiesige Bäurinnen sind, wie überall, im Stande, ihre Kinder selbst zu säugen. Schon die Alten sahen es ein, wie widernatürlich und der mütterlichen Bestimmung und Zärtlichkeit ganz entgegen es sei, wenn die Mütter ihren zarten Kindern die säugende Brust versagen und durch Ammen sie tränken lassen. *) Ich freue mich allesmal, wenn ich ein junges kraftvolles Bauernweib ihrem

*) Man sehe nur z. B. Gellius Noct. Attic. L. XII. C. 1.

ihrem kleinen Kinde die volle strotzende Brust darreichen, und den zappelnden Säugling mit gierigen Zügen den stärkenden Balsam hinunterschlürfen sehe; so wie es auf der andern Seite wieder ein matter und unerträglicher Anblick für mich ist, wenn ich eine verdrießliche, zusammengefallene Amme einer andern Mutter Kind auf ihren Armen tragen und an ihre hängenden Brüste legen sehe. Und doch ist leider diese Gewohnheit auch vornämlich in Ehst- so wie in Liefland unter den deutschen Frauen sehr eingerissen. Die meisten sind theils aus Liebe zur eisen Bequemlichkeit, theils aus dem Vorurtheile, als schade das Selbstsäugen der Schönheit, theils aus Mangel der Brustwarzen, hierzu ganz unfähig. Nicht nur in allen adlichen Häusern, sondern auch bei dem Prediger-Stande, und in den Städten in den Häusern nur etwas bemittelter Bürger, findet sich diese Pest der Menschheit. Darum sind auch unter ihnen so viele Schwache, Lahme und Verkrüppelte, und bei dem Landvolke so viele rasche, eisenfeste, gerade und markvolle Jungen und Mädchen, nach welchen letztern so manchen wohlgemästeten Edelherrn gelüstet. — Was für ein Herz muß doch in der Brust derjenigen Mutter schlagen, die dem neugebohrnen hülflosen Geschöpfe, das durch seine Blicke nur sie um die Erfüllung ihrer Pflicht anfleht, ihre Brüste versagen kann? gabst du Natur, sie ihnen blos zum Reiz, oder zur

Zier-

Zierde ihres Körpers? — so müßtest du Bastarte erzeugen! —

Der Hochzeiten der Ehsten habe ich schon einigemal beiläufig erwähnt, und will sie nun hier etwas ausführlicher beschreiben. Ich habe vielen, sowohl Hof- als Bauernhochzeiten, persönlich beigewohnt, und jedesmal war es für mich ein Fest, ein wahrer Wonnetag, Theil an der Freude dieses armen Volks zu nehmen. Ach, es hat der frohen Tage so wenige! und an diesen seltnen wenigen Freudenfesten vergisset man mit ihm, durch wie vielе Anstrengungen, und unter welchen drückenden Lasten es sich dieselben erst hat theuer erkaufen müssen. — Alle Hofhochzeiten, d. h. solche, die auf dem Gute von Domestiken gemacht werden, richtet der Gutsherr aus, und bei keiner derselben kommt er unter 50 Rubeln davon, weil drei ganze Tage weder gespeiset und gezecht wird. Bauernhochzeiten in den Dörfern und Streugesinden, d. h. in einzeln stehenden Bauernhäusern, richten die Bauern unter einander selbst aus, ohne daß der Erbherr etwas weiteres, als seine Einwilligung dazu giebt. Im Ganzen sind die Gebräuche bei beiderlei Arten dieselben, ohne daß bei Hofshochzeiten alles glänzender und feierlicher hergeht. Uebrigens sind sie alle überein und auf einerlei Fuß gebauet: wer eine gesehen hat, hat sie alle gesehen. Der Vollmond hat dabei noch immer einen starken Einfluß,

und

und so wie sie die Verlobung am liebsten zur Zeit des Neumonds halten, so begehen sie ihr Hochzeitsfest selbst gern im Vollmonde. Eine Hofsmagd wird, besonders wenn sie schön und der Besitzer des Gutes unverheirathet ist, von ihm selbst dem Bräutigam übergeben: ja er läßt sie wohl gar in seinem Wagen zur Kirche fahren, wo der Bräutigam sie am Altare von seiner Hand empfängt. Die Ehstnische Nation liefert mitunter vorzüglich wohlgebildete und schöne Mädchen, und es werden viele von ihnen an Deutsche in Städten und auf dem Lande verheirathet, noch häufiger aber als Beischläferinnen verkuppelt. Nach den Gesetzen wird eine leibeigene Bäuerin frei, wenn sie einen freien Mann heirathet; und da ihr der Erbherrr dieses nicht verbieten kann, so wenden manche alle Kunstgriffe an, einen Deutschen von geringem Stande, einen Handwerksburschen, Küster ꝛc. für sich einzunehmen.

Die Cäremonien, welche vor der Hochzeit hergehen, und mit den sie den Anfang ihrer Eheverbindung machen, sind folgende: Wenn ein Mädchen die Jahre der Mannbarkeit erreicht hat, so ist ihr wichtigstes Augenmerk, wie das aller Mädchen, einen Mann zu bekommen. Sie denkt nun schon an den Brautstand, und fängt an, allerlei Vorbereitungen auf denselben zu machen. Sie macht nach und nach ihre ärmliche Ausstattung zurechte, strickt Strümpfe, Handschuhe, Strumpfbän-

bänder, wenn sie nur eine Stunde von ihrer Arbeit abbrechen kann, als Geschenke für ihre Hochzeitgäste und die Herrschaft, die sie denn natürlich dafür wieder, und zwar weit reichlicher, beschenken. Macht sie nun durch ihren Fleiß, Arbeitsamkeit und ihre wenige Habe, — denn selten bestimmt Liebe, sondern meistentheils Eigennutz, Gewinnsucht und Vortheil den Entschluß des ehelustigen Ehsten, — Eindruck auf das Herz eines jungen Kerls, und dieser will um seine künftige Geliebte anhalten; (welches gemeiniglich in der Nacht und beim Neumonde geschieht,) so schickt er durch ein Paar Freiwerber, seinen Vater oder seine Mutter nebst noch einem Bekannten, einige Maas Branntewein in das Haus seiner Geliebten, um ihre Gesinnungen zu erforschen. Gemeiniglich hat diese schon vorher durch ein altes Weib seine Wünsche erfahren, und der Liebhaber weiß auch fast immer durch dieselbe alte Kupplerin mit ziemlicher Gewißheit voraus, ob man seinem Anbringen Gehör geben werde. Der Gegenstand seiner Wünsche pflegt sich, wenn die Freiwerber kommen, gewöhnlich zu verstecken. Nun erfolgt der Antrag selbst, der auf das zierlichste etwa folgendergestalt vorgebracht wird: „Ein „Lamm, fängt einer von den Freiwerbern zu er„zählen an, oder ein Kalb, Vogel, (zuweilen nennen sie auch ein Schaaf, eine Gans, „u. a. m.) ist uns entkommen, und wir glauben, „daß

„daß es hieher gelaufen sei. Es hat uns viel Sor„ge gemacht, und eben dieses ist es auch, was „wir jetzt suchen. Wir bitten, seid uns zu dessen „Auffinden behülflich". Indessen ist die Braut heimlich herbei gekommen, oder auch zum Schein mit Gewalt herbeigezogen worden, und man biethet ihr und ihren Aeltern Branntwein. Trinken sie, so geben Vater, Muter und Tochter dadurch ihre Einwilligung, und es ist so gut wie unser Jawort, auch tritt das Mädchen nunmehr näher: trinken sie nicht, so passirt ein unvermeidliches Körbchen. Nunmehr wagt der Liebhaber schon in selbst eigner Person einen Besuch. Da es der erste ist, so dürfen die Geschenke nicht fehlen, welche in Eid, Bändern, Spitzen von unächtem Golde oder Silber u. d. gl., vornämlich aber, — was ihnen das leckerste ist, in Branntewein bestehen. Nun werden die Ringe gewechselt, es wird die Zeit der Trauung bestimmt, und — die Verlobung ist bei einem Glas Branntewein geschehen. Das ist denn auch zugleich die liebe Zeit, wo der Bräutigam das erstemal bei seiner Braut schläft, wo aber vielleicht seine Absicht eben nicht ist, eheliche Rechte zu genießen, sondern nur die verborgenen Eigenschaften seiner Braut, und ihr Benehmen bei Nacht zu untersuchen. Die frische gesunde Bauerndirne unterwirft sich dieser Untersuchung gerne, weil sie weniger nachtheilige Entdeckungen befürchten darf, als

man-

manche städtische Dame, welche ihre körperlichen Reize so lange zu verbergen sucht, bis sie den Mann hat, der dann hinterher oft seufzt, manche Wahrnehmung nicht früher gemacht zu haben. —

Endlich kömmt der Bräutigam zum drittenmale, und da wird recht tüchtig gezecht. Nunmehr hat er das Recht, seine Braut ungehindert zu besuchen, wo und so oft er will. Unter abermaligen Geschenken, vornämlich der Weiberhaube und des Kopfschmuckes, wird der Tag zur Hochzeit bestimmt. Sind die beiden jungen Leute einmal so weit, dann ists zum Zurücktreten zu spät, und wenigstens mit Kosten verbunden. Denn geht der Bräutigam ab, so muß er der Braut alle seine Geschenke lassen; tritt hingegen die Braut zurück, so muß sie die Geschenke doppelt bezahlen, und allen aufgegangenen Branntewein ersetzen. — Die meisten Hochzeiten werden im Herbste gehalten, weil der Ehste da am meisten zu essen hat, und sie sind desto zahlreicher oder einzelner, je nachdem die Aerndte reicher oder dürftiger ausgefallen ist. Ehe sie nicht vom Erbherrn Erlaubniß haben, dürfen und können sie weder proklamirt noch getraut werden. Daher ist nach der Verlobung ihr erstes Geschäft, bei dem Edelmanne auf dem Hofe um Erlaubnis und Genehmigung Anfrage zu thun. Dies geschiehet gewöhnlich kurz vor oder gleich nach dem Anfange

des

des Herbstes auf folgende Art: Der Liebhaber, oder auch zuweilen ein naher Verwander von ihm, kommt zu seinem Herrn, kratzt sich hinter den Ohren, und thut ganz verlegen, „lieber Herr, ich habe etwas verloren," — „Was hast Du denn verloren?" — Ach, es ist mir ein Stück „Vieh, (Kuh, Schaaf, Kalb, gleichviel welches,—) „entlaufen, und das suche ich." — „Wo ist es? „hast du es gefunden?" — „Ja!" — nun nennt er seine Braut und das Dorf oder Gut, wo sie her ist. Giebt der Edelmann seine Einwilligung, so schreibt dieser ihm zugleich einen Schein, den der Bräutigam dem Prediger zeigt, worauf dieser das Paar den nächsten Sonntag proklamirt. Bis jetzt geht das Mädchen noch immer im bloßen Kopfe mit der Binde um das Haar, oder dem Werk auf dem Kopfe, und nunmehr werden alle Anstalten zur Hochzeit gemacht. Die Gäste versammeln sich in des Bräutigams und der Braut Hause, der Zug nach der Kirche geht im Gallopp und unter Begleitung einer großen Menge junger Bursche und Mädchen, die theils reiten, theils fahren. Dabei wird gesungen, gejauchzt und frohlockt, und kommen sie vor merkwürdigen Oertern vorbei, als z. B. ehemaligen heiligen Haimen, oder Hügeln, Graben und Teichen; so muß die Braut etwas zum Andenken als ein Opfer hinwerfen. Dieser Aberglaube findet auch in der Walburgis Nacht und an einigen andern Tagen Statt.

Statt. Bei der Trauung tritt die Braut dem Bräutigam gern heimlich auf den Fuß, um ihre Herrschaft nicht ganz zu verlieren. Nach der Kopulation legt sie die Haarbinde ab und wird gehaubt, d. h. man setzt ihr eine Weiberhaube auf und erklärt sie eben dadurch zur Frau. Bei Hofshochzeiten thut dies meistentheils die adlige Dame oder ein Fräulein; bei Dorfshochzeiten die Mutter des Bräutigams oder eine andere Frau. Nun nimmt die Hochzeit ihren Anfang. Sie dauert gewöhnlich drei, bei Wohlhabenden auch wohl vier Tage. Schmausen und Zechen, Tanz und Musik, Hokus Pokus und Fidelsanz wechseln dabei auf die barockste Weise ab. Damit ich die dabei üblichen Gebräuche recht nach der Ordnung beschreibe, will ich eine Hofshochzeit erzählen, welcher ich auf dem Gute Peuth in Wierland selbst mit beigewohnt habe.

Der Bräutigam war der Hofsschuster und die Braut aus dem benachbarten Hulljallschen Gebiete. Die Hochzeit selbst fiel gerade auf Pfingsten: Hofsdomestiken binden sich nicht so streng an den Herbst, weil auf dem Hofe mehr Ueberfluß herrscht, als in den armen Hütten der Bauern. Sie dauerte vier ganzer Tage, denn der Herr richtete sie aus. Den ersten Feiertag war in der Katharinenkirche, unter welchem Kirchspiel sowohl Peuth als Hulljall stehen, die Trauung vor sich gegangen, und indessen in Peuth auf den

Em-

Empfang und die Bewirthung des neuen Ehepaars alles zurechte gemacht worden. Die Ankunft desselben erfolgte aber erst den dritten Feiertag; denn am ersten und zweiten waren die Hochzeitsfeierlichkeiten auf dem Hofe Hulljall eben so gehalten worden, als sie, wie ich eben erzählen werde, auf Deutsch vor sich gingen. Am dritten Pfingsttage nahmen sie ihren Anfang. Schon den Abend vorher waren von Hulljall einige Deputirte abgeschickt worden, welche in dem Hochzeitshause, einem Nebengebäude auf dem Hofe, die nöthigen Anstalten machen, z. B. eine Laube vor der Thür errichten, eine grüne Ehrenpforte bauen, das Haus mit grünen Büschen ausschmücken musten, u. s. w.

Den Dienstag früh etwa gegen zehen Uhr gieng der Lärmen an. Der Bräutigamsdiener, oder wie man ihn in Ehstland sehr vornehm nennt, der Marschall, (in der Landessprache Pejepois,) kam zuerst in vollem Kurier angeritten, und wurde zur Bewillkommung mit einigen Flintenschüssen von den Hofsbedienten begrüsset. Jetzt reichte man ihm eine volle Bierkanne, mit welcher er der Braut, die nunmehr von Hulljall im Anzuge war, ein Paar Werste entgegen ritt. Es läßt sich leicht vermuthen, daß in der Kanne nicht viel übrig geblieben seyn mag, und wenn der Kerl auch nicht so gesagt hätte, als er es wirklich that. Indessen war zu seinem Zwecke noch immer genug darin. — Der Zug der Braut mit

ihrem

ihrem Gefolge bestand aus siebzehen der kleinen vierrädrigen Bauernwagen. Derjenige, auf welchem sie mit ihrem Geliebten saß, war der erste und kam im schnellsten Gallopp des Pferdes zum Thore herein. Dieses bekam nun zur Bewillkommung vom Bräutigamsdiener jene Karre mit dem darin noch übrigen Biere an den Kopf geworfen. Eine, wie mir versichert wurde, und ich nachher selbst mehrmals gesehen habe, bei allen Hochzeiten übliche Ceremonie, deren Bedeutung ich aber, alles Nachfragens ungeachtet, nicht habe erfahren können. — Nun kam der übrige Zug in vollem Jauchzen und Jubel an. Voraus der Wagen mit dem Bräutigam und der Braut, dann ein anderer, auf dem der Dudelsackbläser saß, ohne welchem Lieblingsinstrument keine Freude vollbracht wird; endlich folgten die übrigen Verwandten und sämtlichen Hochzeitgäste, aber unter solchen Lärmen, Jagen und Schreien, daß man sie alle für betrunken halten mußte. Keiner von ihnen nahm den Hut ab, ungeachtet der Baron mit seiner ganzen Familie und mehrern Gästen an der Thür stand. So wie sie sich dem Hochzeitshause näherten, geschahen häufige Flintenschüsse, und die sämtlichen Hofsdomestiken empfiengen sie mit einem wilden und unordentlichen Geschrei in ihrer Sprache, wovon aber nicht ein Wort zu verstehen war, das man mir hätte verdollmetschen können, weil es von der Herrschaft

selbst

selbst niemand verstand. Ehe sie noch abstiegen, sprang zu allererst der Bräutigam vom Wagen, und nahm dem Pferde das Krummholz *) ab; dann kam die Reihe an die Braut, welche er herabhob. Das Krummholzabnehmen hat ebenfalls seine bedeutenden Ursachen, die in dem hiesigen Aberglauben der noch unaufgeklärten Nation tief verborgen liegen, welche aber niemand erklären kann. Jetzt zog unter fortdauerndem Gepfeife des kreischenden Dudelsacks der ganze wilde Schwarm ins Hochzeithaus, wo das Singen von neuem angieng und wacker getanzt wurde. Der Ehstnische Bauerntanz ist der simpelste von der Welt und bestehet aus drei Pas, welche in $\frac{3}{8}$ oder $\frac{2}{8}$ Takte gehen. Bei dem dritten Pas wird jedesmal mit dem Fuße stark aufgestampft.

Nachdem dieser Tanz über eine volle Stunde gedauert hatte, (wobei, so wie überhaupt die ganze Hochzeit hindurch, die Bauern ihre völlige Freiheit haben, zu thun und zu lassen, was sie wols

*) Ein bei der Russischen und Liefländischen Aufspanne unumgänglich nöthiger starker, in einen halben Zirkel gekrümmter Stock, der bei einspännigen Fuhrwerken über dem Halse des Pferdes hoch empor steht, einen Bogen bildet, und durch seine Elasticität die Kummetriemen in die Ziehstangen festhält und anklemmt.

wollen, zu lärmen, zu sausen und zu schreien nach Herzenslust, ohne daß ihnen vom Erbherrn etwas untersagt wird,) gieng der Zug unter Begleitung des Dudelsacks nach dem Saale des Wohnhauses, darin die Herrschaften und einige fremde Gäste sich alle versammelt hatten. Voraus ging ein Anführer mit dem bloßen Degen, der, sobald er an die Thür kam, noch ehe er eintrat, mit dem Degen an den vier Seiten der Thür das Kreuz schlug, wahrscheinlich, um die schädlichen Geister zu vertreiben. Jetzt gieng die Ceremonie der Haubung an. Die Braut setzte sich immer unter den kreischenden Tönen des schnarrenden Dudelsacks, mitten im Saale auf einen Stuhl, und um sie herum trat die ganze Menge der Hochzeitsleute. Eine ihrer Angehörigen, (bisweilen thut dies auch die Brautmutter oder eine verheirathete deutsche Weibesperson vom Hofe,) nahm ihr hierauf die Mütze ab, (es war eine dreitheilige mit rundem Deckel,) und fieng sie in Gegenwart unser aller auf das feierlichste zu kämmen an. Der Ehste hat eine ganz besondere Art von Kämmen. Sie sind von Holz und groben starken Schweinsborsten, gerade in der Form einer runden Bürste. Nachdem die Braut wacker durchgebürstet war, reichte eins von den Fräulein der Kämmerin eine neue schöne silberreiche Haube, welche diese der Neuverehlichten als ein ihr gemachtes Geschenk aufsetzte. Eben so bekam

sie

sie auch von dem Fräulein selbst eine neue Schürze umgebunden und zugleich eine Ohrfeige nebst einem Rubel. Ein ganz charakteristischer Gebrauch! — daß ja auch die kleinste Gefälligkeit an den Despotismus und die Leibeigenschaft erinnere! — Bei der erwiesenen Wohlthat liegt mir die Peitsche. — Doch wer weiß, vielleicht soll die Ohrfeige auch die Herrschaft des Mannes anzeigen, oder an die Vergehungen des ledigen Standes erinnern. Symbolisch und herrschend ist sie immer, sie bedeute auch was sie wolle. — Nach gegebener Ohrfeige nahm dieselbe Frau, welche die Braut gekämmt hatte, den Hut vom Kopfe des Bräutigams, der auf einem andern Stuhle neben der letztern saß, und setzte ihn der Braut dreimal auf, welche ihn aber eben so vielmal herunter zu werfen bemüht war, jedoch bei dem jedesmaligen Herunterwerfen wieder auffieng und festhielt, daß er nicht zur Erde fiel, als wollte sie sagen, daß von jetzt an der Mann ihr Herr und Haupt sei, dessen Herrschaft sie zwar verweigere und gleichsam abzuschütteln scheine, jedoch aber, weil es nun einmal nicht anders sei, sich gefallen lassen und leiden müsse, wenn sie nun den Mann behielte. Dies scheint das äusserst charakteristische Hutfesthalten anzudeuten. Hierauf wurde ihr auch ein neues Halstuch umgebunden, ebenfalls als ein Geschenk, ein Rubel auf den Kopf gelegt und nach einigen Minuten wieder herabgenommen; auch

zog sie ein Paar Handschuh an. Während dies sen seltsamen Cäremonien sangen die sämtlichen Hochzeitleute bei jeder einzelnen Handlung besondere Lieder in ihrer Sprache, die mir niemand zu übersetzen wußte. Ueberhaupt habe ich mehrmals die Bemerkung gemacht, und sie auch durch das eigne Geständniß der Vornehmern bestätigt gefunden, daß der Bauer in seiner Sprache weit stärker ist, als die ihn beherrschenden Deutschen. Diese verstehen gemeiniglich, etwa die Prediger ausgenommen, nur so viel von der Ehstnischen Sprache, als man zum Fortkommen im gemeinen Leben nöthig hat. Die Ursache hievon finde ich wohl darin, weil mehr die Deutsche, als die Ehstnische Sprache ihre Muttersprache ist. Doch habe ich mir einst von dem in der Ehstnischen Sprache ungemein starken Probst Gl. das bei einer andern Gelegenheit schon S. 68. angeführte Hochzeitliedchen übersetzen lassen:

Schmücke, schmücke Jungfrau dich!
Schmücke dich mit solchem Putze,
Der einst deine Mutter schmückte, u. s. w.

Nach allen diesen oben beschriebenen Ceremonien gieng das Tanzen wieder an. Die Braut hatte billig überall den Vorreihen und das Recht, jeden, wes Standes, Alters und Geschlechts er war, zum Tanz aufzufodern. Sie hält sich das nicht nur für eine besondere Ehre, wenn ihre Herrschaft mit

ihr

ihr Lärm, sondern sie hat auch noch davon den sehr einträglichen Gewinn, daß jeder, der mit ihr getanzt hat, nach geendigtem Tanze ihr einen halben oder Viertels-Rubel in die Hand drückt. Dieses Tanzen dauerte bis gegen ein Uhr Mittags. Jetzt begaben sie sich wieder ins Hochzeitshaus, wo sie hoch schmausten und den ganzen Nachmittag hindurch tanzten. Bei diesen Hochzeitsschmäusen herrscht die liberalste Gastfreiheit. Jeder, wer kommt, isset und trinket mit, so lange als etwas da ist. Geht das Getränke auf die Neige, so schiessen sie zusammen und lassen frisches kommen, wenn anders nicht der Herr freigebig ist. — Gegen Abend wurden die sämtlichen Hochzeitleute wieder in den Saal eingeladen, mit der Erlaubniß, bis um 10 Uhr zu tanzen. Den folgenden Tag dauerte das Singen und Tanzen, Essen und Trinken noch fort, und die ganze Feier endigte sich damit, daß die Gaben und Geschenke ausgetheilt wurden, welche die Braut in einem Korbe aufträgt. Sie bestehen in wollenen, selbstgestrickten Handschuhen, Strümpfen und Gurten, auch wohl Strumpfbändern und andern Binden. Das junge Weib gehet von Einem zum Andern, vom Gutsherrn bis zum jüngsten Kinde, zum Hofarbeiter, und wenn eben deutsche Gäste da sind, auch zu diesen, und theilt ihre Geschenke aus. Man giebt ihr dafür ein willkührliches Geschenk an Geld, das aber immer den Werth des Erhaltenen

übersteigt. Dabei wird ein Tisch mit Weisbrod und Branntwein gesetzt, wovon jedes nach Belieben essen und trinken kann. Nach der Gabenaustheilung, welche der letzte Akt bei jeder Bauernhochzeit ist, wird allenfalls noch ein Tänzchen gemacht und das Fest ist geschlossen. Von nun an gehet die junge Verehlichte als Weib in ihrer kleinen Haube, welche entweder eine gewöhnliche runde Deckelhaube ist, oder sich [illegible] in einen spitzigen über den Nacken herunter hängenden Zipfel endiget, und wohnt mit ihrem Manne im Dorfe; oder so dieser ein Hofsbedienter ist, am Hofe, unter einem Dache zusammen.

Mit ähnlichen Schmäusen feiern sie auch ihre Taufen und Begräbnisse. Zuerst von jenen. Ehe die Aeltern das Kind zur Taufe schikken, ist vorher ihre gröste und angelegentlichste Sorge, woher sie die Gevattern, deren sie gewöhnlich drei, hieweilen aber auch wohl zehen nehmen, bekommen sollen. Das thun sie nicht aus Interesse, denn es giebt keine Pathengefenntnisse, die im ganzen Lande weder bei Deutschen noch Bauern, so wenig als das Beichtgeld, gebräuchlich sind, sondern weil es bei ihnen so Sitte ist, die von ihnen auch die dortigen Deutschen angenommen haben. Sind sie damit in Richtigkeit und haben sie die bestimmte Anzahl voll, so werden sie vorher wacker mit Branntewein traktirt,

tirt, so, daß die lieben Gevattern bisweilen schon betrunken zur Kirche oder auf das Pastorat kommen. Arme, die zu solchen stärkenden Getränken, als die einzige Lockung und Belohnung für ihre übernommene Mühe, nicht allemal Geld genug haben, müssen lange suchen, ehe sie einige ihrer Brüder willig machen, das Kind zur Taufe zu bringen. Hofsdomestiken bitten nicht selten ihre Herrschaft, den Hofmeister oder den Kammerdiener des Guts zu Taufzeugen, und neben ihr noch sechs bis acht andere ihres Standes. Wegen Entfernung der Kirchen bleiben die Kinder gemeiniglich acht oder zehen, bisweilen vierzehn Tage und noch länger liegen, ehe sie getauft werden, und nicht selten geht die Wöchnerin schon den zweiten und dritten Tag wieder an ihre gewöhnliche Arbeit. Deutsche, besonders Personen von Range, lassen ihre Kinder allgemein vierzehn Tage bis drei Wochen liegen, ehe sie sie zur Taufe bringen. Dies scheint mir sehr vernünftig, weil doch indessen die kranke Wöchnerin sich etwas wieder erhohlen, und mit Theil an der Freude dieses Tages nehmen kann, auch nicht durch die Unruhe bei der Taufe, das Schmausen und das dabei übliche Lärmen, Laufen und Kommandiren, Kochen, Braten, Backen und Mörseln gestört wird, das insgemein die Kranke betäubt, und diese darüber vergessen, vernach-

lässigt

lässigt und kränker als vorher wird. *) — Von Wehmüttern oder Hebammen wissen unter den Bauern nur die wenigsten etwas. Von dem Kirchengange, welchen sie nach Beschaffenheit der Umstände, drei, vier, selten sechs Wochen nach der Entbindung halten, darf keine Sechswöchnerin in eines andern Haus, Hof oder Feld kommen. Das Wochenbette heißt in ihrer Sprache Winkelbette. Gemeiniglich des Sonntags bringen sie die neugebohrnen Kinder, welche die Woche hindurch in dem Kirchspiele gefunden haben, auf das Pastorat, wo sie getauft werden; denn keine Taufe geschieht auf dem Lande in der Kirche. Der Aktus selbst wird unter Beibehaltung der Lutherischen Katechismus-Formel, jedoch mit Auslassung des Exorzismus, auch in Ehstnischer Sprache, auf folgende Art verrichtet: Gleich nach geendigtem Frühgottesdienste, (denn Nachmittags ist nie welcher,) seltener Nachmittags zwei Uhr, finden sich die sämtlichen Gevattern in der Pfarrwohnung ein. Da bisweilen sechs bis acht Kinder auf einmal getauft werden, so ist die Menge der Gevattern gros, und der Ge-

ruf

*) Salzmann im Karl von Karlsberg, billigt es sehr, daß die Kinder ein Paar Wochen liegen, und tadelt es, daß man mit ihrer Taufe so eilt. Th. 4. S. 172.

auch unleidlich, welcher durch den manchen Kindern mitgegebenen Teufelsdreck noch unerträglicher wird; daher auch immer während der Taufhandlung geräuchert werden muß. Ich habe diesen Akt vielmal selbst mit beigewohnt, theils als Zuschauer, theils als wirklicher Taufzeuge. Einmal wurden fünf Kinder getauft. Der Tisch diente statt des Taufsteins, und eine Serviette statt des sonst üblichen rothen mit Spangen besetzten Scharlachs. Becken und Kanne waren wie gewöhnlich, nur nicht von Silber oder Zinn, sondern aus Messing. Der Küster war ebenfalls gegenwärtig. Die Gevattern traten sämtlich in einen Kreise um den Tisch herum, und der Vorsinger mit dem Rücken daran gelehnt, stand vor demselben. Die Taufformel wurde nicht bei jedem Täuflinge besonders, sondern über jeden mit Auflegung der Hände blos ein Stück derselben abgelesen: aber die Wasserbesprengung empfieng jedes Kind insbesondere. Ihres Aberglaubens beim Exorcismus habe ich im Vorigen erwähnt. Eins von den fünf Kindern hatte schon vorher von seinem Vater zu Hause die Nothtaufe erhalten, daher es nicht besonders von neuem mit Wasser übergossen wurde, sondern blos mit dem Vater Unser und dem Kreuzmachen vorlieb nehmen mußte, weil es sonst ein anabaptizatus geworden wäre. Die ganze Handlung dauerte ohngefähr eine halbe Stunde, und drei Uhr kamen wir erst an den

Mit-

Mittagstisch. Es waren auch noch zwei Leichen zu beerdigen, welches der Pastor eben durch den Küster verrichten ließ. —

Ein andermal stand ein gewisser Herr von P. mit zu Gevatter. Die Taufe wurde ebenfalls auf dem Pastorate verrichtet, und mußte, wie alle, da verrichtet werden, weil in seiner Parochie Kirche ein Taufstein ist. Mit dem Herrn von P. standen noch des Predigers zwei Töchter, und drei andere Bauern zu Gevatter. Weil es im Dezember und schon ziemlich dunkel war, mußte ein kleiner Junge zwei Lichte dabei halten. Der Herr von P. in rother Uniform, stand gerade vor dem Prediger, das Kind auf seinen Armen haltend, das von nun an seiner Sklaverei entgegenwuchs, und vielleicht jetzt schon mehrmals seinen Zorn empfunden hat. Neben ihm zur Rechten, einige Schritte davon, standen die drei Bauern in einer gebeugten demüthigen und wehmüthigen Stellung, als wenn sie es nicht wagten, der adlichen Atmosphäre näher zu kommen. Des Predigers Töchter traten gar nicht einmal mit hin. — Ist der Prediger selbst verreiset, oder hat er sonst Geschäfte, so verrichtet ohne Bedenken der Küster oder der nächste Hofmeister die Taufe. Es tragen sich dabei bisweilen wunderliche Ereignisse zu. Einst begegnete in N. während des Taufaktus dem Kinde des dasigen Webers derselbe Zufall, der Kaiser Wenzeln bei seiner Taufe soll begegnet sein,

es Bep. . ste sich, daß der liquor herabträufelte und auf der Diele hinfloß. Der Pastor H. . . . s konnte sich dabei des Lächelns nicht enthalten, welches ihm nachher von den Bauren sehr übel genommen wurde, aus dem Grunde, weil er mehrere Worte dabei verschluckt und folglich die Taufe — nicht ihre volle Kraft gehabt habe. — Ich selbst verrichtete einst in Oberpahlen in der Nacht auf eine sonderbare Weise eine Nothtaufe. Ich war nicht längst eingeschlafen, als etwas an meiner Thür arbeitete, sie aufmachte und herein kam. Es war der Bediente Martin, der von einem andern Hausbedienten, Nahmens Jaan, abgeschickt worden war und mich auf dessen Ersuchen bat, an seinem dem Tode nahen Söhnlein die Nothtaufe zu verrichten. Das Kind hatte die Flage, d. i. die Epilepsie. Auf meine Versicherung, daß ich der Ehstnischen Sprache nicht hinlänglich mächtig sei, entfernte er sich, kam aber bald wieder, und bat mich nochmals auf das dringendste, das Kind, das bald sterben würde, deutsch zu taufen. Ich stand daher auf, warf meinen Schlafrock über und verrichtete das Nothwerk in deutscher Sprache. Den andern Morgen starb das Kind. Der Bauer hat den Aberglauben, daß eine Taufe in deutscher Sprache nicht so kräftig sei, als in Ehstnischer, indessen doch besser als keine, weil sonst das arme Kind unmittelbar zum Teufel fahre. Uebrigens ist es im ganzen Lande der Gebrauch,

daß

daß sehr oft Kandidaten oder Hofmeister die Taufe verrichten, weil der Prediger oft 2 bis 3 Meilen entfernt wohnt, da sich denn im Nothfall der Bauer gern sogleich an seines Herrn Hofmeister zu wenden pflegt. Es war mein erstes und letztes Werk in der Art, und ich bekam von den guten Aeltern tausend Gottes Lohn angewünscht, daß ich ihr Kind, ehe es Schaden gefahren, getauft habe. — Bei dieser Gelegenheit erzählte mir der Herr Pastor H. dem ich den Vorfall melden muste, folgende hiesige Taufanekdote. Ein Prediger an der Kurländischen Gränze sollte etliche Kinder taufen, die ihm, wie gewöhnlich, des Sonntags gebracht worden waren. Zum Unglück war zwischen seinem Hause und denen, welche die Kinder brachten, ein breiter Fluß, der bei dem Eisgange, (denn es geschahe im Frühjahre,) nicht zu passiren war. Dies machte aber den Prediger nicht irre. Der Mann holt ein Sprachrohr und befiehlt mittelst desselben den Leuten, sich auf der andere Seite des Flusses ihm gegen über in Ordnung zu stellen. Ein Bedienter bringt darauf eine Bienenspritze und einen Eimer mit Wasser, aus dem er auf jedes Kind insbesondere hinüberspritzt, und dabei jedesmal durch das Sprachrohr die Taufformel so vielmal wiederholt, als es nöthig war. — Ein nahmhafter Prediger auf der Insel Oesel, der nunmehr todt ist, hatte die Gewohnheit des Fluchens an

sich

sich. Einmal wurde ihm auch ein Kind zu taufen gebracht, das unablässig schriee, und auch während der Handlung nicht aufhörte. K. fängt also an: „Ich taufe dich — ei so schrei du und der Teufel, — im Nahmen des Vaters, — halt's Maul Schreibold! — und des Sohnes, — ich wünsche, daß du [illegible], wo der Pfeffer wächst, — „und des heil. Geistes, — da hast du's weg du „Bärtenbinder!“ —

Die Kinder der Ehstinnen sind mehrentheils starke, volle und dauerhafte Kinder, mehr gelb und bräunlich als weiß, und haben alle weiße Haare: selbst ihre Geburt trägt den Stempel der Härte und Festigkeit an sich. Keine Ehstin gebiert auf dem Bette oder in einem Gebährstuhle; denn beides haben sie nicht. Die Gebährende tritt an den ersten besten Platz in der Stube hin, hält sich an einem Balken, Bettgestelle an der Tischecke, oder sonst irgendwo an, und läßt unter ihre Füße Heu oder Stroh legen. In dieser Stellung schüttet sie bei leichten Geburten das Kind gleichsam nur hin. Damit es aber nicht zu hoch falle und Schaden nehme, läßt sie sich auf die Kniee nieder und biegt den Unterleib hinterwärts aus. Bei schweren Geburten, wie ich im Vorhergehenden ein Beispiel angeführt habe, leiden sie oft die schrecklichsten Schmerzen, wobei blos ihre ungeschwächte, harte Natur sie ausdauern läßt. Ihre Kinder legen sie nur

eine

eine kurze Zeit in Windeln, und ihre Wiegen sind Schwingwannen, oder aus Brettern zusammengenagelte Kasten, die sie auch oft mit aufs Feld nehmen, und ohne Bedenken das noch zarte Kind im heissesten Sommer der Hitze und Luft aussetzen. Müssen solche Kinder nicht stark werden? nicht früh schon den Grund zu einem hohen Alter legen?

Bei deutschen Taufen werden wenig Umstände, doch auf dem Lande mehrere als in den Städten, gemacht. Die Gevattern werden als bloße Taufzeugen, an der Zahl zwanzig und mehrere, durch bloße Visitenkarten eingeladen, geben kein Pathengeschenk und heissen niemals Herr oder Frau Pathe; und darunter sind oftmals welche, die man in seinem Leben kaum einmal gesprochen hat, und vielleicht nie wieder sprechen wird. Auch giebt man in der Stadt selten einen Schmaus; auf den adlichen Gütern hingegen wird dafür desto wackerer gegessen und getrunken. Wenn die Gevattern aus der Kirche kommen, (denn das Haustaufen ist in Städten weniger im Gebrauche als auf dem Lande,) welches 11 oder 12 Uhr geschieht, so statten sie der Wöchnerin ihren Glückwunsch ab, geniessen etwas Wein, Chokolat, Torte, Konfekt oder anderes Bakwerk, während die Wöchnerin nach der strengsten Etikette und in vollem Staate im Bette sitzt, wenn sie sich auch noch so wohl befindet; nachher wird

noch

noch Punsch herumgegeben; und dann geht jedermann nach Hause. Handwerksleute geben denn doch wohl Abends noch einen Schmaus, nach dessen Endigung, wie billig, das Spiel nicht fehlen darf. Bei den Adlichen gehet alles natürlich viel glänzender her, da wird Tafelmusik gemacht und bei Punsch und Bischoff bis tief in die Nacht hinein getanzt. Die Wochenbesuche sind hier eben so häufig im Gebrauche als in Deutschland, und es vergeht selten ein Vor- oder Nachmittag, an dem die Wöchnerin nicht von einer Menge Besucher bestürmt wird, wobei sie sich immer sitzend im Bette halten muß. Vormittags pflegen die Herren, Nachmittags die Damen ihre Aufwartung zu machen.

Ich komme zu den Begräbnissen der Ehsten. Bei denselben haben sie ebenfalls wunderliche Ceremonien. Im Allgemeinen machen sie sich wenig aus dem Tode, und auch eben nicht viel daraus, wenn einer ihrer Freunde oder Anverwandten stirbt. Ihren alten und kranken Aeltern Vorwürfe zu machen, daß sie die andern dadurch von ihrer Arbeit und ihrem Brode abhielten, statt sie mit möglichster Sorgfalt zu pflegen, sind häufige Vorfälle. Manche freuen sich auf den dabei üblichen Begräbnisschmaus, ob er gleich noch so mager ausfällt. Ihr Trost bei ihrer Angehörigen Abschiede aus dieser Welt ist gewöhnlich der, daß der Verstorbene nunmehr allem Kummer, Mü-

he und Arbeit entgangen sei. Ihr Wunsch ist, daß seine Seele bei Gott ruhen möge. Ihren Todtengräber und Sargmacher oder Tischler brauchen sie nicht, haben ihn auch nicht. Jeder ist hierin des Andern Diener, der Vater des Sohne, und dieser jenem; sie machen einander Sarg und Grab. Die Leiche wickeln sie in Leinwand; Armen ziehen sie nichts als ein Hemd an, und den Weibern binden sie eine Schürze um. Dabei geben manche dem Todten allerlei mit auf den Weg, davon er sich auf seiner weiten Reise beköstigen könne. Auf seine Brust, so wie nach seiner Beerdigung auf sein Grab, kommt ein hölzernes Kreuz. Haben sie weit nach der Kirche, so wird der Sarg auf einen Wagen, und im Winter auf einen Schlitten gelegt, und so auf den Kirchhof gebracht. Die Beerdigung geschieht in aller Stille blos unter Absingung einiger Verse aus einem Sterbeliede. Nur der Prediger und Küster sind dabei; oft verrichtet sie auch der letztere allein. Während dem Gesange wird der Sarg eingesenkt, und nun wirft einer von beiden drei Schaufeln voll Erde ins Grab, mit den Worten: von der Erde bist Du geschaffen, — zur Erde wirst Du werden, — bis Dich Dein Erlöser einst wieder aus der Erde erwecken wird. Dieser Gebrauch ist freilich mehr für die Umstehenden als für den Todten erbaulich. Auch die übrigen Leichenbegleiter wer-

werfen unter allerhand guten Wünschen etwas Erde ins Grab: doch geschieht dies letztere nur in einigen Gegenden. Dann wird bei noch immer offnem Grabe über den Todten der Seegen gesprochen, und alles dies bei jedem Tagebegräbnisse in ganz Ehstland beobachtet, denn Nachtbegräbnisse finden auf dem Lande so wenig als in Deutschland auf den Dörfern Statt. In manchen andern Gegenden schlagen sie, so bald die Leiche aus dem Hause ist, einen Nagel in die Thürschwelle; zu welchem Ende, und unter welcher Bedeutung, habe ich nicht erfahren können. Vom Trauern durch Kleider wissen sie nichts: man müßte denn dies dahin rechnen, daß die Ehstinn ihr silbernes Brustschild einige Zeit nach dem Tode ihres Mannes, oder sonst eines Verwandten, umgekehrt trägt. Die Verstorbenen halten sie in großen Ehren und in werthem Andenken: viele feiern jährlich den zweiten November zu deren Gedächtniß ein stilles Fest, wobei sie des Nachts den Verstorbenen Speisen auftragen, damit die abgeschiedene Seele nicht verhungere. Ist etwas davon verzehrt, so freuen sie sich darüber, ohne zu fragen wie und durch wen. Sie laden sie auch wohl bei ihren Namen in ihre Badstube ein, ihr größtes Vergnügen: baden sie namentlich und nöthigen sie dann zum Essen. Doch diese und einige andere dergleichen Possen machen nur die allereinfältigsten unter ihnen. Die Vernünftigern haben davon bessere Begriffe,

und

und verabscheuen dergleichen Albernheiten. — Einst sah ich auch zwei Füße eines Bauern begraben, der noch lebt. Er hatte sie erfroren, und sie waren ihm abgefallen. Sie wurden dem Prediger zugleich mit der Leiche eines Kindes gebracht, und der Kerl, welcher den Leichnam brachte, fragte bei den Prediger an: „ob er wohl so gut seyn, und zugleich zwei Beine mit begraben wollte?“ Das geschah. Muß das nicht ein trauriger Gedanke seyn, leben, und seine Füße im Grabe verfault wissen! Der Unglückliche fuhr nachher auf einer kleinen Karre herum und bettelte.

In einem Lande, wo bei den untersten Volksklassen die tiefste Armuth, verbunden mit Niederträchtigkeit und Tücke herrscht, wo noch dazu die gerichtlichen Strafen nicht die strengsten und härtesten sind, wundert man sich billig über die große allgemeine öffentliche Sicherheit, über die Seltenheit ansehnlicher Diebstähle, des Mordens und Straßenraubes. Nach Verhältniß der Größe, Weitläuftigkeit und Ausdehnung der Wälder, der Entlegenheit der Güter, Pastorate und Postirungen, hört man nur selten etwas von Straßenraube, Mordthaten, gewaltsamen Einbrüchen und großen Diebstählen, am wenigsten auf dem Lande, so daß der Gedanke an Gefahren dieser Art und die Furcht dafür, fremd sind. Auch sind andere ähnliche Verbrechen nicht so häufig als in manchen andern Ländern, oder doch

wenigstens eben nicht häufiger. Daher sieht man täglich einzelne Reisende in den dichtesten Wäldern nicht nur bei Tage, sondern selbst in der Nacht, ohne Stock, Gewehr oder Begleitung, in den gefährlichsten Gegenden gehen. Bei aller Sorglosigkeit wohnt man sicher in seinen Häusern, an denen man in der Nacht weder Thüren noch Fenster verriegelt. Alles steht offen, selbst die Schränke mit den Juwelen und Silbergeschirre. Niemand denkt daran, daß er bestohlen werden könne. Woher diese ungewöhnliche Erscheinung? den Deutschen, der sich als ein freier Mensch weit über jeden Bauer erhaben dünkt, hält sein Stolz von dergleichen Verbrechen zurück, wohl mehr als die Religion und Moral, die sonst auch Friede predigen. Der Ehste, wie der Lette, wenn er nicht durch langen Aufenthalt in den Städten verderbt und liederlich gemacht worden war, ist selten zu Ausschweifungen dieser Art geneigt. Seine natürliche Trägheit, der eiserne Druck und die in der Leibeigenschaft gegründete Furchtsamkeit, wodurch alle Schwingen des Geistes und alles Kraftgefühl gelähmt werden, machen ihn selten zu kühnen Unternehmungen fähig. Hiezu kommt eine gewisse Ehrfurcht und Scheu gegen die höhern Stände, die dem Landvolke mit der Geburt und durch die Kinderzucht eingeprägt wird, und die auch des Nachts und auf offener Landstraße ihre Wirkungen äussert. Ein gebietendes Wort im

herrscher Tone gesprochen, vermag oft mehr als die beherzteste Gegenwehr, wozu aber freilich schon einige Fertigkeit in der Ehstnischen Sprache erfodert wird. Zudem hat selten einer nöthig, viel zu stehlen. Wer nichts mehr hat, der kommt zu seinem Erbherrn; dieser muß ihn unterstützen und ernähren. Und die Deutschen finden allenthalben ihr Brodt: sie dürfen nur von Gute zu Gut, von Pastorate zu Pastorat ziehen, so finden sie nach der hiesigen rühmlichen Gastfreundschaft jederzeit gütige Aufnahme und mitleidige Herzen. In Liefs und Ehstland stirbt keiner aus Hunger, und braucht folglich auch nicht deswegen zu stehlen oder zu betteln. Die öffentliche Sicherheit ist daher ein Vorzug, auf den in der That das ganze Land vor sehr vielen andern Ländern stolz sein kann, und sie ist die Grundlage aller bürgerlichen Glückseligkeit. Sind ja zuweilen die Straßen unsicher, so kommt dies weniger auf die Schuld der Ehsten als vielmehr der Russen, die sich für Geld eher todschlagen lassen, wenn sie nur wissen, wo welches zu erhaschen ist. So hatten vor etwa 8 Jahren zwei Russische Postsoldaten einen Bauer aus dem Hallikschen Gebiete, bei dem sie Geld merkten, auf der Straße angefallen, auf das jämmerlichste zerprügelt, ihm das Geld entwendet, den Kopf und die Füße ganz zerschlagen, so daß das Blut von ihm strömte, ihn an dem Schweif ihrer Pferde gebun-

bunden, und so mehr als eine Meile weit hinter sich her schleifen lassen. Sie kamen sogar — welche Frechheit! — selbst mit ihm auf das Gut, um sich vor dem Besitzer desselben zu rechtfertigen, als wenn sie den Bauer für einen Läufling, (Entwichenen,) gehalten, und in der Absicht, ihn seinem Herrn wieder zuzustellen, fortgebracht hätten. Die Kerle sahen wie Erzräuber und Mörder aus. Weil sie Postsoldaten waren, und als solche im Dienste der hohen Krone standen, durfte niemand Hand an sie legen. Der Major v. Pillar schrieb aber an das Regiment nach Reval, wo sie Spießruthen laufen mußten. Diese Nation allein ist es, welche zuweilen das Land noch etwas unsicher macht. Ausserdem aber hat man weder in der Nacht noch bei Tage, selbst in den größten und abgelegensten Wäldern, etwas zu befürchten. Hierher gehört auch noch folgender Vorfall: Ein Bauer von dem Gute Nurms wurde von seinem Herrn in die Stadt geschickt, um Küchenbedürfnisse zu kaufen. Es war im Winter und er fuhr mit dem Schlitten. Vierzig Rubel an baarem Gelde und beinahe eben so viel in Banknoten hatte er zum Einkauf mitbekommen, die er in einem Kistchen, das auf dem Schlitten gebunden war, verwahrt hatte. Vier Werste von Reval macht er bei einem Kruge Halt, um ein Schälchen d. h. ein Glas Branntewein, zu trinken, gehet hinein und läßt den Schlitten

vor der Thür stehen. Als er wieder herauskommt, ist das Kästchen weg, die Stricke sind losgeschnitten, und in der Ferne sieht er zwei Kerle in den Busch laufen. Nach Aussage des Krügers waren es zwei Matrosen, die kurz vorher im Kruge Branntewein getrunken hatten. Der erschrockene Bauer fährt vollends in die Stadt, zeigt den Vorfall bei dem Weinhändler Hippius an, und dieser meldet ihn auf der Admiralität. Da man wuste, daß die Matrosen von den Schiffe Jaroslaw waren, so bekam der Kapitän Befehl, sogleich seine Mannschaft zu versammeln. Zwei Mann fehlten, es wurde nach der Vorstadt in alle Schenken und Traiteurs geschickt, und man fand sie endlich in einem Artell *) mit einander begriffen. Sie wurden sogleich in Verhaft genommen, verhört, bedroht, gestanden aber nichts. Darauf bekamen sie die Plette, d. i. etliche Hundert Hiebe mit kleinen dünnen Stöcken auf den bloßen Leib, gestanden aber noch nichts. Der Kapitän sagte, daß es nunmehr gefährlich für den Herrn von M. sei, denn wenn die Kerle auch den zweiten Grad der Strafe, womit er

*) Ein russisches Wort. Es heist eine Gesellschaft von mehrern Personen, die in Absicht ihrer Köst oder Kasse gemeinschäftliche Menage machen, und zusammen auf gleiche Kosten leben.

er sogleich den Versuch machen lassen wolle, aus. hielten; so müsse er ihnen nicht nur Schmerzgeld geben, sondern auch die Kur bezahlen, und noch eine besondere Strafe erlegen. Sie wurden dem zu Folge an einem Pfahl gebunden und bekamen auf den [illegible] roth und blau aufgelaufenen Körper noch die Katze, d. i. Hiebe mit einer in ganz Rußland gewöhnlichen kurzen aber starken Strafpeitsche, wovon die Haut aufspringt. Beim 15ten oder 20ten Hiebe gestanden sie den Diebstahl ein, und brachten von dem Gelde noch etwa 20 Rubel. Das übrige wurde ihnen nach und nach von ihrer Löhnung abgezogen.

Es giebt in Ehstland noch eine Klasse von Einwohnern, welche zwischen dem eigentlichen Bürger und dem leibeigenen Bauer in der Mitte steht, und gleichsam den Uebergang, die Abstufung zwischen beiden macht, — die sogenannten Halbdeutschen und freien Leute, welche theils in Städten, theils aber und weit häufiger auf dem Lande unter den Gütern der Edelleute, und in den kleinen Flecken oder Landstädten wohnen. Es ist dies meistentheils das liederlichste und unwissendste Gesindel, der Auswurf und faulste, unnützeste Theil der Nation. Man versteht darunter gewöhnlich unzünftige Handwerker, entlaufene Lehrburschte aus den Städten, oder frühbeweibte Gesellen, Pfuscher und Stümper in ihrer Profession; Hennentreiber, die sich zu

vor

vornehm dünken, zu arbeiten, zu faul sind, zu dienen, also eine Art von honetten Bettlern sind, und als solche im Lande herumziehen; Wirthe in den Schenken auf dem Lande, Güter-Verwalter oder Amtleute; Hausirer, die sich mit Schacher und Betrug nähren; Schreiber und verdorbene Fabrikanten, die bei adliche Gutsbesitzer in Dienste gehen; freigelassene Letten, Russen und Ehsten, u. dergl. m. So sehr sich alle diese weit über die Bauern erhaben dünken und den Ackerbau verachten; so stehen sie doch im moralischen Werthe weit unter ihnen. Jene werden durch die Sorgfalt ihrer Prediger doch einigermaßen ausgebildet, durch die Strenge ihrer Erbherrn zum Arbeiten angehalten und gezwungen, indeß diese ihre Freiheit nur dazu benutzen, ungestraft müssig zu gehen und liederlich seyn zu dürfen. Dieser gemeine Haufe der Deutschen, oder wie sie im Lande durchgängig genannt werden, Halbdeutschen, ist daher fast überall der roheste und unwissendste, und wird in Kenntnissen der Moral und Religion von gut unterrichteten Bauern und deren Kindern in den meisten Kirchspielen weit übertroffen. Diese lernen doch in den Ehstnischen Katechisationen und bei den Lokalvisitationen so viel, daß sie nothdürftig in der Fastenlehre bestehen, und wenigstens die fünf Hauptstücke des Katechismus auswendig wissen. Jene hingegen verstehen oft nicht einmal recht Deutsch, und können

nen

nen meistens weder lesen noch schreiben. Ihre Niederträchtigkeit und allgemeine Armuth machen, daß Erziehung und Bildung unter ihnen kaum dem Nahmen nach bekannt sind, zumal bei dem Mangel an guten deutschen Landschulen, und der elenden Einrichtung der wenigen, die noch da sind. Und wenn nicht viele unter ihnen ihre Kinder nach den Städten ins Handwerk lieferten, so wären sie ungezweifelt dem Staate mehr zur Last als zum Vortheil. Zwar sind sie die Pflanzschule der deutschen Dienstboten, aber eben deswegen giebt es auch nirgends faulers und lüderlichers Gesinde von Deutschen als in Ehst- und Liefland. Dies ist auch die Ursache, daß der Adel zu seiner Bedienung gröstentheils welche von seinen eignen Leuten nimmt, durch die er zwar besser bedient wird, aber auch dadurch dem Ackerbau viele nützliche Hände entzieht, und die Dürftigkeit und Dienstlosigkeit jener freien Deutschen befördert. Beinahe noch schlimmer daran sind die Freigelassenen. Sie haben keinen Herrn mehr, und niemand sorgt für sie, kein Mensch will sie haben noch aufnehmen, und wenn sie nicht recht fleißig und arbeitsam sind, so ziehen sie als Tagediebe im Lande herum, und sind demselben zur Last. Die Schulen in den kleinen Landstädten und Flecken für diese gemeinen Deutschen und freien Leute Russischer, Ehstnischer oder Lettischer Nation, die sich zu den Deutschen halten, heißen zwar Bürgers

gerschulen; aber die Lehrer derselben sind meistentheils selbst solche Herumtreiber, von schlechten Kenntnissen und noch schlechtern Sitten, denn sie machen selbst mit einen Theil jeder lüderlichen Halbdeutschen aus, von denen das Land wimmelt, und die der Abschaum, und der verworfene Theil der Nation sind. Jeder verdorbene Handwerker, verlaufene Jäger oder Friseur, jeder aus dem Dienste gejagte Schreiber oder Verwalter will, wenn er nicht anders unterzukommen weiß, ein solcher Schulhalter werden. Dergleichen verlaufenes Gesindel kann unmöglich die Jugend bessern. Sie sind eine Pest für das Land und verderben die heranwachsende Generation. Manche von ihnen machen auch gegen ein Spottgeld und freies Essen und Trinken den Informator bei den bemittelten Bürgern auf dem Lande, bei wohlhabenden Gutsverwaltern, Disponenten, Inspektoren der Güter, Fabrikunternehmern, u. s. w. Diese muß man nicht verwechseln mit jenen Halbdeutschen, denn sie sind großentheils honette rechtliche Leute, und machen den eigentlichen Deutschen Bürger auf dem Lande aus, da jene weiter nichts als faule Bäuche und Landstreicher, schlechte Arbeiter und der Auswurf der Deutschen sind. Diese schädliche Klasse von Menschen nebst den noch hier und da, allen Gesetzen zum Hohn, geduldeten Zigeunern, sind es, welche das moralische und ökonomische Verderben des armen

Bau-

Bauern befördern, ihm seine wenige Haabe noch ablockern und Sand in die Augen werfen, da es ihr Hauptnahrungszweig ist, ihn zu betrügen, zu äffen, und von seinen Lastern, seiner Einfalt und Vorurtheilen Gewinn zu ziehen. Weit unterschieden von diesen Deutschen ist der eigentliche deutsche Bürger in Städten und Flecken, und dem in Deutschland wohnenden keinesweges nachzusetzen. Sie sind, (die Kaufleute ausgeschlossen,) theils Krämer und Bauernhändler, d. i. die mit solchen Waaren und Bedürfnissen handeln, deren das Landvolk bedarf, und dafür von diesem wieder allerlei Produkte eintauschen; theils Künstler und Handwerker. Nur daß der immer mehr überhand nehmende Luxus sie kaum so viel erwerben läßt, als sie nöthig haben. Manche Schuhmachers- und Schneiderefrau geht in Seide und mit einem Kopfputze einher, der sie kaum von der vornehmsten Dame unterscheiden läßt. Es herrscht unter dieser Klasse ein Aufwand und eine Verschwendung im Essen und Trinken, Kleidung, Möblement, Equipagen und Besuchmachen, der in Deutschland nirgend seines Gleichen hat, aber eben nicht selten jene heimliche Armuth, jenes glänzende Elend, das bei diesen Leuten jeden aufmerksamen Beobachter nach einiger Bekanntschaft in die Augen springt, befördert. Daher so viele Bankerotte, so mancherlei Schleichwege und Betrügereien,

reien, um jenen Mangel und das sichtbar werdende Elend zu decken. Der Bürgerstand in Ehstland, d. h. die Professionisten und Handwerker, würde wegen des Vorurtheils von der Güte deutscher Arbeit und besserer Waare, die das Auge täuscht und häufig gesucht wird, noch der glücklichste und nahrhafteste seyn, wenn der Luxus weniger und der Hang zum Vergnügen und Wohlleben nicht so allgemein unter diesen Leuten wäre. Ein einziger Tag, auf den der Handwerker Wochen und Monate gespart hat, nimmt den Verdienst wieder weg, opfert ihn theils der Pracht und Mode, theils aber der Schwelgerei auf, und die Dürftigkeit, in welcher er sich am Abend eines solchen Tages wieder siehet, wird der Sporn zu neuer Betriebsamkeit. An dieser Krankheit liegt vornämlich der Ausländer, — der Deutsche darnieder, der durch die Güte und Fogen seiner Arbeit alles an sich reißt, sich jüdisch dafür bezahlen und zum Stolz verleiten läßt. Fast jeder deutsche Künstler und Professionist, der nach einigen Jahren sich aus der Armuth, in welcher er ankam, herausgerissen hat, fällt auf dieses Extrem, und bedeckt nicht selten mit einer Art von Unverschämtheit seinen Betrug. Eine Folge davon ist der üble Ruf und das Mißtrauen der Ehsten und Russen gegen den Deutschen, den das Vorurtheil über die ganze Nation verbreitet. Der Russe ist bei weitem nicht so stolz und unverschämt

als der deutsche Handwerker, läßt eher mit sich handeln, und ist, was man bei dem wenigen Verdienste, der ihm von dem Ausländer gelassen wird, kaum erwarten sollte, fast durchgehends wohlhabender.

Weit von der Stadt abgelegene Güter empfinden eine eigne Art von Beschwerde und Verlegenheit durch den Mangel an deutschen Handwerkern auf dem Lande. In Ländern, wo alle zwei Meilen eine Stadt liegt, behilft man sich freilich recht gut ohne Landische Handwerker; sollte man aber um jeder Kleinigkeit willen nach der Stadt schicken, so wäre es höchst beschwerlich, zumal in Kreisen von zwanzig Meilen im Durchschnitte, die nicht mehr als eine Stadt haben. Aus diesen Gründen werden in Liefund Ehstland auch Professionisten auf dem Lande geduldet, die freilich von den städtischen Meistern, wie überall verachtet und gedrückt werden, obgleich manche bessere Arbeit liefern als die letztern. Wo auf dem Lande Handwerker wohnen, da finden die Bauern leichtern Absatz ihrer Produkte, selbst solcher, die ein Entfernter niemals nach den Städten führen kann, als Holz, Stroh, Heu. Die Professionisten ersetzen mithin da, wo sie wohnen, einigermaaßen den Mangel der Städte, weil dadurch die umliegenden Bauern immer Gelegenheit finden, etwas zu verdienen. Landische Handwerker gehören also so lange, bis

Ehst-

Ehstland mehr Städte bekommt, mit zur Aufnahme des Landes, nicht blos wegen mehrerer Bequemlichkeit für die Deutschen, sondern auch um der Bauern willen. — Hat ein Gutsbesitzer in seinem Gebiete Erbleute, die mit Schneider-, Böttcher-, Tischler-, Schuhmacher-ꝛc. Arbeit umzugehen wissen, so haben die deutschen Meister zwar nicht die Macht, ihm zu untersagen, sich von jenen das Nöthige verfertigen zu lassen; allein sie wollen nicht leiden, daß dergleichen Bauern für Fremde arbeiten. In Deutschland arbeiten die Deutschen, in Rußland die Russen; aber in Ehst- und Liefland nicht die eingebohrnen Landesbewohner, sondern Fremde, und diese setzen ihre Preise nach Gutdünken, verbieten jenen die Arbeit und zwingen sie wohl gar, ihre Bedürfnisse von ihnen zu nehmen. Die Bauernarbeit kömmt freilich der Deutschen nicht gleich, aber sie ist auch, so wie die der Russen, ungleich wohlfeiler. Indessen arbeiten die Bauern auf der Insel Dagö, (Dagden,) recht gut, sie haben Genie und Anlage zu allen Professionen: ohne allen Unterricht, durch bloßes Abstehlen, finden sich unter ihnen geschickte Silberarbeiter, Schlosser, Büchsenschmidte u. d. gl. Daß die Ehsten sich ihre Kleidungsstücke und Hausgeräthschaften alle selbst machen, habe ich an einem andern Orte gesagt. Für Reisende ist es eine große Bequemlichkeit, wenn sie einen Bauern-

schmidt

schmidt, Stellmacher oder Schuster antreffen, weil sie nicht allemal sogleich auf den Lande deutsche Handwerker haben können. In manchen Kirchspielen, ja unter den meisten Gütern, muß man vieles aus Mangel an deutschen Professionisten von Bauern machen lassen, besonders Schmiedes und Zimmerarbeit. An Pflasterern fehlt es gänzlich: als daher vor mehreren Jahren die Stadt Pernau neu gepflastert werden sollte, muste man die Pflasterer dazu aus Lübeck verschreiben. — Man hat wohl eher Glocken, die auszubessern waren, zu Schiffe nach Danzig oder Deutschland schicken müssen. Kein Deutscher Meister nimmt gern einen Ehsten als Lehrjungen, vielweniger als Gesellen in seine Dienste, weil der Eigennutz ihn fürchten läßt, daß ihm dadurch etwas an Verdienst abgehen werde, und weil es das Handwerk für entehrend hält, einen Leibeignen auszulernen, und ihn mit am Tische zu haben. In ihren Schragen steht ausdrücklich mit, daß kein Deutscher mit einem Bauer zugleich arbeiten soll, und doch arbeiten z. B. die Maurer unter den Bauern eben so gut als die Deutschen Meister und Gesellen; sie führen Gewölbe und vortrefliche Schornsteine auf, aber an einer bloßen Mauer sollen sie nicht mit stehen können. Wenn daher Edelleute bauen lassen, so werden den deutschen Meistern die Bauernarbeiter als bloße Handlanger zugesellet, und jene geben sich dann gern den Nahmen eines Baumeisters,

weil

weil sie gleichsam nur die Aufsicht haben, den Riß machen und anordnen, was die Bauernmaurer und Zimmerleute ausführen. Und doch befindet sich mancher deutsche Meister sehr wohl dabei, wenn er einen Bauer findet, der ihm gegen einen unbedeutenden Lohn zum wenigsten aus dem Gröbsten vorarbeitet, wobei er nicht nur manchen Gesellenlohn erspart, sondern von dem Bauherrn auch eben so gut bezahlt wird, als wenn er den Bau mit eignen Gesellen aufgeführt hätte.

Bei dem geringen Aufwande, den der gemeine Russe und der Bauer macht, können beide freilich alles weit wohlfeiler als der luxuriöse Deutsche arbeiten. Dieser läßt sich seine Arbeit unerhört theuer bezahlen, in einem Lande, wo man alle Mundbedürfnisse weit wohlfeiler als an andern Orten kauft. Die Ursache habe ich bereits angeführt. Viele der Deutschen Künstler und Professionisten in den Städten, und zum Theil auch auf dem Lande, vergessen ihren Stand, und machen einen Aufwand, der noch für wohlhabende Kaufleute groß genug seyn würde; aber sie arbeiten desto weniger. Meine Leser würden sich in manches Handwerkers Zimmer über die Pracht der Möbeln, den Glanz und Geschmack, der darin herrscht, wundern. Kronleuchter für 50 Rubel, Fortepiano's für 200 bis 300 Rubel, an welchen die Mamsell Tochter sitzt und eine

Haid-

Haidnſche oder Mozartſche Sonate ſpielt, Spiegelſchränke von Mahagoniholze, Sopha's und Ottomannen mit Stahlfedern, ſind in den Häuſern dieſer Leute nichts ſeltenes. Manche fingen mit leerer Hand an, und beſaßen nach einigen Jahren die ſchönſten Häuſer in der Stadt. Und vielleicht verbraucht die ſtolze Frau Meiſterin, die hier überall Madam heiſſet, in ihrem Hauſe jährlich mehr Kaffee, als ein ganzes Städtchen in Schweden. Manche hat ihre zwei, drei Stubenmädchen, nimmt Nachmittags in ihrem Zimmer Beſuch an und wird am Spieltiſche gefunden. Die Geſellen allein verfertigen die Arbeit, der Meiſter ſetzt ſich ſelten, höchſtens des Vormittags, zu ihnen, iſt in ſeinem eignen Zimmer, und erhebt ſich nach gehaltener Mittagsruhe in einen Klubb oder Harmonie auf einem öffentlichen Hauſe oder in einem Garten, wo nach Anleitung der vorgeleſenen Zeitungen, Europens und ſeiner Vaterſtadt Wohl oder Wehe entſchieden wird. Es kann ſo nicht anders ſein: würde er ſeine Lebensart ändern, ſo könnte er in der Stadt, die landiſchen Meiſter aber von ihrer Gegend, und auch der Bauer von kleinen Nebenarbeiten, einen reichlichen Verdienſt haben. Mancher rechtſchaffene Mann muß ſeinem Unterhalt weit mühſamer bei ſeinem Erbgute durch Oekonomie und Ackerbau erwerben, während viele Handwerker ſich blos durch ihre Geſellen ernähren laſſen.—

In

In Reval, Pernau, Narwa, und andern Städten bestimmt die Polizei den Fleischern denjenigen Preiß, für welchen sie das Fleisch verkaufen müssen. Eben dieß geschieht mit den Beckern, Seifensiedern und Bierverkäufern. Aber sind Kleider und Schuhe nicht beinahe eben so nöthige Bedürfnisse? — Gewiß wären auch hier zuweilen Taxen nöthig, damit jeder in seinen Schranken bliebe und niemand gedrückt würde. Es giebt deutsche Maurer- und Zimmermannsgesellen, die sich für die Arbeit eines Jahres, ohne Berechnung der Beköstigung, 300 Rubel bezahlen lassen, und Schuhmacher, die für ein Paar ordinäre Stiefeln von Kalbleder 12 Rubel fodern! —

Vierter Abschnitt.

Schilderung und Charakteristik des Adels. — Privilegien desselben. — Lebensart, Luxus und Wohlleben in Essen und Trinken. — Grad der Aufklärung und Kultur unter demselben. — Hindernisse eines weitern Fortschrittes in beiden, schlechte Erziehung, zu frühes Anstellen beim Militär und Avancement, zu häufige Belohnungen ohne Verdienst. — Bedrückung der Bauern und gesetzmäßiges oder gesetzwidriges Verhältniß zu den Leibeigenen. — Güterwesen und Oekonomie. — Hofläger, Gärten, Branntweinbrennen. — Ausschließliches Recht, Krüge und Wirthshäuser zu halten. — Beschreibung eines Gutes. — Landtag des Adels und Immatrikulation auf demselben. — Verzeichniß der vornehmsten Güter und adlichen Familien in Ehstland.

Um den Charakter einer zahlreichen, an sich achtungswerthen Klasse von Menschen, die sich über andere weit erhaben dünken, zu bestimmen, ist es

nicht genug, bei den Handlungen der Individuen stehen zu bleiben; sondern man muß von ihrem Ursprunge und ihren Rechten zu den Sitten und zu der herrschenden Meinung derselben herabgehen, ihre frühere und spätere Geschichte zur Hand nehmen, und aus diesen Resultaten das Urtheil über den erstern herleiten. Zweifelnd irrte ich lange in einem Labyrinthe individueller Beobachtungen umher, prüfte, untersuchte und verglich Eins gegen das Andere, und wenn der Unterschied zum Vortheil des Standes entschieden hatte; so warfen sich mächtige Widersprüche dagegen auf und kontrastirten die ganze Summe. Es ist wahr, es giebt edle, vortrefliche Männer unter dem Liefländischen Adel, Männer von gebildetem Geiste und Geschmacke, von einer moralischen, erhabenen Denkungsart, die unsere ganze Hochachtung und Verehrung verdienen. Viele darunter rechnete ich zu meinen Gönnern und Freunden, deren Güte und Wohlwollen mich zur innigsten Dankbarkeit verpflichtet. Oft traf ich auf Charaktere, edel und gros, wie sie nur Griechenland und Rom ehedem erzeugen konnte. In einer ungezwungenen, freien und hohes Selbstbewußtsein wahrer innerer Vortreflichkeit und Würde verkündigenden Stellung giengen sie einher, mit einer Selbstständigkeit, Zuverlässigkeit und Festigkeit, die alles vor sich her zerstreute, und jeden Verdacht, unter dem Schleier edler Selbstverläugnung zu Boden warf. Hoher entschlossener Muth ruhte auf der Stirn des Mannes, der durch

Gefälligkeit jedem zuvorkam, bei Kleinigkeiten nicht verweilte und im Großen entschied. Andere trugen denselben Stempel, traten sie aber aus den glänzenden Zirkeln heraus auf den Schauplatz der Handlungen, unter ihre Unterthanen; so verschwand der Nimbus, der sie vorher umstrahlte. Gefühllosigkeit, Härte, Habsucht traten an die Stelle jener Tugenden; Zorn und Wuth rötheten ihr Gesicht, und unter ihren Befehlen erhob sich die Geisel in den Händen ihrer Büttel über ihre niedergestreckten Leibeigenen. Dort sahe ich wieder alberne Gecken, Franzosenmännerchen, die sich um die Mode und den sinnlichen Genuß herumtummelten, weiland in Frankreich gewesen waren und das lächerliche Ansehen eines Alt-Franzosen angenommen hatten; alle zwar von einer gewissen Art des Stolzes beherrscht, die Stirn hochtragend und mit Gleichgültigkeit auf andere herabsehend, dabei aber doch viel bescheidener, viel edler als jener lächerliche Ahnenstolz des deutschen Zwiebeladels, der an dem Mark der Unterthanen kleiner friedfertiger Fürsten nagt, sich oft nicht einmal auf ein ansehnliches Vermögen, auf Verdienst nur sparsam gründet, und viel zu vorsichtig oder feig ist, als daß er in den Dienst eines Fürsten treten sollte, bei dem man ausser der Gefahr der Jagd noch eine andere, für das Leben, zu besorgen hätte. Die Gastfreundschaft und Höflichkeit, mit welcher der Liefs- und Ehstländische Adel jedem zuvorkommt, die Bereitwilligkeit zu Dienstleistungen, die Bes-

scheidenheit und Achtung, mit welcher der Ausländer in Lief- und Ehstland durchgängig behandelt wird, sind Züge, die einen mit den vielen Gebrechen, welche auf diesem Stande haften, einigermasen wieder aussöhnen, und auf eine Zeitlang das Ungemach vergessen lassen, das schwer auf seinen Unterjochten lastet.

Der Adel in Ehstland ist, so wie in Liefland, zahlreicher als kaum in einem andern kleinen Staate in Europa. Der Krieg, ein verwüstendes Uebel des Menschengeschlechtes, gab in den vorigen Zeiten dem Adel vornämlich seinen ehrenvollen Ursprung, und Krieg, Waffen, Dienst bei der Armee und im Staate ist noch jetzt die glänzende und rühmliche Bestimmung desselben. Nichts thun als Ackerbau treiben, oder ganz müssig gehen, kann nur unter starken Einschränkungen, und ohne diese blos in friedlichen Zeiten, unter die Zahl adlicher Beschäftigungen gezogen werden. Wenn der muthvolle Ritter vormals auf seinem Landgute saß, so dachte er nur an Fehden und kommenden Krieg, und bereitete sich und seine Knechte auf denselben vor. Bei der jetzigen Einrichtung stehender Heere ist der Landsitz ein Ort der Ruhe, dahin der in Staats-, Hofs und Kriegsdiensten grau gewordene adliche Krieger hinflieht, und eben so geehrt als sonst den Rest seiner Tage in dem Umgange mit seiner Familie verlebt. Das ist der Weg, auf welchem sich der Adel zum Nachtheil der andern Stände nie zu sehr vermehrt. Einen Theil reibt der Krieg

auf;

auf; der andere hinterläßt aus mancherlei Ursachen keine Leibeserben, und nur einem Theile ist es überlassen für die Vermehrung und Erhaltung seines Stammes zu sorgen. Seit mehreren Jahren hat sich der Adel in Ehst- und Liefland sehr vermehret, so sehr, daß man selten in eine Gesellschaft kommt, wo nicht einer oder mehrere Edelleute gegenwärtig seyn sollten. Vorzüglich zahlreich ist das schöne Geschlecht dieses Standes, und man kann zuverlässig bei jeder Zusammenkunft bei weitem mehr Damen als Herren zählen. Gesegnete Fruchtbarkeit, Ausländer, die sich im Lande niederlassen, Verdienste, Rang und andere Mittel, vorzüglich der Kriegsadel, vermehren die Klasse des Adels jährlich; wenn sich auch nur die Güter zugleich mit vermehrten! Diese werden immer begehrliger, theurer und sind — wegen des Wegkaufens durch reiche Kaufleute, zuweilen nicht zu haben. Mancher brave Mann von guter Familie, lebt mit den lieben Seinigen auf Ablager, *) oder auf einer kleinen Hofs

*) So nennt man überhaupt eine Wohnung auf eine Zeitlang, sonderlich die unentgeldliche in dem Bezirke eines Landgutes. Er wohnt auf Ablager, sagt man gemeiniglich von demjenigen, der keinen eigenen gewissen Verbleib hat, auch nicht zur Miethe wohnt, oder der keinen Dienst, keine Unterkunft finden kann.

Hoflage, spielt den Ritter von der traurigen Gestalt, steckt in Schulden, vegetirt und bezeichnet sein Daseyn blos durch glückliche Geburten aus seiner gesegneten Ehe. Der Mangel an kleinen Gütern erreget den Wunsch, daß ein grösseres in mehrere kleinere vertheilt werden möchte, weil da manche Unbegüterte einen Verbleib fänden. Es haben auch hier und da einzelne Väter angefangen, für ihre Kinder das große Erbgut in kleinere zu zerstücken, ohne daß sie eben darin viele Nachfolger gefunden haben. Mehrere suchen jetzt, ihres Adels unbeschadet, Landstellen, selbst die untersten, z. B. Protokollisten, Kopisten, Accessisten ꝛc. Aemter, in den Gerichten zu Reval und Riga und in den Kreißstädten, Posten die ehedem lauter Unadeliche versahen; Dienste, die man aus Vorurtheil gering achtete, welche doch jetzt sehr begehrig sind. Aber auch der reichere Adel sollte billig seine Güter nicht an Amtleute oder Disponenten, sondern an seine ärmern Mitbrüder verpachten, und ihnen unter dem Nahmen der Zehntner ein Fortkommen verschaffen. Dieser Nahme hat nichts Entehrendes für den Adel. Der Zehntner erhebt den zehnten Theil der Einkünfte, gemeiniglich der rohen Producte eines Gutes. Ein Edelmann läßt sich jetzt gar häufig als Zehntner, aber nicht leicht als einen gewöhnlichen Disponenten anstellen, ausser bei

Gü-

Güter [illegible] die in Konkurs gerathen und daher unter gerichtlicher Aufsicht stehen.

Der Ehst- und Liefländische Adel that sich sonst etwas zu Gute auf seine Reinheit, und nahm nicht leicht Jemanden unter sich auf, der ihm nicht durch die Ahnen seiner Ahnen Ehre machte. Daher war nicht nur der neue Edelmann, sondern auch fast jeder aus Rußland von der Rigischen und Revalschen Ritterschaft ausgeschlossen. Allein jetzt gelten die Ahnen wenig mehr, und der Zehnte hat gar keinen aufzuweisen. Man konnte sich daher auch gewissermaaßen freuen, als dies Fantom durch die neue Stadthalterschaftsregierung vernichtet und die Ahnensucht begraben wurde. Die Kaiserin Katharina II. gab nämlich ein Gesetz, daß jeder Edelmann ohne Ausnahme in Liefland Güter kaufen könne, und Sitz und Stimme auf dem Landtage haben solle, so daß jetzt jeder Bürgerliche, wenn er sich adeln und immatrikuliren läßt, ein Gut kaufen und Landesdienste bei Kleidung kann, so gut wie der gebohrne Edelmann. Er darf sich zu dem Ende nur für einige hundert Thaler von Wien ein Diplom kommen lassen, oder sich an die Chefs der Garderegimenter in St. Petersburg wenden, um da einige Jahre als Sergeant oder Wachtmeister eingeschrieben, und dann als Kapitän oder Rittmeister mit den Rechten des Adels entlassen zu werden; wiewohl dies jetzt [illegible] unter der Regierung Katharinens II. hält,

Hoflage, spielt den Ritter von der traurigen Gestalt, steckt in Schulden, vegetirt und bezeichnet sein Daseyn blos durch glückliche Geburten aus seiner gesegneten Ehe. Der Mangel an kleinen Gütern erreget den Wunsch, daß ein grösseres in mehrere kleinere vertheilt werden möchte, weil da manche Unbegüterte einen Verbleib fänden. Es haben auch hier und da einzelne Väter angefangen, für ihre Kinder das große Erbgut in kleinere zu zerstücken, ohne daß sie eben darin viele Nachfolger gefunden haben. Mehrere suchen jetzt, ihres Adels unbeschadet, Landstellen, selbst die untersten, z. B. Protokollisten, Kopisten, Accessisten ꝛc. Aemter, in den Gerichten zu Reval und Riga und in den Kreißstädten, Posten die ehedem lauter Unadeliche versahen; Dienste, die man aus Vorurtheil gering achtete, welche doch jetzt sehr begehrig sind. Aber auch der reichere Adel sollte billig seine Güter nicht an Amtsleute oder Disponenten, sondern an seine ärmern Mitbrüder verpachten, und ihnen unter dem Nahmen der Zehntner ein Fortkommen verschaffen. Dieser Nahme hat nichts Entehrendes für den Adel. Der Zehntner erhebt den zehnten Theil der Einkünfte, gemeiniglich der rohen Producte eines Gutes. Ein Edelmann läßt sich jetzt gar häufig als Zehntner, aber nicht leicht als einen gewöhnlichen Disponenten anstellen, ausser bei

Gü-

Gütern, die in Konkurs gerathen und daher unter gerichtlicher Aufsicht stehen.

Der Ehst- und Liefländische Adel that sich sonst etwas zu Gute auf seine Reinheit, und nahm nicht leicht jemanden unter sich auf, der ihm nicht durch die Menge seiner Ahnen Ehre machte. Daher war nicht nur der neue Edelmann, sondern auch fast jeder aus Rußland von der Rigischen und Revalschen Ritterschaft ausgeschlossen. Allein jetzt gelten die Ahnen wenig mehr, und der Zehnte hat gar keinen aufzuweisen. Man konnte sich daher auch gewissermaaßen freuen, als dies Fantom durch die neue Stadthalterschaftsregierung vernichtet und die Ahnensucht begraben wurde. Die Kaiserin Katharina II. gab nämlich ein Gesetz, daß jeder Edelmann ohne Ausnahme in Liefland Güter besitzen könne, und Sitz und Stimme auf dem Landtage haben solle, so daß jetzt jeder Bürgerlicher, wenn er sich adeln und immatrikuliren läßt, ein Gut kaufen und Landesdienste bekleiden kann, so gut wie der gebohrne Edelmann. Er darf sich zu dem Ende nur für einige hundert Thaler von Wien ein Diplom kommen lassen, oder sich an die Chefs der Garderegimenter in St. Petersburg wenden, um da einige Jahre als Sergeant oder Wachtmeister eingeschrieben, und dann als Kapitän oder Rittmeister mit den Rechten des Adels entlassen zu werden; wiewohl dies jetzt schwerer als unter der Regierung Katharinens II.

hält.

hält. Der nunmehr verstorbene Hofrath Wendrich, ein einsichtsvoller Mann und einer der besten Köpfe in Ehstland, entschuldigte sich jedesmal, wenn er gefragt wurde, warum er sich nicht adeln ließe, damit, daß er sagte; „sein Diplom läge in Wien.“ Um sein Gut Metsapäh fernerhin besitzen zu dürfen, mußte er sich endlich wirklich den deutschen Reichsadel für 500 Thaler kaufen. Am Tage da er sein Diplom bekannt machte, war eine große Gesellschaft von benachbarten Edelleuten bei dem neuen Herrn Von zu Tische gebeten. Es erschien auf der Tafel ein Hasenbraten. „Nun, selbst geschossen?“ fragt Baron Clodt; „das war ja sonst nicht Ihre Liebhaberei?“ — „Aber jetzt, antwortete Wendrich mit satyrisch angenommener Würde, denn das gehört nun in mein Fach.“ — Daß keiner ihn hierauf anzusehen wagte, während er ganz ruhig fortaß, und viele vor Aerger schier platzen mochten, ist natürlich. —

Vieler reichen Edelleute Söhne dienen nur eine kurze Zeit bei den Garden in St. Petersburg, blos wegen der Erlangung des Charakters. Sie kommen als Kapitän, Rittmeister oder Major zurück, ohne in einem Lager oder in einer Schlacht gewesen zu seyn; sie nehmen wohl gar alle Jahre zehen Monat, auf jeden Monat 29 Tage, Urlaub, um der Gage nicht verlustig zu gehen, und leben in dem Schooße der Frau Mama, bei

dem

dem väterlichen Heerde nach Muse und Bequemlichkeit, avanciren dabei immer, und überspringen alte versuchte Graubärte. Nach sieben oder acht Jahren verlassen sie den Dienst, wenn sie nur einen Rang haben, suchen Civildienste und nehmen sich ein Weib. Haben sie ein Gut, oder können sie eins arrendiren, (pachten) so wirthschaften sie, wo nicht, so ziehen sie in die Stadt oder bei die Schwiegerältern auf Ablager, und vegetiren da nach Herzenslust. Unwillen und Verdruß empfindet man, wenn übertrieben zärtliche Mütter den lieben Sohn, der nun Lieutenant geworden ist, durch ermüdende Briefe zur Verlassung der Kriegsdienste inständigst bewegen, wenn er gleich zu Hause wenig oder keine Unterstützung zu erwarten hat. Befürchten sie etwa die Erlöschung ihrer Familie? — ein kleiner Schade für die Welt. Oder rechnen sie auf eine reiche Heirath? — eine sehr mißliche Sache. Da Lief- und Ehstland unter seinen Landeskindern Feldmarschälle aufweisen kann, so sollten die jungen Herren so wenig als ihre Mütter schon als Subaltern-Offiziere an den Abschied denken, sonst fehlt es zuletzt an Gütern, denn nicht jede Frau bringt dem Manne allemal ein Gut mit. Ein so genaues Verhältnis sonst die Natur zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte beobachtet, so scheint sie doch in diesem Stande eine Ausnahme zu machen, die aber

mehr

mehr aus dem Kriegsdienste erklärbar ist. Die niedlichsten Fräuleins gehen schmachtend nach Hymens Bande umher, in jeder Gesellschaft sind auf einen jungen Herrn drei bis viere zu rechnen; sie fühlen ihre Bestimmung, aber der Mangel an adlichen Freiern, der Eigensinn der Aeltern bei der Wahl, kleine Albernheiten und Vorurtheile, hindern das Verheirathen. Die Folgen springen in die Augen. Die Frau Mutter, auf die angebohrnen Reize, die feine Erziehung und vielleicht auf das Geld der Fräulein Tochter stolz, theilt anfänglich dreist Körbe aus; es kann, denkt sie, an Eroberungen nicht fehlen; die Tochter kränkt sich, die Freier kommen seltener und — Warum fragen sie so sehr nach dem Alter seines Adels, nach seinem Range und der Zahl seiner Haaken, (liegenden Gründe) oder Bauern? fragten sie lediglich, ob er sein Auskommen habe, ihrer Tochter gefalle und ein moralisch guter Mensch sei; so würde sich das Uebrige schon finden. Fräulein, die sich an Personen verheirathen, welche nicht von adlicher Geburt sind, die aber Talente, Ansehen, Sitten und Verdienste empfehlen, und die ein standesmäßiges Auskommen haben, erniedrigen sich nicht. Was der Gelehrte jährlich zur Ausbildung seines Verstandes und seiner Sittlichkeit verwendet, wäre hinreichend, nicht nur für sich, sondern auch für alle seine Nachkommen, bis an das Ende der Welt, den Adelstand zu erhalten. Die Gelehrsamkeit

Zeit ist ein selbsterworbener, persönlicher, wahrer Adel, den nur die Unwissenheit verkennen kann; der Gelehrte hat daher nicht nöthig, schriftliche Adelsbriefe aufzuweisen, er ist durch das, was er ist, ein Edelmann. Wirklich werden auch gar häufig Fräulein aus den besten Familien, besonders in diesen letzten bösen Zeit, wo die Mänmermoth sogar sehr überhand nimmt, an Gelehrte in Städten, Professoren, Sekretäre, Assessoren, Doktoren, Prediger auf dem Lande, und was mit ihnen ohngefähr gleichen Rang und gleiches Einkommen hat, verheirathet, und wenn zehen Adliche Damen mit einer Zunge behaupten, „daß ein Gelehrter, wenn weiter nichts dabei sei, „eine gar armselige Figur mache.“ —

Der Geist des Adels ist hier, wie fast überall, derselbe, und gleicht sich wie ein Ei dem andern. C'est tout comme chés nous. Er äussert sich zwar nicht immer auf eine so grobe und plumpe Manier wie bei vielen Krautschuften in Deutschland, Frankreich und England, da sich der Ehst- und Liefländische Adel mehr durch Reisen gebildet hat, und mehr Urbanität als die ungeschlachten Foxhunters besitzt, aber es blickt denn doch auch hin und wieder die Denkungsart, der Stolz und imponirende Anmaßungstrieb dieser Kaste hindurch. Der große Haufe jeder Gesellschaft, jedes Standes, ist immer und überall Pöbel,

auch

auch wenn ein Von vor seinem Nahmen prunkt. Das ist eine bekannte, schon oft gemachte Bemerkung. Warum sollte sie nicht auch von einer Klasse Menschen gelten, die nicht Auswahl, sondern zufällige Geburt zusammen vereinigte? Wenn also der Ehst- und Liefländische Adel bei allen seinen vorzüglichen Seiten dennoch auch die Fehler und Gebrechen seines Standes trägt, so wollen wir uns nicht darüber wundern, der Mensch bleibt sich allenthalben gleich, und die Bessergesinnten werden von der Menge übertäubt, im Strudel mit fortgerissen und meistentheils gerade am ersten verkannt. Was ich also nunmehr als Belege meiner Behauptung anführen werde, trift blos den Troß, den schlechtern Theil des dasigen Adels, der sich ohnehin durch die aufgestellten Handlungen und Thatsachen selbst am besten schildert.

Ein gemeiner Ehstländischer Adlicher, den ausser seinen Bauern kein Mensch kannte, kam in Reval auf einen öffentlichen Ball, wo viele würdige und verdienstvolle Männer vom bürgerlichen Stande zugegen waren, und wunderte sich höchlich darüber, daß man hier auch Bürgerlichen den Zutritt verstatte, da man doch wisse, daß Adel kommen werde. Die Vernünftigern unter dem Adel lachten selbst über diese dummdreiste Aeusserung. Ein andrer hielt sich in einer Gesellschaft darüber auf, daß in Frankreich

reich jetzt sogar Bauer Generäle werden könnten.„ „Sind denn, erwiederte ein freimüthiger Mann „darauf, die hiesigen Edelleute etwas anders? „sie brauen ja alle Branntewein!“ — Beschämt schwiegen alle stille. Auf N. . . . s kam einst bei der Tafel das Gespräch auf des Pastor Jrazius Hochzeit, der ein Fräulein von Knorr. . . geheirathet hatte. Die Majorin von Ullrich erzählte, daß während des ganzen Trauungsceremoniells dem Bräutigam die Augen feucht gewesen wären,„ vermuthlich aus Freude über das Glück, „das ihm zu Theil geworden ist,“ wobei sie mich ansahe. Ich that, als errieth ich ihre Meinung nicht, und fragte:„ die gnädige Frau verstehen das Glück, daß er eine so fette Pfarre bekommen hat, die mehr einträgt als manches kleines Gut?“ — „Ach nein, erklärte sie sich deutlicher, daß er das Glück hatte, eine solche Braut zu bekommen, durch die er in so angesehene Familien-Alliance trat.“ „Wer weiß, versetzte ich, ob indessen der Braut nicht das Herz geblutet hat, aus solcher vornehmer Verbindung herausgerissen zu werden.“ Sie schwieg beschämt stille. Dummheit und Stolz sind immer mit einander gepaart, und so sehr Frankreich auch den Adelstolz gedemüthiget hat, so ist die Binde vor den Stirnen doch noch nicht weggenommen worden. Die dasigen Edelleute, vornämlich

ich manche Damen adlichen Geblüts,*) sind auch höchlich über das verwünschte Franzosenvolk aufgebracht und schmähen bei jeder Gelegenheit weidlich auf dasselbe. Manche knirschen die Zähne zusammen und würden die Franzosen zerreißen, oder wie Nero der ganzen Nation mit einem Hiebe den Nacken abhauen, wenn sie sie hätten. Andere haben ihre Gedanken vor sich, sagen nichts laut, sondern seufzen im Stillen, und tragen sich mit der Hofnung, daß der Adel durch die Engländer, Oesterreicher oder — Russen, bald wieder hergestellt werden, seine Ehre durch Bestrafung der Nichtswürdigen gerettet, und die Kanaille doch am Ende ihres Sieges sich eben nicht zu freuen Ursach haben werde. Bei der letzten Volkszählung, welche Katharina II. im Jahr 1795, durch das ganze Russische Reich verordnete, wobei auch der Ehst- und Liefländische Adel aufs neue nicht nur die Zahl seiner Erbbauern, sondern auch ihre Leistungen und Abgaben auf das genauste anzugeben verpflichtet wurde, waren viele der Herren der Meinung, daß dies blos eine Chikane und Krän-

*) L'orgueil, que la Noblesse inspire, jette de plus profondes racines dans le coeur d'une femme, que dans celui d'un homme.

Mr. de *Pittaval* l'art d'orner l'esprit.

Kränkung für den Adel sei, „denn der Adel wä„re jetzt jedem ein Dorn im Auge, jeder suche sich „an ihm zu reiben.“ Wohl wahr! — wenn aber auch nur der Adel sich dies zur Warnung dienen ließe, und eine andere, klügere Betragensart gegen den Bürger- und Bauernstand annähme. Allein so lange ein Theil des Adels den Bürgerstand thörichter Weise verachtet und den Bauer für eine Zwickmühle hält, so lange handelt jeder aus diesen beiden Klassen klug und gerecht, wenn er ihm diese unvernünftige Verachtung zurückgiebt und Repressalien braucht. Man klagt so häufig über den Stolz des Adels, und apostrophirt bei jeder Gelegenheit an ihn. Man sollte aber nicht sowohl die Adlichen, als vielmehr die Bürgerlichen apostrophiren, daß sie ihre Kriecherei, Speichelleckerei und krummen Rücken gegen jenen Stand doch endlich einmal ablegten, und der Komplimente und Schmeicheleien über den Reichthum, Rang und Glanz desselben, die ihre Eigenliebe so sehr kitzeln, ein Ende machten; so würde der alberne Stolz sich von selbst geben müssen. Werdet Männer! ruft ihnen der Zeitgeist zu, und habt Ehrfurcht für eure Würde, Verdienste und für euer Jahrhundert! beherziget den Spruch des weisen Dichters:

Viel Klagen hör' ich oft erheben
Vom Hochmuth, den der Adel übt:

Des Adels Hochmuth wird sich geben,
Wenn eure Kriecherei sich giebt.

— Bürger.

Nie machen Geburt, Stand, Titel, Reichthümer, den Menschen gros und verehrungswerth; nur das Herz allein adelt, nur edle Handlungen geben Verdienste und haben Ansprüche auf unsere Achtung und Ehrerbietung. Ein Brauer und ein Bauer können so gut General werden als des Fürsten Sohn, oder der junge Erbe von 2000 Bauern. In dem letzten Amerikanischen Kriege schlug ein titelloses Volk alle die Betitelten, welche England und Deutschland wider sie aussandten. Pflanzer, Kaufleute, Schuster, Schmiede ꝛc. wurden Hauptleute, Obersten, Generale, und widerstanden den Angriffen der disciplinirtesten Trüppen in Europa mit Adlichen an ihrer Spitze, denn sie waren Männer von Talenten. Keine weite tiefe Kluft von Aristokratie hielt sie von dem Fortschritte zu ihrem Naturposten ab; kein todtes Gewicht hinderte sie, auf der Leiter der Gesellschaft die ihnen von der Natur angewiesene Höhe zu erklimmen. Patriotismus adelte sie, und die Edeln von königlichem Gemächte sanken vor ihnen. Wir leben jetzt in einer sehr merkwürdigen Zeitperiode, wo nur Tugend und Verdienste, Talente und Gerechtigkeit dem Menschen einen Werth geben. Der Geburtsadel, dieser so entbehrliche Stand, der nur von dem Marke, das er fleißigen, arbeitsa-

seitsamen und geschickten Menschen aussaugt, lebet und selbst faulenzet, fühlt sich immer mehr beengt. In Frankreich gilt er gar nichts mehr; in Hamburg hält man ihn schon lange für ein in sein Nichts gekehrtes Ding; in Schweden hat ihn Gustav III. die Flügel gewaltig beschnitten; in Pohlen erhielt er auch einen mächtigen Stoß; in Italien, Holland und in der Schweitz steckt er in der Klemme, und in Deutschland seufzet er hier und da ebenfalls in den letzten Zügen; nur in Liefs und Ehstland hat er noch das Recht, seine Bauern zu schinden, und auf den Handwerker mit Verachtung herabzusehen. Das jetzige Jahrhundert wird vielleicht die Krise entscheiden, oder die Katastrophe wenigstens näher herbeiführen. Denn es ist wohl kein Problem mehr, daß die Regenten ihr Interesse darin zu finden glauben, wenn sie den Adel schwächen. Das konnte wohl in Liefs und Ehstland nicht besser als dadurch geschehen, wenn man ihm durch Aufheben der Mannlehen, Majorate u. dergl., worauf er keine Schulden kontrahiren konnte, die Möglichkeit erleichterte, sich arm zu schwelgen. Hierdurch, und weil fast jeder, der Geld und einen Rang hat, dem Adel gleich geschätzt wird, oder dessen Vorzüge erhalten kann, ist der hiesige Adel sehr avilirt, steckt beinahe durchgehends in Schulden, und würde, wenn ihm nicht der Kaiser Paul I. wieder etwas aufgeholfen hätte, mit starken Schrit-

ten seinem Ruine entgegen geeilt seyn. Jeder Arzt, jeder Wundarzt, der vor wenigen Jahren noch mit dem Scheerbeutel herumlief, wird, sobald er den Charakter eines Collegienassessors erhält, welches hier etwas leichtes ist, (daher auch das Land von Kollegienassessoren wimmelt) Edelmann, wenn er sich immatrikuliren läßt, wodurch er auch Sitz und Stimme auf dem Ritterhause und bei den Landtagen erhält. Spottsucht hat daher auch eine eigne Benennung für diesen Theil des Adels erfunden; man nennt ihn den Klystier-Adel. Ueberhaupt drängt sich alles in den Adel hinein, und der dritte Stand, der eigentlich noch im Entstehen ist, wird dadurch geschwächt. Der Haß und Neid der verschiedenen Stände gegen einander, und die daraus entstehende Disharmonie ist deswegen oft genug in die Augen fallend, obgleich der Krämer und Handwerksmann dem Adel noch sehr schmeichelt und nicht selten vor ihm kriechet.

Wie mancher Adliche gegen seinen Kirchspielsprediger gesinnt ist, und seine Denkungsart in manchen Fällen an den Tag legt, davon mögen folgende Beispiele, die ich alle selbst erlebt habe, zum Zeugniß dienen: — Ein gewisser Major von St.... befahl seinem Kutzjas, um den Pastor um das Anschreibgeld der Kommunikanten zu bringen und ihn zu kränken, allen R....bergischen Bauern, die kommuniziren würden, das

Geld,

Geld (welches zwei Kopeken beträgt,) abzufodern und an den Hof zu liefern. Welcher schändliche niedrige Geitz von einem Manne, der über 100,000 Rubel im Vermögen besitzt! — Der gute Pastor H. schien dieser Verdruß sehr anzugreifen. Er suchte seinem Kummer Luft zu machen, indem er ihn mir entdeckte. Und die Ursache dieses, jedem Manne von Ehre unwürdigen Verfahrens, — war der Kommunionswein, der jetzt wegen der verbotenen Einfuhr aus Frankreich sehr theuer ist, und von den Gütern des Kirchspiels bezahlt werden muß. Dafür sollen nun die armen Bauern das Anschreibegeld ihm entrichten, damit er von demselben den Wein kaufe. — Ein anderer Beleg einer fast beispiellosen Sorglosigkeit und Eitelkeit. Ein gewisser Assessor von B. in Pernau gieng mit einem andern eine Wette ein, er wollte für 100 Rubel, die auf den Tisch gelegt würden, 100 Stockprügel aushalten. Er hatte sie noch nicht zur Hälfte empfangen, als beide durch die Dazwischenkunft eines Dritten in ihrem edlen Werke gestört wurden. Der andere strich also seine 100 Rubel wieder ein. B., welcher glaubte, daß dieser Streich absichtlich von dem andern veranstaltet worden sei, um sein Geld zu behalten, bricht in Schimpfreden gegen ihn aus und fodert ihn auf Pistolen. Ein Erzschalk, der des Assessors Einfalt kannte und ihn zum Besten haben wollte, la-

bei dessen Pistol mit gemahlenem Kaffee. Sie wechseln mit dem Gewehr, drücken ab, und Herr von B. erhält die ganze Ladung Kaffe und Pulver auf seine weise Uniformweste, glaubt sich verwundet und schickt nach Hülfe. Er ward das Gespötte der Stadt und der ganzen Gegend, und nahm bald darauf seinen Abschied von den Gerichten. — Das edle far niente gehört auch mit unter die solennen Beschäftigungen des Troßes von Adel. Ich kannte einen, der im Sommer in mehrere Fenstern Fliegengift ausseßte, und die Pfeife in der Hand, sich Stundenlang damit beschäftigte, die Fliegen von dem Gifte saugen, sich die Flügel puzen, taumeln und dann sterben zu sehen. Er nannte das die Fliegenguillotine, und konnte sich ungemein dabei amüsiren. Ich kam einst zu ihm und brachte den Pastor H. mit, da erzählte uns der Herr von, er habe heute die Fliegen gezählt, und deren mehr als 800 gefunden, welche todt gewesen wären. Sehr viele hätten noch gelebt und taumelnd um die Gefäße herum gelegen. Carpe diem. — Ein anderer besaß einen solchen Hang zur Bequemlichkeit, daß er sich bei der Taufe seines jüngsten Sohnes nicht darum bekümmerte, Gevattern zu bitten; daß er eine Dame einmal, auf dem Bette sitzend, in einem Stiefel und einem Pantoffel empfing, weil sein Bedienter nicht wußte, wo der andere war; und daß er acht Tage Zeit dazu brauchte, ehe er

einen Brief schrieb; weil ihm nicht mehr als Alles dazu fehlte; der alle Nachmittage auf dem Bette lag und in einem Buche las, das ihm sein Bedienter vorhalten mußte, der auf seinen Wink die Blätter umwendete, während der Herr ganz ruhig lag und sein Pfeifchen schmauchte ꝛc. — Ein gewisser Herr von Mohr.. hat seit seinem 25ten Jahre, (jetzt ist er 53,) kein Wort gesprochen, sondern sitzt den ganzen Tag in Pantoffeln, mit einer weisen Mütze oder alten Perücke, im Sorgestuhle, angethan mit einem alten abgeschabten Rocke, an welchem kein Knopf mehr ist, weil er sie alle aus Verlegenheit, wenn man ihn anredet oder zu Sprechen nöthigt, abgedreht hat. —

Ich habe in Neoblah eine gewisse Exzellenz, den General von ... gekannt, welcher durch langen Aufenthalt unter den Bauern und vieles Sitzen hinter dem Becher und der Tabackspfeife so verbauert war, daß diese Exzellenz in der ganzen Gegend nur die Flegelexzellenz hieß, ohngeachtet dieselbe Exzellenz oft zu versichern pflegte, daß die Kaiserin Katharina II. ihn nicht umsonst zum General gemacht, ihn nicht ohne Ursache den Georgienorden von der vierten Klasse, (den jetzt fast jeder bekommen kann,) ertheilt, ihn nicht dreimal um nichts und wieder nichts so besonders begnadigt habe. „Ich wußte was in „sieben Festungen hinter der Donau vorgieng, und

„solls

„sollte nun nicht wissen, was in Neobiak „vorgeht!" — und doch wußte er oft nichts davon, daß er um und neben sich, von je dem Burlaken *) seiner Leute betrogen wurde; daß seine Wirthin Braten und Austern aß, während auf seinen Tisch Knochen und Gräten kamen; daß sie die größten Krebse auf ihren Tisch, die kleinen auf den seinen schickte; daß seine Frau das herrlichste Wild in ihrem Zimmer speißte, während ihm alte Hühner und zähes Schaafsleisch aufgetragen wurden; daß Butter und Rahm verkauft wurde, indem er sich mit altem ranzigen Fette auf der Tafel und blauer Milch zum Kaffe begnügen mußte; daß der Kellermeister den Mallaga soff und ihm den Medok vorsetzte, sich seinen Branntewin abzog und ihm Fusel, Krätzer überließ, u. s. w. Auf ähnliche Art werden mehrere von ihren Leuten betrogen. — Vor einigen Jahren brannte durch die Unvorsichtigkeit eines Fuhrmanns, der mit der brennenden Pfeife und einer Dulcinée auf den Heuboden gegangen war, der schöne, dem General von Weimarn auf Wolls

*) Heißt nach dem Russischen, ein gemeiner Kerl, Arbeiter, Tagelöhner. Oft bezeichnet man damit einen liederlichen Menschen und Betrüger, und braucht in eben diesem Sinne auch das Beiwort Burlakisch.

Wollmarshof zugehörige Krug an der Dorpatschen Straße ab. Ein Galanteriehändler, der mit seinem ganzen Kram, und einzigem Reichthum eben da eingekehrt und über Nacht geblieben war, verlohr im Feuer seine ganze Habseligkeit, und 150 Rubel dazu, welche er sich mühsam erworben hatte. Er geht zum General von Weimarn und bittet ihn um Unterstützung zu seinem Fortkommen, wenigstens bis nach Riga, wo er zu Hause war. Der General aber, ein Mann der jährlich 8000 Rubel Revenüen hatte, voll Unwillen und Verdruß über den erlittenen Schaden schlug es ihm rund ab. Darauf kam der Mann zum General von Patkul in Ober-Pahlen und erhielt von ihm Pferd und Kibitka zum Geschenk, womit er nach Riga zurückkehrte. Zwei Jahre nachher kam er nach Ober-Pahlen zurück, erzählte mit den wärmsten Ausdrücken der Empfindung und Dankbarkeit, wie er durch die Güte des Generals glücklich nach seiner Vaterstadt gekommen sei, sich wieder einiges Vermögen erworben habe und sehr zufrieden lebe, auch seinem Verlust bereits verschmerzt habe. Das war noch nicht genug, er brachte dem General eine schöne Plat de menage von feinen Krystall zum Geschenk mit, und die Kinder ließ er von Spielsachen so viel unentgeldlich aussuchen, als sie wollten. Dankbarkeit eines gemeinen Mannes gegen

ei-

einen edelmüthigen Adlichen im Kontraste mit einem gefühllosen Geizigen bei fremden Leiden. —

Aehnliche Züge von Edelmuth, (um auch das Gute nicht zu verschweigen,) habe ich bei mehreren Edelleuten Ehstlands angetroffen. Auch hiervon will ich einige anführen. Die Bauern des Herrn von Rosenbach, welche ihm viel geborgtes Korn schuldig waren, kamen nach einer schlechten Aerndte zu ihm und baten um Erlassung eines Theils des geliehenen Getraides. Obgleich es in diesem Jahre sehr theuer war, und ihm hierdurch eine ansehnliche Revenüe entgieng, erließ er ihnen doch nicht nur den erbetenen Theil, sondern die ganze Getraideschuld. Herr v. Rosenbach ist unstreitig einer der würdigsten unter dem Ehstländischen Adel, (wenn er noch lebt, denn er war schon, als ich ihn kannte, 75 Jahr alt,) ohne Stolz, gerade, bieder, gut und wohldenkend, ein Vater seiner Bauern und deren Versorger. Die Redlichkeit ist auf seinem Gesichte gestempelt, und in seinen Gesprächen, so wie in seinen Handlungen, herrscht Geradsinn und gesunder, natürlicher Verstand, den er durch das Lesen nützlicher Schriften, besonders der Geschichte, angebauet hat, während seine meisten Nachbarn sich mit Jagd und Pferdeliebhaberei, Krügerei, Spielen und Güterhandel beschäftigen. — Zu dieser Rubrick gehört auch der edle Herr von Knorring, der blos aus Abneigung gegen

gen Leibeigenschaft, Bauerndruck, Prügeln und Ruthengeben, sein schönes Gut Pajak, für 86000 Rubel verkaufte, und auf eine kleine Meierei ohnweit Reval zog, die er nach seinem Geschmack anlegte, verschönerte und jetzt zu seinem Arkadien gemacht hat. — Ein Schuldner der Frau Landräthin von Siewers wurde wegen Bezahlung einer Schuld von 300 Rubel erinnert. Er kam: „Kann er mich jetzt bezahlen?" „Wohl fällt es „mir schwer, gnädige Frau. Wollen Sie noch „einige Zeit Geduld mit mir haben, so werde „ich Sie als ehrlicher Mann bezahlen. Soll ich „aber jetzt bezahlen, so bin ich ruinirt." „Kann „er sich denn nicht anders retten?" „Jetzt nicht, „aber bald hoffe ich es zu können." Sie ging nach dem Schranke, hohlte ein Papier und zeigte es ihm. „Kennt er dies Papier?" — „O ja, „gnädige Frau, das ist meine Schuldverschreibung, die muß ich Ihnen jetzt bezahlen." „Fällt es ihm denn wirklich schwer?" „Ich bin „ganz ruinirt, wenn ich jetzt bezahlen soll." „Nun, (indem sie es zerreißt,) hier mache ich „ihm ein Geschenk damit." — Der Mann voll freudiger dankbarer Empfindungen küßte ihr die Hand, denn sprechen konnte er nicht; Thränen erstickten seine Rede.

Die geheime Räthin von Vietinghof in Riga, die Gemahlin des verstorbenen Senateurs, von Vietinghof, eine Dame von edeln Her-

zen

zen und seltenen ökonomischen Einsichten, so wie von einer vorzüglichen Ordnungsliebe, die blos dadurch das sehr große Vermögen ihres Mannes, welches wegen seines ungewöhnlichen Aufwandes schon dem Sinken nahe war, noch aufrecht erhalten hatte und es noch jetzt erhält, alles was sie einnimmt und ausgiebt, was sie verschenkt und geschenkt bekommt, genau zu Buche trägt; — diese nunmehr hochbejahrte Dame stattete vor vielen Jahren eins ihrer Erdmädchen, das ihr lange und treu gedient hatte, bei der Verheirathung desselben an einen Russen, vorzüglich gut aus. Dieser muste bald nach der Hochzeit im siebenjährigen Kriege mit der Russischen Armee unter dem Feldmarschall Apraxin nach Preussen gehen. Er nahm sein Weib mit sich, und beide hatten das Unglück, das im Kriege nichts Ungewöhnliches ist, von herumstreifenden Preußischen Husaren geplündert zu werden. Der Mann blieb in der Schlacht bei Zorndorf, und sein Weib kehrte nach Liefland zurück. Vor etwa 16 Jahren kaufte ein ehrlicher Bürger in Riga auf dem Markte von einem Trödler einen Koffer. Als er ihn zu Hause untersuchte, entdeckte er einen doppelten geheimen Boden, in dessen Zwischenraume er zu seinem Erstaunen zwei goldne Ringe, einige Schnuren Perlen und auch einen Vorlegelöffel fand. Zu ehrlich, diesen Fund mit gutem Gewissen für sich zu behalten, läßt er die Stücke in das Wochenblatt setzen. Die

Frau

Frau von Wiellinghof findet beim Lesen die Anzeige, daß der Löffel mit einem v. V. bezeichnet sei, bedenklich, und läßt den Mann zu sich kommen. Er erzählte, wie er zwar den Koffer gekauft, aber nicht die darin mit befindlichen Sachen von Werthe bezahlt habe, und daß er sie unmöglich mit gutem Gewissen behalten könne, sondern sie ihrem wahren Eigenthümer wieder zustellen müsse. Sie läßt sich die erwähnten Stücke zeigen, und erklärt nicht nur den Löffel, sondern auch das übrige für die ihrigen. Sie findet in ihrem Buche, worin sie die Verschenkungen einzuzeichnen pflegte, daß dies derselbe Löffel, dieselben Ringe und Perlen seyn, mit welchen sie in dem und dem Jahre einem ihrer Mädchen ein Hochzeitgeschenk gemacht habe. Sie ließ so lange nach ihr forschen und fragen, bis diese Person ausfindig gemacht worden war. Sie, schon ein ziemlich betagtes Mütterchen, muste zu ihr kommen, und der Löffel wurde ihr gezeigt. Sie erkennt ihn für denselben, den sie ehemals an ihrer Hochzeit von ihrer Gebieterin geschenkt bekommen, und den ihr die Preussen mit noch vielen andern Sachen, die in einem Koffer mit doppelten Boden gelegen hätten, geraubt hatten. Der ehrliche Bürger hohlt den Koffer, — es war der ihrige. Welche Freude, als sie die ihr so theuren Ringe und Perlen wiederfand, welche die Preussen wahrscheinlich nicht entdeckt hatten! Wer weiß, durch wie-

wieviel hundert Städte und Flecken, durch wieviel tausend Hände dieser Koffer gegangen war, dessen geheimer Boden immer unentdeckt blieb. So kam durch die Ordnung einer Frau, die sich noch durch viele andere liebenswürdige Eigenschaften, welche eine Person ihres Ranges und Geschlechts so sehr zieren, auszeichnet, ein armes Weib, deren Mann lange auf dem Schlachtfelde verfault war, wieder zu ihren Sachen, die sie vielleicht auf ewig für verlohren gehalten hatte, und deren Wiederbesitz ihr gewiß ein Schatz war, der sie wohl gar auf eine lange Zeit für Mangel schützte. Der ehrliche Finder erhielt von der grosmüthigen Geberin eine angemessene Belohnung.

Die Privilegien des Adels waren in den Zeiten vor der Stadthalterschaftsregierung weit grösser und ausgebreiteter, als sie es nach derselben noch jetzt sind. Er hatte selbst vieles vor dem Adel der eigentlich Russischen Provinzen voraus, und besitzt auch noch jetzt manche Rechte und Freiheiten, deren der Russische Adel sich nicht rühmen kann, obgleich sie in den neuern Zeiten sehr eingeschränkt worden sind. Auch waren die Edelleute nichts weniger als zufrieden mit diesen neuen Einrichtungen und sie wogen den erlittenen Verlust nur durch manche neue Vortheile auf, die ihnen durch die veränderte Verfassung entweder selbst, oder dem Ganzen zugleich zu Theil wurden.

den. Ehemals theilte sich der Adel in Liefland und Estland in Ritter und Landsassen. Zu den erstern gehörten alle diejenigen, welche in den Ritterbüchern zu Riga und Reval immatrikulirt waren, wodurch gleichsam der Adel derselben anerkannt und bestätigt wurde. Es hielte schwer, immatrikulirt zu werden; daher blieben viele gute, rechtliche Edelleute von der Ritterschaft ausgeschlossen und rechneten sich zu den Landsassen, d. i. zu derjenigen Klasse freier Unterthanen, die zwar Güter und baares Vermögen besaßen und durch dieselben im Lande ansässig waren, aber nicht zur Ritterschaft gehörten, sie mochten übrigens adlicher oder bürgerlicher Herkunft seyn. Die Landsassen hatten weder Sitz noch Stimme bei der Ritterschaft, und durften bei den Versammlungen und Verhandlungen derselben nicht gegenwärtig seyn. Es entstanden darüber vielfältige Klagen und Prozesse zwischen der eigentlichen Ritterschaft und den Landsassen, welche von beiden Seiten mit vieler Erbitterung und Heftigkeit geführt wurden. Die Landsassen, welche in Ansehung der Benutzung ihrer Güter mit den Rittern gleiche Rechte und Privilegien genossen, auch gleiche Lasten und Abgaben an die Krone trugen, erhielten im Jahre 1783 durch eine Kaiserliche Ukase auch das Recht, zur Ritterversammlung zu kommen und gleiche Stimme zu haben. Aber nur wenige machten von dieser Erlaubnis Gebrauch, und die-

diejenigen, welche auf dem Ritterhause erschienen, wurden doch zu keiner Stelle gewählt, weil ihre Parthie zu schwach war und der Neid allerlei Hinderniſſe in den Weg legte. Im Jahre 1785 kam endlich eine neue Land- und Adelsordnung heraus, durch welche der Unterſchied zwiſchen ſtimmfähigen Rittern und Landſaſſen auf immer völlig aufgehoben wurde. Das Weſentliche dieſer neuen Ordnung beſteht kürzlich in folgenden Punkten: 1) der Adel iſt in acht Klaſſen getheilt. Jeder, der in Kaiſerlichen Militär- oder Civildienſten ſteht, und Offizierscharakter, oder einen mit demſelben gleichen Civilcharakter hat, iſt für ſich und ſeine Nachkommen ein Edelmann. Man nennt dies den Kriegs- oder Verdienſtadel. Dem zufolge iſt jeder Staabs- und Diviſionsdoktor, jeder Staabschirurgus, Kollegienaſſeſſor, Präſident, jeder Fähndrich, Lieutenant ꝛc. Edelmann, und daraus hat man es ſich auch zu erklären, wenn manche Ausländer, die nach Rußland gegangen ſind, und ſich in Kronsdienſte engagirt haben, an ihre Verwandte im Vaterlande ſchreiben, „ſie ſeyen nobilitirt worden", oder wenn ſie ſich in öffentlichen Schriften das Prädikat von beilegen. Zum Ruſſiſchen Adel iſt das Wörtchen von nicht nöthig. Die Ruſſen haben ein Sprüchwort: Kak tui *von*, padi wón, d. i. biſt du Herr von, ſo geh mir aus den Augen. Jeder, welcher einen Rang hat, ſollte es auch in der unterſten

Ken Klasse seyn. (die verschiedenen Rangstufen sind aber in 14 Klassen eingetheilt,) ist in Liefs- und Ehstland ein Edelmann. 2) Jeder Edelmann darf Güter im Lande besitzen, und jeder Gutsbesitzer hat, sobald er majorenn ist, in der Versammlung der Ritterschaft seine Stimme und ist zu allen Aemtern wahlfähig. Wer aber kein Gut erb- und eigenthümlich besitzt, und wenn er 10 Kronsgüter im Pacht hätte, hat in der Versammlung weder Sitz noch Stimme; doch ist es ihm erlaubt, bei allen Sessionen und Verhandlungen zugegen zu seyn und zuzuhören, welches mithin sogar jedem Händrich, jedem Sekretär und Protokollisten freisteht. 3) Die Alt-Adlichen und die von höhern Klassen haben am Range nur bei Hofe und in Ansehung einiger weniger für sie besonders angeordneten Staatsämter, einen Vorzug vor den niedrigern Adelsklassen. Natürlich nimmt auch die Ritterschaft bei Besetzung wichtiger Provinzialämter am meisten auf sie Rücksicht. 4) Der Adel erbt fort; doch kann er auch durch Degradirung und schimpfliche, entehrende Strafen verlohren werden, wenn von Seiten des Edelmanns gewisse Kriminalverbrechen vorhergegangen sind. Keine Obrigkeit, kein Gericht kann jemanden des Adels berauben, nur die Person des Monarchen selbst. — Merkwürdig dabei ist, 5) daß auch Bürger das Recht haben, um adliche Privilegien, oder wie es in der neuen Stadtordnung heißt, um den Adel anzuhal-

halten, wenn sie entweder dreimal nach einander von ihren Mitbürgern zu Stadtämtern gewählt worden sind, oder wenn sie zur Klasse der nahmhaften Bürger gehören, d. h. sich in die erste Gilde mit Angabe eines Vermögens von 502, 000 Rubel, haben einschreiben lassen, und wenn ihr Vater und Großvater auch zu dieser Klasse gehört haben, und der Nachkomme sonst in keinem schlechten Rufe steht.

Ich will nun die dem ansässigen Adel vorzugsweise ertheilten Rechte und Freiheiten besonders angeben. Sie sind nicht mehr so ausgedehnt noch dieselben, welche ihnen Peter I. im Nystädtischen Frieden garantirt hatte, allein immer noch ansehnlich genug, um vor dem Adel Rußlands Vorzüge zu haben.

1. Seit 1721. war der Adel in beiden Herzogthümern frei von aller Rekrutenaushebung. Jetzt aber müssen alle Gutsbesitzer die Rekruten von ihren Erbleuten entweder in natura stellen, oder nach einem verhältnißmäßigen Anschlag mit Gelde bezahlen; gewöhnlich 300 Rubel im Durchschnitte für den Mann. Diese harte Auflage ist eine Hauptursache des Mißvergnügens und der Unzufriedenheit des Adels mit der jetzigen Russischen Regierung, zumal seitdem Paul I. schlechterdings die Rekruten in natura von ihnen foderte. Auch die Städte müssen Rekrutengelder

bezahlen, welche ungewohnte Auflage ihnen ebenfalls höchst verhaßt ist.

2. Lief- und Ehstland war von jeher von der Kopfsteuer frei. Seit dem Jahre 1785 aber muß von jedem männlichen Leibeigenen jährlich 1 Rubel Kopfsteuer bezahlt werden, welches eigentlich jeder Bauer, der neugebohrne Knabe sowohl als der erwerbende Mann, selbst abtragen sollte, sogar auch für seinen Knecht und dessen Kinder männlichen Geschlechts. Weil aber der Bauer schon vorher in traurigen Umständen war, so übernahm der Adel größtentheils die Bezahlung der Kopfsteuer, ohne jedoch immer von seinen Erbleuten Ersatz zu fodern, (es sei denn durch doppelte Frohnen,) und überliefert nun nach der letzten Revision von 1795 für seine Leibeigene in einer Summe das Geld an die Krone. Nur auf den Krongütern, die meistens verpachtet oder auf eine Reihe von Jahren, bisweilen auf Lebenszeit, verschenkt sind, müssen die Bauern selbst das Kopfgeld entrichten. Bei Gelegenheit der Einführung dieser Kopfsteuer entstand 1784 jene Empörung der Bauern, von der ich im zweiten Abschnitte Erwähnung gethan habe, die nur durch militärische Gewalt wieder gedämpft werden konnte, weil die Bauern durchaus in dem Wahne standen, die Bezahlung des Kopfgeldes mache sie frei und von aller Abhängigkeit von ihren Erbherren los.

3. Die Ritterschaft hat durch das ganze Land die Post und deren Verwaltung. Dies ist aber wieder mehr eine Last als eine Wohlthat, und die Krone ließ dem Adel dieses Prärogativ, weil es nicht viel einträgt. War vormals die Versorgung der Postbeamten und der Pferde eine weniger grosse Beschwerde, so ist sie es doch in den neuern Zeiten bei der Theurung der Fourage geworden. Es werden von Reisenden mit Extrapost für jedes Pferd alle Werst nur 4 Kopeken bezahlt, und für die ordinäre Briefpost, wie auch für Kuriere und Eilboten, die in Geschäften der Krone gehen, beträgt es nur halb so viel. Die Städte halten auf eigne Rechnung die Posten bis auf die nächsten Stationen. Sie müssen aber aus Höflichkeit unentgeldlich so viele Pferde geben, daß ihnen dieses Privilegium theuer zu stehen kommt und mehr Schaden als Nutzen bringt. Ordinäre fahrende Posten hat man im ganzen Russischen Reiche noch nicht.

4. Der Adel besetzt aus seiner Mitte die wichtigsten Landesstellen, und so ist ihm besonders durch die Vermehrung der Aemter nach der neuen Stadthalterschaftsverfassung eine neue Nahrungsquelle geöfnet worden. Dies ist zwar ein Vorrecht der Ritterschaft, bei den sie aber das, was sie auf der einen Seite gewinnt, auf der andern wieder verliert. Denn fürs erste sind bei weiten nicht alle Landesdienste dem Adel aus-

behalten; und da Zweitens dem neuen Adel eben so gut als dem alten die ausschliessenden Stellen ertheilt werden können, so ist für den letztern der Gewinn wirklich geringe: er wird aber drittens dadurch noch geringer, daß alle Aemter den Aufenthalt in der Stadt nothwendig machen, welcher wegen der damit verbundenen Kosten und des größern Aufwandes halber den Gehalt fast allemal weit übersteigt. Ehemals hatte die Ritterschaft ihr eignes Landrathskollegium, das aus zwölf Gliedern bestand, welches Paul I. auch wieder hergestellet hat. Seit 1783 aber bis 1797 war es gänzlich aufgehoben. Nach demselben war der eine Oberkirchenvorsteher, der andere Obervormund, der dritte Oberordnungsrichter, der vierte Oberpostkavalier, u. s. w. Jeder bekleidete seine eigne Funktion zum Besten des Landes. Die Ritterschaft hatte ehedem eine weit ausgedehntere Gerichtsbarkeit im Lande als jetzt. Sie besetzte aus ihren Mitgliedern die Kreisgerichte, die Ordnungs- oder Polizeigerichte auf dem Lande, die Niederlandgerichte u. s. w. Alles ist nun anders. Die Gerichte bekamen mit der neuen Verfassung im Jahre 1783 von der Krone bestellte Präsidenten, und die Edelleute sind nur Beisitzer, und können aus eigner Autorität wenig verfügen. Bei den Gerichten, vor welche Bauernhändel gehören, dem Niederlandgericht und der Niederrechtspflege, sind

jetzt auch Beisitzer vom Bauernstande; folglich hat die Würde eines Beisitzers wenig Gericht und Ansehen mehr. Die Ritterschaft konnte sonst auf ihren Landtagen nach eigner Willkühr und Einsicht Gesetze geben, die ohne Bestätigung der Regierung gültig waren. Diese Gewalt ist ihr jetzt auch genommen, oder doch sehr eingeschränkt worden. Jedem Gerichte ist noch überdies unter dem Titel eines Prokureurs oder Anwalds ein Aufseher gegeben worden, dessen Obliegenheit es ist, darauf zu sehen, nicht nur, ob zu gehöriger Zeit die Sitzungen gehalten werden, und keine Sache über die Gebühr aufgehalten wird, sondern auch, ob recht gerichtet worden ist, und diese Funktion ist ihnen von der Krone auf Zeit Lebens verliehen.

5. Der Adel hatte ehemals seine eigne Ritterschaftskasse, in welche die Einkünfte der ritterschaftlichen Güter, welche das Landrathskollegium besaß, flossen, und daraus die Administration des Landes bestritten wurde. Das Landrathskollegium hörte auf, und die Güter wurden mithin eingezogen, weil die Krone nun selbst die Kosten der Landesverwaltung übernahm. Dafür erhielten die zwölf Landräthe vorzugsweise den Titel als wirkliche Etatsräthe mit dem Prädikat Exzellenz. Ob dies ein verhältnismäsiger Ersatz für jenen schwer zu verschmerzenden Verlust war, wird jeder beurtheilen können. Die Ritterschaft

hat

hat nun keinen gewissen Fond mehr. Der angegebene Grund von der Aufhebung der Landrathsgüter, die Uebernahme der Kosten von Seiten der Krone, hatte einigen Schein; man muste aber, um ihn wahr zu finden, dabei vergessen, daß schon die Auflage der Kopfsteuer ein hinlängliches Aequivalent für die neuen Ausgaben war und sie völlig deckte. Dabei gieng noch der Nutze mit verlohren, den unbegüterte Edelleute, welchen die gemeinschaftlichen Güter um eine sehr billige Arrende überlassen wurden, davon zogen, und die Gesammtheit hatte gleichwohl zu mancherlei übrig gebliebenen Ausgaben noch einen Fond nöthig. Dennoch wurden sie eingezogen, und der Adel muste noch obendrein die darauf lastenden Schulden übernehmen, zu deren Tilgung neue Ausschreibungen gemacht werden musten. In wie fern dies Verfahren von der hohen Krone billig oder unbillig war, darüber gab es nur eine Stimme, auch behauptete man damals allgemein, Lief- und Ehstland habe in St. Petersburg seine großen Feinde, die es auf alle Weise verdächtig zu machen und zu schwächen suchten. Mit diesem Verluste der Ritterschaftsgüter und des Rechts des Alleinbesitzes des Landes, gieng auch wirklich ein wesentlicher Theil der ehemaligen Privilegien des Adels verlohren. Das aristokratisch-republikanische Ansehen der beiden Provinzen war dahin und wurde in ein monarchisches verwandelt. Die Herrlichkeit, der

Glanz

Glanz und die Alleinherrschaft des Adels sahen ihren letzten Tag; daher erklärte man sich auch einen sonderbaren Druckfehler in der damals gehaltenen Landtagsrede des nunmehr verstorbenen Oberpastor Dingelstädt in Riga, wo statt: bei der Beeidigung der Ritterschaft, bei der Beerdigung derselben, gedrukt stand. — Eine Folgs von der Uebertragung der Schulden auf den gesammten Adel war die, daß beim vorletzten Landtage die Schulden der Ehstländischen Ritterschaft allein, sich auf 90000 Rubel Banknoten beliefen, die nun der Adel aus eigenen Mitteln bezahlen muß. Billig hätte die Krone, da sie die Güter einzog, auch die darauf haftenden Schulden übernehmen sollen. Wie die Sache nunmehr, nach der Zurückgabe der Landrathsgüter durch den vorigen und jetzigen Kayser, ist relugirt worden, ist nicht zu meiner Kenntniß gekommen.

6. Zu dizsen scheinbaren Vortheilen ist noch der Vorzug des Liefs und Ehstländischen Adels vor dem Russischen und den Bürgerlichen zu rechnen, daß er von allen körperlichen Strafen befreiet ist, und sein Vermögen in keinem Falle konfiszirt werden kann. Wie hoch eine solche Milde bei Verbrechen zu schätzen sei, überlasse ich eines jeden Beurtheilung. Dagegen führe ich noch an, daß überhaupt die Verhältnisse des Russischen und Liefländischen Adels bei der Einführung der neuen

Ver-

Verfassung ganz verschieden waren. Der eine bekam neue Rechte, ohne etwas von seinen alten zu verlieren und ohne belastet zu werden; der andere wurde in seinen bisherigen eingeschränkt, und mußte die, welche er aus besonderer Gnade erhielt, mit neuen Auflagen erkaufen. Daher die Unzufriedenheit und das Murren bei der prekären Lage, bei allen Rechten und Freiheiten der erlauchten Ritterschaft.

7. Die Realabgaben von den Gütern sind meist auf dem alten Fuße geblieben. Die Schatzung beträgt von einem Revalschen Haken Landes 10 Rubel, und von einen Rigaschen 15 Rubel. An Proviant, nämlich Korn, Hafer und Heu, mußte jedes Gut, nach Maasgabe seiner Größe, etwas Gewisses an die Kaiserlichen Magazine liefern, welche unter der Aufsicht einer Proviantkommission stehen. Die Ritterschaft hielt um die Erlassung des Heu-Proviants an, weil dieser in den übrigen Russischen Provinzen auch nicht gewöhnlich sei, und die Kaiserin war so gnädig, ihr diese Abgabe zu erlassen. Die Einquartierung der stehenden Truppen auf den adlichen Gütern ist geblieben; doch giebt ihnen die Krone den Unterhalt. Eine neue Auflage ist die Abgabe von fünf Procent des Kaufgeldes bei jedem Verkaufe eines Grundstücks. Diese Abgabe heißt mit einem Russischen Worte Krepost, d. h. gerichtliche Bescheinigung, daß

die

die Krone die Versicherung und Garantirung des Besitzes übernimmt, und soll in dieser Rücksicht noch eine Wohlthat seyn. Was darüber gesagt werden könnte, wird jedem Leser selbst beifallen.

§. Der Adel hat das unumschränkte Recht, Handel und Landwirthschaft in der ausgedehntesten Bedeutung nach Willkühr zu treiben. Er kann zu dem Ende nicht nur freie Jagd und Fischfang halten, mit seinen Produkten zu Lande und Wasser ungestört handeln, Ziegel- und Kalkhütten, Mühlen, Krüge und Arbeitshäuser aufbauen; sondern auch Städte anlegen, Fabriken und Manufakturen errichten, und Kolonisten unter sein Gebiet anpflanzen. Diese mit dem Territorialrechte zusammenhängende Wirthschafts- und Handelsfreiheit ersetzt wieder manche Unannehmlichkeiten, die der Vasallenstand mit sich bringt, und schmeichelt der Einbildung des Adels in seiner geglaubten Größe. Sind gleich der Plackereien dabei viele, so ist es doch angenehm und wünschenswerth, auf einem Striche Landes, das mit Waldungen, Fluren und Seen abwechselt, den Zoll der Erde einzuärndten, und alles nach Willkühr aufs Beste zu benutzen. Weil aber fast jeder Stand sein eignes Prinzip hat, und, wenn er das aus den Augen verliert, um seine Kraft und sein Ansehen kommt, und zu einer kränklichen oder paralytischen Pflanze wird; so

sollte

sollte eigentlich der Adel keine Handlung treiben, weil nicht diese, sondern der Kriegsdienst, seine Bestimmung ist, und weil sonst sein ganzes Dichten und Trachten Gewinnsucht wird, da doch Ehre die Triebfeder seiner Handlungen seyn solte. Wenn dafür die Herren mehr für die Kultur ihres Geistes und Geschmacks Sorge trügen, statt selbst Schiffer oder Kaufleute zu seyn, damit sie nicht sogar der Gegenstand des Spottes und der Persiflage manches rüstigen Kraftgenies unter den Stadtbewohnern würden, die freilich an Rang und Einkünften fast immer unten, aber an Verstand und Witz meist über ihnen stehen.

Wenn man sich von der Lebensart, dem Luxus und Wohlleben des wohlhabendern Theils des Adels, besonders auf dem Lande, eine deutliche Vorstellung machen will, so muß man selbst mehrere Jahre mit ihm zusammen gelebt und das Treiben, Thun und Wesen mit angesehen haben. In der That wissen sich die Herren den Aufenthalt auf ihren Landgütern so reizend zu machen, daß sie gar leicht darüber die Stadt vergessen können. Eine etwas detaillirte Beschreibung einiger Landgüter, wo ich mehrere Jahre gelebt habe, wird einen Begriff von den Annehmlichkeiten des Landlebens, der Gesellschaften, Schmausereien, der Gastfreiheit, den Freuden der Tafel, der Jagd und dem ganzen herrschenden Tone bei den Edelleuten in Lief- und

Ehst-

Ehstland geben. Die Schilderung ihrer Lebensart kann überall von dem grösseren Theile derselben gelten. Im Ganzen betrachtet, leben sie mit weit mehrerem Aufwand, Pracht und Gemächlichkeit, obgleich nicht allemal mit demselben Geschmack und derselben Feinheit als der Adel in Deutschland. Dieser Prunk, die Verschwendung und der Luxus, welche jedem Ausländer im Anfange auffallen, äussern sich nicht etwa blos in einzelnen Theilen der Lebensart, sondern gehen durch alle Zweige derselben beinahe gleichen Schritt. Wohnung, Tafel, Gesellschaften, Bedienung, Equipage, alles ist hier, wohlverstanden beim reichern Edelmanne, auf einem glänzendern Fuße, als ich es auf deutschen Edelhöfen oder so genannten Rittergütern, gesehen habe. Da überall die größte Gastfreiheit herrscht, so wird das ganze Jahr hindurch des Besuchens kein Ende; vorzüglich sind Weihnachten, Pfingsten und Johannistag die Zeiten, wo es auf allen adlichen Landsitzen und zum Theil auch auf den Pastoraten, von Gästen und Fremden wimmelt. Man darf im geringsten nicht fürchten, beschwerlich zu fallen, vielmehr ist man zu jeder Zeit, auch als ein Unbekannter, herzlich willkommen, und zwar dann am liebsten, wann man anderwärts die Gäste am wenigsten gern sieht, nämlich zur Zeit des Mittag- und Abendessens. Man wünscht auch nicht, daß die Gäste nur schon wieder fort wären, sondern sucht sie so

lang

lang als möglich bei sich zu behalten; und dies ist selbst der Fall bei dem ärmern Adel, ob er gleich hier im Uebrigen eine eben so erbärmliche Rolle als in Deutschland spielt, und splendida miseria bei ihm auf der Tagesordnung steht. Daher ist ein beständiges Herumfahren von einem Gute zum andern; theils besuchen sich die Verwanden, theils die Nachbarn, und eine allgemeine Freude verbreitet sich, wenn der Zuruf erschallet: Fremde (Gäste) kommen! Da wird getanzt, musizirt, gespielt, spazieren gegangen und gefahren, kleine Abstecher auf Hofjagen, Pastorate, benachbarte Güter gemacht, eine Fisch- oder Jagdparthie veranstaltet, und überall herrscht die größte gesellschaftliche Ungezwungenheit. Man geht aus den Wohnzimmern in den Saal, um am Flügel, Klavier oder Fortepiano sich zu erholen; aus dem Speisezimmer in die Besuch- oder Gastzimmer, ans Billard, in die Vorstube, um seinen Leuten etwas zu befehlen, aus des Herrn Schreibezimmer in das Putzgemach der Dame oder der Fräuleins vom Hause, und keine ängstliche Aufmerksamkeit, keine steife Etikette, kein Zwang des Spiels fesselt Hände oder Füsse. Jeder hat Freiheit, zu thun oder zu lassen, was er will, zu gehen oder zu bleiben, im Garten oder im Hause sich zu amüsiren, sich zur Gesellschaft zu setzen, oder in Feld und Wald zu gehen. Das einzige Gesetz ist: daß keiner

den

den andern genire; und das gehet auf einem Gute wie auf dem andern, überall dieselbe Gastfreiheit für jeden rechtlichen Mann, er sei Bekannter oder Fremder, wenn er nur nicht, weder durch seinen Stand und Kleidung, noch durch seine Sitten, zur Klasse des Pöbels gehört, und je länger man bleibt, desto lieber siehet man es, weil man auf dem Lande, vornämlich im Winter, die Langeweile zu verscheuchen sucht. In vielen Häusern herrscht dabei die ausgesuchteste Eleganz, ein Luxus, der alle Vorstellung übersteigt, die schönste Ordnung und Bequemlichkeit, und gar oft Verschwendung und Ueberfluß. Ausländer erstaunen oft darüber und legen das Bekenntniß ab, daß sie sich dies nicht so vorgestellt hätten. Die Leser werden in diesem Buche noch weit öfterer Belege zu der mehrmals geäusserten Behauptung finden, daß man im Auslande noch viel zu unvollständige und unrichtige Begriffe von der Kultur und Lebensart in Lief- und Ehstland habe.

Die meisten Landgüter haben eine überaus angenehme, romantische Lage, an einem See oder Flusse, bekränzt von dem Saume eines Birken- oder Tannenwaldes. Das Verhältniß ihrer Frequenz hängt von der Nähe oder Weite einer grossen Landstraße, z. B. der Petersburgischen, Dorpatischen, Pernauischen ꝛc. ab. Oberpahlen, Kosch, Keblas, liegen in näher Entfernung von nicht unbeträchtlichen Flüssen; Werder, Matzal,

Kan-

Kandel nahe an den Ufern der Ostsee. Die Hauptwohnung auf den genannten Gütern ist im jetzigen bessern Geschmacke gebauet, mehrentheils zwei Stockwerke hoch, mit Balkons, von denen man eine vortrefliche Aussicht hat, und auf welchem im Sommer bisweilen des Abends gespeißt wird. Rechts oder im Auge schlängelt sich der blaue Fluß zwischen buschichten Ufern mahlerisch hin, und ein Thurm mit der Kirche, oder ein Ehstnisches Dorf, Pastorat, die sich in der Ferne über die Fläche erheben, verschönern die Gegend und die Aussicht auf dieselbe. Verschiedene Wege winden sich auf allen Seiten in die Gehäge, Holzungen und Kornfelder, und machen die Szene mannichfacher und lebendiger. Auf den weiten Wiesen in der Ferne weiden Heerden von Kühen, Ziegen, springen Pferde und Füllen muthig herum, und Schaafe oder Lämmer blöcken hinter ihnen auf grasigten Aeckern treibend. Die ländlichen Schauspiele der Heuärndte, der Kornärndte, des Pflügens und Säens, werden hier in mannichfaltiger Abwechselung vor unsern Augen aufgeführt. Dort jenes Gut liegt am Seestrande, bei einer weiten Bucht, deren Wasserspiegel mit Booten, Fischerkähnen und andern Fahrzeugen bedeckt ist. Gegen über die Insel Moon, auf welcher der Besitzer ein Chinesisches Lusthaus in einem reizenden Gehäge hat erbauen lassen, dahin man aus dem Saale und den übrigen in diesem Flügel befindlichen Zimmern die Aussicht hat. Man

sieht

ſieht blos das röthliche Dach zwiſchen den Spitzen der Bäume hervorragen. Auf einer andern Seite ein majeſtätiſcher dunkler Tannenwald, der zwar die Ausſicht beſchränkter, aber nicht weniger intereſſant macht. Von hieraus zieht ſich der Weg nach der Poſtage, immer längſt dem Fluſſe hin, der hier einige kleinen Inſeln bildet, zwiſchen lauter Birken und Erlengebüſchen. Enten, Schwäne und andere Waſſervögel ſchwimmen in bunter Mannichfaltigkeit auf dem Fluſſe herum, und verſtecken ſich im hohen Schilfe am ſchattichten Ufer, wenn man über die Brücke geht. Alleen von Linden, Boskaden mit grünen Raſenplätzen dazwiſchen, der ſanfte ſtille Fluß, in welchem ſich die Bäume ſpiegeln, der ſchweigende ferne Wald, ſind ein wahres Bild ländlicher Ruhe, die jedoch bald durch die lärmenden Geſellſchaften unterbrochen wird.

Denn ſiehe! bald früh macht ſich der Herr des Hauſes mit ſeinen Gäſten, oder wenn keine da ſind, mit ſeinen Söhnen, dem Hofmeiſter und einigen Bedienten, von zwanzig bis dreißig Hunden begleitet, auf die Bären- Wolfs- Fuchs- oder Haſenjagd. Sie ſitzen theils zu Pferde, theils auf Troſchken, oder kommen zu Fuße nach. Am Saume des Waldes trennt man ſich und dringet mit den Hunden hinein. Der Piqueur oder Anführer der Hunde, ſtößt ins Horn, und man hört das Winſeln, Heulen und Klaffen der begierigen Thiere. Das ſcheue Wild ſtürzt ſich

aus

aus dem Walde und hier empfangen es die Windhunde oder Bärenpacker. Seltener wird ein Bär oder Wolf geschossen, desto öfterer aber der schlaue Fuchs oder furchtsame Hase erlegt. Am Mittage, bisweilen erst des Abends zieht das wilde Heer mit etlichen Füchsen, einer Menge Hasen und einigen Dutzend Vögeln, wie im Triumpfe, nach Hause. Ist irgendwo das Englische Sprüchwort: much noise for nothing, (viel Lärmen um Nichts,) passend, so kann man es hier mit Recht sagen. Tüchtig ermüdet, nachdem man sich einen guten Appetit erjagt oder einen Braten geschossen hat, kommt man wieder auf dem Hofe an und findet die Mittagsmahlzeit bereit. Es sind indessen noch mehrere Gäste angekommen, die schon beim Voressen oder Imbiß sitzen. Es ist dies eine Gewohnheit, die durch ganz Rußland, Schweden, Liefs und Ehstland herrscht, daß man vor der Hauptmahlzeit erst ein kleines Frühstück oder etwas zum Anbiß nimmt, das in Kaviar, Lachs, Heering, Sardellen, Külloströmmlingen, oder geräucherten Sachen besteht, wobei ein Glas abgezogener Branntewein oder Liqueur, Aquavit ꝛc. präsentirt wird. Man nennt dies hier ein Schälchen, weil es ehedem in kleinen gläsernen Schalen ist herumgegeben worden. Manche Dame pflegt ohne Bedenken auch ein Schlückchen zu thun, und viele lassen es sich schon beim Imbiß

an

an dem besonders dazu aufgedeckten Tischchen, vor dem man blos stehend zulangt, so wol schmecken, daß sie bereits halb gesättigt an die Tafel kommen. Dieser Gebrauch herrscht durchgehends auch in den Städten in jedem Hause. — Jetzt kommen die Bedienten und bitten aus allen Zimmern, Gärten und vom Hofe die Herrschaften zum Essen. Gemeiniglich wird in guten Häusern in einem besondern Speisezimmer gegessen, das auch nach aufgehobener Tafel wieder verlässt, und dies nicht blos, wenn Besuch da ist, sondern alle Tage, wenn die Familie auch allein speist. Eigentliche Gastereien sind hier nicht im Gebrauche, denn die Tafeln sind beständig so besetzt und eingerichtet, daß jederzeit Gäste können empfangen und bewirthet werden. Daß alsdann, wenn gebetene oder gemeldete Gäste erscheinen, alles prächtiger und reichlicher ist, versteht sich von selbst. Nie aber werden Schmausereien lange vorher verkündigt, nie wird mit Prahlerei von Traktamenten gesprochen, auf die man sich ¼ Jahr vorher freuet, während man mit Hausmannskost vorlieb nimmt; auch finden hier keine förmlichen Einladungen zu Tische Statt wie in Sachsen oder Oesterreich der Gebrauch ist. Wer kommen will, wird mit Freuden empfangen, er mag sich haben melden lassen oder nicht; und wer einmahl in einem Hause bekannt ist, kann ohne alle Umstände, ungebeten, so oft er will zum

Be-

Besuch kommen, ohne Furcht, mit scheelem Auge aufgenommen zu werden.

In der Zubereitung, Mannichfaltigkeit und Delikatesse der Speisen herrscht ein Gemisch zwischen deutscher, französischer, schwedischer und russischer Kochkunst. Daher sieht man auf einmal auf derselben Tafel Potage, Klopffleisch, in Teig gebackene Fische, sauren Kohl mit geräuchertem Rossol *) und Deserts. Daß dabei alles dennoch auf den feinsten Wohlgeschmack und nach den zärtlichsten Gaumen berechnet und eingerichtet ist, bedarf wohl kaum einer Anzeige; auch läuft man gewiß nie Gefahr, von solchen hundbesetzten Tafeln ungesättigt, oder auch nur unbefriediget aufs zustehen, vielmehr fühlt der Schwache nach der Mahlzeit gemeiniglich durch die Erinnerung seines Magens Gewissensbisse wegen des Uebermaßes und der verletzten Diät. An Wein fehlt es dabei nicht; der gewöhnliche ist alter Franz, Medok, Margot, Petit Bourgogne, Pontak, und bei den Deserts werden Mallaga, Lünelle, Muskateller, oder bisweilen Champagner, Madera, Syrakuser u. a. m. hereingegeben. Eine Menge leib-

eig-

*) Russisch ausgesprochen rossohl, ist eine aus Fleisch, Hering, Zwiebeln, Rettig, Aepfeln und rothen Rüben mit Essig zubereitete kalte Speise, die aus Rußland herrührt, und wie dort, gemeiniglich zu Anfange der Mahlzeit, oder als ein Vor- oder Beiessen, genossen wird.

eigner Bedienten stehet auf jeden Wink bereit, das Benöthigte zu bringen, die Teller, Messer, Gabeln und Löffel zu wechseln, die kleinen Zwischenspeisen zuzureichen und öfters einzugießen. An kostbarem Bakwerk, leckern Eingemachten, wohlschmeckenden pikanten Saucen, schönen Fischen, Wild und Geflügel herrscht der vollste Ueberfluß und die ausgesuchteste Mannichfaltigkeit. Die Tische möchten sich bisweilen unter der Last der Schüsseln biegen, die sie drücken. Dabei kommen denn freilich auch manche sonderbare, etwas derbe Nationalgerichte und feste nahrhafte Speisen, wie sie das Klima erfodert, mit vor. Hieher gehört z. B. der Liefs- und Ehstland ganz eigenthümliche und nur da allein gut gekochte Bierkäse, eine Art von Milchsuppe, die man gern des Abends isset. Sie besteht aus Milch mit etwas Bier gemischt, wodurch ein Theil der erstern gerinnt. Man trinkt sie auch aus Gläsern und sie findet hier viele Liebhaber, aber in Deutschland kennt man sie nicht, und würde ihr auch wenig Geschmack abgewinnen können. Ferner eine Art Blutklöße, die man Balten oder Ket nennt, Wurst von Blut, Fettwürfeln und Mehl gemacht, und im Wasser hart gesotten, die dann in Scheiben geschnitten, in Butter gebraten, gegessen und von vielen als etwas Delikates gefunden wird. Puddro oder Ofenbrei, ein dicker im Ofen gebackner Brei von Grütze mit einer

braue

braunen Oberrinde, der mit Rahm und Zucker gegessen wird und sehr wohlschmeckt. Hierher sind auch die mancherlei Arten von Grützwürsten zu rechnen, welche mit Blut, Fett und Grütze gefüllt sind, und in allerlei Formen auf den Tisch kommen. Am ekelhaftesten fand ich den sogenannten Kälbertanz, d. i. die zu einer harten breiähnlichen Spriſe eingekochte erste dicke und fette Milch von einer Kuh, die so eben erst gekalbet hat. Auf gute Tafeln in Häusern, wo Geschmack herrscht, kommt alles dieses nicht. — Ausser jenen benannten Speisen und Getränken stehen noch die süssesten Säfte von Kirschen, rothen Stachel-, Kranichs- und Himbeeren, Barberitzen ꝛc. als leckerhafte Zusätze zum Gebackenen oder Braten; die Plat de mesage mit Zucker, Zimmt, Pfeffer, Ingwer, Oel und Essig, Salz und Citronen, auf jeder Tafel, selbst wenn man auch nur für sich speißt. Englisches Bier, Porter; Meth, glashelles Landbier, wovon manches an Güte und Wohlgeschmack das Englische erreicht, oder Wasser mit Wein, kann jeder nach Belieben von den Bedienten fodern, die sogleich damit aufwarten. Die Zahl der Schüsseln ist bei jedem Edelmanne, wenn er für sich isset, in der Woche des Mittags vier, Abends drei; Sonntags aber fünf bis sechs; bei grossen Schmausereien aber nicht bestimmt, sondern richtet sich nach dem Geschmack, Reichthum und Aufwand

eines jeden. Die Zeit, sich zu Tische zu sezzen, ist des Mittags ordentlich um 12 oder 1 Uhr, Abends um 7 oder 8; doch bisweilen auch später, wenn die Gesellschaft zahlreich oder noch nicht zusammen, oder eben in einer interessanten Spielpartie begriffen ist. Ueberhaupt machen die Freuden der Tafel einen wesentlichen Theil in dem Geschmack und Leben der Liefländischen Edelleute aus, und sie legen einen hohen Werth auf dieselben. Der Ruhm des Mannes, auf dessen Gute Küche und Keller wohl bestellt ist, wo man gut aufgenommen wird, und gut ißt und trinkt, erschallet weit und breit, und zieht aus der Nähe und Ferne viele Gäste herbei. Eine fette Tafel giebt Anspräche auf die glänzendsten Gesellschaften und man hört es gern, wenn man in dem Lobe steht, daß auf dem und dem Gute ein geschickter Koch ist, und gute Weine auf den Tisch kommen. Man beeifert sich, es einander darin zuvor zu thun, und nicht nur die meisten Fremden zu haben, sondern auch den besten Tisch zu führen.

In Oberpahlen, dem Schauplatze meiner Freuden in Ehstland, auf Kokk, und Matzal, beim General von Patkul, dem Grafen Steinbock und Rittmeister von Manderstern, war, da sie ihre eigne Kapelle von leibeigenen Musikanten, unter Anleitung eines oder zweier deutscher Meister hatten, alle Sonntage, da das Gewühl meistens am stärksten war, Mittags und Abends Tafelmusik. Dabei wurden Gesundheiten, be-

sonders zur Zeit des letzten Schwedenkrieges, auf das Wohl des Kaiserlichen Hauses unter Pauken und Trompeten, getrunken, auch beim Friedensfeste, da großes Diner und noch glänzenderes Souper gehalten wurde, aus kleinen Kanonen gefeuert. Eben dies geschah auf alle Geburts- und Nahmenstage des Herrn und der Frau vom Hause, der Kinder und eines vielleicht eben in Hause wohnenden Verwandten, wozu der benachbarte Adel allemal sehr zahlreich eingeladen wurde. Bei Musik und Tanz bis tief in die Nacht hinein, herrschte allgemeine Freude, und es waren Tage der Wonne und des Vergnügens, für Herrschaften und Bediente. Nach Tische zerstreute man sich. Einige giengen in die Bibliothek um zu lesen, andere ans Klavier oder Fortepiano, noch andere ins Billardzimmer zu einer Parthie Garambole. Manche machen eine kleine Exkursion auf das Pastorat oder nächste Gut, gehen, fahren, oder reiten spazieren, oder widmen ihre Aufmerksamkeit einer neuen Anlage, einem angefangenen Baue, einem ökonomischen Versuche; einige hüpfen, scherzen und schwatzen, oder setzen sich an den Spieltisch; andere sind im Garten, oder halten Mittagsruhe auf einem Bette oder Sopha, bis die Theezeit sie alle wieder im Konversationszimmer zusammenbringt. Da wird von Zeitungen, vom Wetter, Kalender, von der Landwirthschaft, von Stadt- und Landneuigkeiten, Nachbarsgeschichten und

St.

St. Petersburger Vorfallenheiten gesprochen, dann wieder gespielt, und dabei Punsch oder Bischoff herumgegeben und so lange gesessen, bis das Abendessen fertig ist. Nach demselben wird der Ball eröfnet, und abermals Punsch, Limonade ꝛc. getrunken, so lange, bis der Schlaf einen nach dem andern unmerklich wegjagt. Dabei herrscht die gröste Ungebundenheit, jeder bleibt so lange er will, bei der Tafel, beim Spiel, beim Ball, am Billard, bis er dessen satt wird. Dazwischen sitzen oder spatzieren ganze Gruppen im Saale auf und ab, sprechen und rauchen dabei ihre Pfeife, und wählen sich nach ihrem Geschmack ihre Gesellschafter. Es ist überhaupt bei grosen Zusammenkünften, so lange man nicht durch Musik, Spiel oder Tanz engagirt ist, der gewöhnliche Fall, daß jeder in dem großen Zirkel, den man oft vor Menschen nicht an Menschen kommen kann, einen kleinen Zirkel um sich her versammelt, in welchen er nur einige wenige hineinzieht, mit denen er gern spricht: daß also in mancher einzigen großen Gesellschaft oft zehen, funfzehn und mehr kleine Gesellschaften angetroffen werden. So werden große Gesellschaftssäle ein wahres Bild der Welt und der menschlichen Gesellschaft überhaupt, in der sich jeder seine kleine Gesellschaft zusammensucht, die er seine Freunde nennt, und mit denen er sich am liebsten unterhält, da indeß die andern von uns ungespro-

chen

chen vorüber gehen. — Wer sich auf dies kleine Zirkelmachen in großen Zirkeln nicht versteht, der empfindet oft in den größten Gesellschaften die größte Langeweile. Und sind lauter wüste Menschen, Sybariten, Sardanapale bei einander; so hat der denkende Kopf, und wenn ihre Anzahl noch so groß ist, und er sich noch so gut aufs Zirkelmachen versteht, dennoch leere Stühle vor sich. Ist einer dann vollends noch launig, eigensinnig, von eitelm Stolze, sich besser und weiser als andere zu dünken, aufgeblasen, sind ihm die Menschen nie gut genug; so ist er in einer solchen gemischten Gesellschaft gar verlohren. Man muß die Menschen nehmen, wie sie sind, sonst verleidet man sich selbst alle Freude, alles Vergnügen im gesellschaftlichen Leben, und bleibt einsam mitten unter Menschen, blos darum, weil wir uns ihnen nicht mittheilen wollen. Eine adliche Dame versicherte mir daher auch einst, von einem Obersten mehrmals die Klage gehört zu haben, daß er in adlichen Gesellschaften nie so vergnügt sei, als in gemischten Zusammenkünften, wo auch Bürgerliche mit Zutritt hätten, und wo man nach seinem Geschmack seine Gesellschaften wählen könne. Von Pferden, Hunden, Jagd u. dergl. wollten die adlichen Herrn doch auch nicht immer sprechen, und so säßen sie gemeiniglich stumm da. Er fände daher bei ihnen nie die lehrreiche, vernünftige Unterhal-

Haltung, die er stets in guter bürgerlichen Gesellschaft hätte. Zum Glück giebt es herzlichen gemischte Gesellschaften in adlichen Häußern genug. Nicht nur der Hofmeister und Prediger sind allemal dabei, sondern gar oft auch Gelehrte, Aerzte, Professoren, Kaufleute, Sekretäre aus den Städten, und benachbarte Prediger und Hofmeister, die einander besuchen, und als Gäste mit auf den Edelhof genommen werden.

Besonders glänzend und zahlreich waren dergleichen adliche Kotterien zur Zeit des schwedischen Kriegs 1789 und 1790. Selten verging eine Woche, daß nicht gefangene schwedische Offiziere durch das Land transportirt wurden, und wo sie vor einem Gute vorbeikamen, wurden sie eingeladen. Der benachbarte Adel fand sich allemal zahlreich mit dabei ein, weil immer tüchtig geschmauset wurde. So waren nicht selten 50 und 60, ja einmal sogar 120 Personen im Schlosse Oberpahlen beisammen. Die schwedischen Offiziere genossen viele Achtung und Ehre; ihrer waren bisweilen allein 15, 20, einmal 62, die vom General Paikul aus dem Traiteur, wo sie Rasttag hielten, auf das Schloß zum Mittag und Abendessen gebeten wurden. Der Besuchs- und Einladungsschwindel schien um diese Zeit alle adliche Häuser in der ganzen Gegend ergriffen zu haben, denn es thaten dies ihm mehrere nach. Der sammelnde Schwarm wälzte sich

von

von einem Gute zum andern. Viele darunter kannten einander gar nicht. Manche waren dem Kreismarschall v. Bock aus St. Petersburg gefolgt, und durchstreiften so mit seiner Gesellschaft das Land von Gut zu Gut. Alle schwelgten und praßten von dem sauren Schweiße des armen Bauern, der sein bitteres Brod mühselig suchen muß, und dieser Gedanke verbitterte mir oft die schönsten Freuden, und verleidete mir die fröhlichste Gesellschaft und die besten Gerichte, deren oft 20 und 30 die Tafel besetzten. Es wurde gespielt; Imperiale, Dukaten und Rubel bedeckten die Spieltische und flogen aus einer Hand in die andere. Ein Legationsrath von Oetting hatte die Dukaten aus Petersburg mitgebracht und vergeudete sie in Liefland. Viele Schweden verloren ihre königliche Gage und gelben Münzpfennige an Russische Offiziere oder Ehstländische Edelleute. Musik und Tanz beschäftigten eine Menge anderer, die nicht mitspielten. Ein Uhr des Mittags, und 9 Uhr des Abends setzte man sich gewöhnlich erst zur Tafel. An andern Tischen saßen die Kinder: Wein und Englisch Bier floß. Die meisten saßen, viele standen, manche liefen herum, tanzten um den Tisch nach dem Takt der Tafelmusik, setzten sich wieder und aßen. Um vier und zwölf Uhr wurde die Tafel gehoben und dann noch ein Paar Stunden gepunscht und getanzt. Nach zwei Uhr theilte sich der Schwarm, um auf wollüstigen Lagern

sich

sich einem andern Taumel zu überlassen. — Hier war es auch, wo ich einmal an einem Tage in einem Saale jenes Gemisch von den meisten Europäischen Sprachen hörte, dessen ich im ersten Bande gedacht habe, und das in seiner Art einzig war. Deutsch, Russisch, Schwedisch, Französisch, (mit den Damen) Englisch, Holländisch, (zwischen einigen Offizieren von diesen Nationen, die in Schwedischen Diensten waren,) Italiänisch zwischen den Lieutenant Arcovito, einen Neapolitaner, der ohnlängst als Sieger in Baltischport gewesen war, und einem Mönche von dem Orden der barmherzigen Brüder, der aus Italien gekommen war und Allmosen einsammelte, Lettisch und Ehstnisch, (von den Domestiken,) und Wallachisch, ein verdorbenes Italiänisch, (zwischen dem General Patkul und einem die Schweden führenden, alten Offizier, der weiland mit dem General im Türkenkriege in der Wallachei gestanden hatte.) Nie, selbst in Petersburg und Hamburg nicht, habe ich etwas Aehnliches gehört, und werde es auch so leicht nicht wieder hören. Dieses Sybaritische Leben erneuerte sich zu der damaligen Zeit fast jeden Sonntag, bald auf diesem, bald auf einem andern Gute.

Eine andere sehr ergiebige Quelle zu Zerstreuungen, Feten und Schmausereien sind die Jahrmärkte auf manchen Gütern mit den dabei gewöhn-

wöhnlichen Lustbarkeiten. Nicht jedes Gut hat das Recht, einen Vieh- und Jahrmarkt zu halten, aber doch ist beinahe in jedem Kirchspiele eins, das dieses Privilegium besitzt. Gemeiniglich nimmt das ganze Gau in der Nähe und Ferne Theil daran, und das Getümmel wälzt sich vornämlich nach dem Hofe hin, wo der Marktplatz ist. Gegen 2000 Pferde, 20 bis 30 Kaufleute aus den Städten, eine unzählige Menge Leute der Bauern und Bediente; Bürger und Handwerksgesellen die Hülle und Fülle drängen sich auf diesem Platze zusammen, und auf dem Hofe wimmelt es vom Adel mit seinen prächtigen Equipagen und Livréen. Wie ein Feen-Pallast, durchaus erleuchtet, schimmert er des Abends durch die dunkle Ferne. Und inwendig dreht und wälzt es sich in bunten Reihen nach dem Takte der Tanzmusik im hohen gewölbten Sale. Kronleuchter werfen in den sieben Farben des Regenbogens ihren Schein über die lange wohlbesetzte Tafel, an der jeder nach Gefallen stehend oder sitzend isset, von derselben aufsteht, ans Fenster geht, um das Laternengewühl auf dem Marktplatze zu sehen, und das Jauchzen und den Jubel halbtrunkener Zecher in den Krügen und Garküchen zu hören, oder eine Dalcinée unter den rothbäckigen frischen Bauerdirnen zu suchen; nachher wieder kommt, sich abermals hinsetzt, und gleich darauf einem andern Platz macht, um keinen zu genieren und allen es wohl

sein

seyn zu lassen. Der gefällige gastfreie Wirth geht indessen in allen Zimmern herum, ermahnt zum Lustigseyn, und fragt die Bedienten, ob auch alle Gäste gehörig bewirthet werden. Da sitzen einige und spielen Karte, dort in jenem Zimmer sind welche am Billard. Hier eine Gruppe von Damen, die auf und um das Sofa herumsitzen, dort ein Zirkel von Herren, die ein lustruktives politisches Gespräch unterhalten. Auf einmal erhebt sich alles und geht in den Saal, um zu tanzen, oder Pfänder, und andere Gesellschaftsspiele vorzuschlagen. Den andern Tag wird sämmtlich auf den Markt gefahren, in Kutschen, auf Troschken, und im Winter — auf Schlitten; Alles besehen, Pferde verkauft oder vertauscht, Kleinigkeiten eingehandelt, Nippes den Damen geschenkt, Bauern ausgeschol-ten oder geprügelt; (daß ja auch hier die gros-herrliche Gewalt sich zeige, wiewohl auch man-cher Deutsche etwas wegbekommt, weil bei solchen Gelegenheiten die Bauern ihre Stärke kennen, —) oder es wird auf ein Paar Stun-den ein Herr Nachbar, der Pastor, die Hof-lage, besucht, und darauf wieder zu neuen Schmäu-sen auf den Hof zurückgefahren, bis die drei Tage des Jahrmarkts und somit der Karnevals-zeit vorüber sind. Alles fährt dann traurig, man-cher übergesättigt und mit krankem Magen davon, wenn er nicht schon vorher über Indigestionen ge-klagt hatte. — Das Spiel macht bei solchen

Zusammenkünften der adlichen Welt auch hier die vorzüglichste Unterhaltung aus; deswegen hat aber der Nichtspieler keine Langeweile. Er findet zehnerlei andre Amüsements und Zeitvertreibe. Da fast immer hoch gespielt wird, kann auch nicht jeder mit daran Theil nehmen. Bisweilen treten auch Leidenschaften mit ins Spiel, deren man sich sonst schämen würde, und Streit- und Gewinnsucht brechen nur gar zu oft aus. Das Gespräch über das vorige Spiel dauert selbst noch beim Theetische and an der Tafel fort, und die ernsthaftesten Männer halten es nicht unter ihrer Würde, die verwickelten Touren des Whist oder Boston zu zergliedern, und tiefsinnige Untersuchungen darüber anzustellen. Mit der wichtigsten Miene von der Welt und mit einer Erinnerungskraft, die beinahe alle Vorstellung übersteigt, erzählen sie die interessantesten Verwickelungen aus der gestrigen Parthie. Was jeder Mitspieler für Karten hatte, was hätte ausgespielt und zugeworfen werden sollen, aus welchen Gründen, wie der Erfolg war, — alles dies hört man mit der größten Umständlichkeit und mit einem Ernste, als gälte es das Wohl des Russischen Reichs, vortragen. Mancher hat wohl eher im Farao sein ganzes Gut auf das Glück einer Karte gesetzt, oder wenigstens seine diesjährige Aerndte, und Kutsche und Pferde, Bedienten und Uhr verspielt. Baron Cl. verlohr einst sein zweites ihm noch

übrige

übrig gebliebenes Gut K., das auf 40,000 Rubel geschätzt wurde, mit einer Karte an den Landsrath von St...., das ihm dieser, in Rücksicht auf seine acht Kinder, edelmüthig zurückschenkte, und sich, dafür blos die diesjährige Revenüe des Gutes vorbehielt. Als die Aerndte kam, sandte er seine Schnitter, und ließ von des Barons Feldern alles Getraide wegführen, um ihn vielleicht dadurch nachdenkend zu machen. Alles half nichts: das Wohlleben in Saus und Braus, das Feiern aller Geburts- und Nahmenstage, die Spielwuth hielt so lange an, bis auch das letzte Gut so verschuldet war, daß es verkauft werden mußte. Derselbe Ruin traf auf ganz gleiche Art den noch weit reichern Rittmeister von M., der ein Vermögen von mehr als 300,000 Rubel in vier schönen Landgütern, in seinem 43ten Jahre verschwelgt hatte, und kaum noch den Lehrer seiner Kinder bezahlen konnte, als er seinen Abschied nahm. Ein anderer, Major von Pl...n, brachte durch Spiel und unaufhörliche Gastereien, durch kostbares Bauen und Pferdeliebhaberei, sein Erbgut von beinahe 500,000 Rubel durch.

Seine Bedienten nimmt der Adel durchgängig aus seinen Leibeigenen. Nothwendigkeit und Sitte haben den Gebrauch, viele Domestiken zu halten, allgemein gemacht. Da müssen nicht nur drei bis vier Stubenbedienten und eben so viel Stubenmädchen, sondern auch zwei Weber, ein

ein bis zwei Köche, ein Küchenjunge, ein Küchenmädchen, ein Schuster, ein Schreiner, ein Böttcher; ein Kutscher, zwei Stallknechte, ein Vorreiter, eine Wirthin oder Ausgeberin, bisweilen ein Schneider und Haushofmeister, am Hofe seyn. Zu Hause gehen sie gewöhnlich nicht in Livrée, sondern in kurzen Kamisölern; jene tragen sie nur, wenn Besuch da ist, oder ausgefahren wird. Oft sind diese vielen Bedienten einander mehr hinderlich, und gemeiniglich wird man da, wo wenigere sind, prompter und besser bedient. Um sie abzurichten, müssen sie erst, so wie sie der Herr aus dem Dorfe genommen hat, vier ganzer Wochen blos zusehen und eine stumme Person spielen, ehe sie sich das tölpische, plumpe Wesen nur etwas abgewöhnen, und mit Tellern, Gläßern, Schüsseln und Bouteillen ꝛc. umgehen lernen. Nach und nach lernen sie bei Tische mit aufwarten, frisiren, balbiren, die Kochkunst, in der sie vortrefliche Meister werden, das künstliche Reiten, Kutschenfahren u. s. w. die Mädchen das Nähen, Waschen, Plätten, Spinnen u. s. f. Der Nachtheil ist bei so vielen Leuten unvermeidlich, daß sich oftmals einer auf den andern verläßt, und dadurch die Faulheit unter ihnen begünstiget wird. Eben die häuslichen Beschäftigungen, welche in Deutschland und Frankreich ein Bedienter, ein oder zwei Mädchen verrichten, erfodern hier wenigstens drei Kerle und

eben

eben so viel Dirnen. Weibliche Bediente werden nie oder selten zum Aufwarten bei der Tafel oder im Zimmer gebraucht: ihre Bestimmung ist das Aufputzen, Kehren, die Küche, Wäsche und Wartung der Kinder. Alle übrige Dienste werden durch männliche Bedienten besorgt. Manche Edelleute ziehen auch ihre natürlichen Kinder, (ausser der Ehe erzeugten Freien,) zu ihren Bedienten an, und kleiden sie besser als die Erbleute, ganz auf deutschen Fuß, lassen sie auch bisweilen noch etwas nebenher lernen. Andere kaufen geschickte Köche oder Friseurs und Raseurs, da denn der Mittelpreis eines solchen 300, und eines Mädchens 100 bis 150 Rubel ist. — Der Kutscher hat auf den meisten Gütern 20 bis 30, oft noch mehr Pferde unter seiner Disciplin. Unter ihm stehen die Stalljungen und Reitknechte. In Equipagen wird großer Luxus getrieben. Ich kannte Edelleute, die zwei, drei englische Wagen, jeden zu 1000 bis 1500 Rubel, etliche halbe Wagen und Chaisen, und zwei, drei auch mehr Droschken hatten. General Baskirl hatte zwei Kutscher, einen Deutschen für seine Gemahlin, und einen Ehsten für sich, einen Neapolitaner und einen andern von Füchsen, sechs arabische Reitpferde, zwei türkische Beschäler, und noch zehn bis zwölf andere Pferde zu Transportfuhren und zum Schlittenfahren. Häufig ist es auch im Gebrauche, einen Russischen oder sogenann-

Russen Jämtschikszug zu halten. Das Charakteristische desselben besteht darin, daß jedes Pferd eine andere Farbe hat als die übrigen, wenigstens dürfen nie zwei Pferde von einerlei Farbe neben einander gespannt werden. Der Kutscher und Vorreiter, d. h. der das erste linke Handpferd reitet, müssen ganz auf Russische Art gekleidet seyn. Es gehört nur ein Russischer bizarrer Geschmack zu solch einem Gemengsel, in Deutschland würde es wenig Beifall, aber desto mehr Belacher finden. Manche lassen auch noch, wenn sie recht Gala machen, einen als Husaren oder Heiduken gekleideten Leibeignen von den Stallknechten, neben der reiten. Die Droschka und das Troberfahren habe ich im Vorhergehenden beschrieben. Noch gebraucht man häufig zum Fortbringen der Handwerker oder Verwalter aus der Stadt oder von fremden Gütern, die Kibitka. Dies ist eine Art Kasten mit Matten, Wachstuch oder grober Leinwand, (Segeltuch,) bedeckter Postkalesche ähnlich, auf den Schwungbäumen und vier Rädern ruhend. Inwendig sind keine Sitze, sondern man legt Heu oder Kissen hinein, und streckt sich der Länge nach darauf hin. Die Anspanne ist wie bei der Droschke, mit dem Unterschiede, daß oft drei bis vier Pferde neben einander vorgespannt werden. Diese Art zu fahren ist auch von den Russen entlehnt, und ihrer bedienen sich oft die vornehmsten Herrschaften auf Reisen,

selbst wenn sie mit englischen Wagen fahren. Die Pferde ziehen mit mehr Leichtigkeit und Gleichheit an, und man kommt schneller fort. Es ist auch gar kein ungewöhnlicher Anblick, einen prächtigen oder eleganten Wagen mit vier bis sechs elenden Mähren bespannt zu sehen, die alle von ungleicher Farbe, und statt des Geschirrs von Riemen, mit Stricken an den Wagen gespannt sind. Der Kutscher trägt hier und da bisweilen noch einen langen Bart, der anfangs das Auge beleidigt, durch die Gewohnheit aber bald ein erträglicher Anblick wird. Bei Reisen auf dem Lande wird selten unter sechsen gefahren, besonders wenn Damen mit im Wagen sitzen, daher man auch nirgends häufiger sechsspännige Equipagen sieht, als in Liefs- und Ehstland; in Städten darf nur der General und die gleiches Ranges sind, mit sechsen fahren, jeder simple Edelmann fährt mit zweien. Daß man äusserst schnell fährt, ist wohl kaum zu erwähnen nöthig, da in ganz Rußland das schnelle Fahren allgemein im Gebrauch ist, besonders mit Droschken und Chaisen; aber auch sechsspännige Wagen im gestreckten Gallopp auf den Landstraßen jagen zu sehen, ist nichts ungewöhnliches, so lieb sonst auch die Herren ihre Pferde haben.

Der Aufwand in Kleidern ist so übertrieben nicht als der Luxus in Equipagen. Zwar ist man nicht zurückgeblieben, aber man zieht doch mehr

die

die Simplicität dem eiteln Prunke und bunten Schmucke vor. Gold sieht man jetzt gar nicht mehr auf den Kleidern der Herren, sie müsten denn Offiziere seyn oder gewesen seyn: der einfache Englische Geschmack ist der herrschende. Man kann in den glänzendsten Gesellschaften im Frak erscheinen, und jedem stehet es ohne Anstoß frei, sich nach seinem Geschmack zu kleiden, wenn es nur nicht in Ziererei und Sonderlingslaune ausartet. Neue Trachten, die an Uebertreibung oder französische Unanständigkeit gränzen, werden weder beim weiblichen noch männlichen Geschlecht allgemein. Ein stuzermäßiger Anzug wird überall ein Gegenstand des Spottes und Gelächters. Viele Edelleute, besonders die in Civildiensten der Krone stehen, kleiden sich in die Revalsche und Rigasche Stadthalterschaftsuniform, d. i. in einen hellblauen Rock mit gelben Knöpfen und weisen oder pallefarbenen Weste und Beinkleidern. Seit der neuen Kleiderordnung unter Paul I. ist vieles wieder anders geworden, denn da brach ein förmlicher Rock-Westen-Hosen-Hut-Halstuch-Stiefeln- und Schuhkrieg aus. Alles was in deutschen Kleidern ging, muste einen dreieckigen Hut ohne Kokarde tragen. Das Halstuch muste recht dünne und ganz glatt sein, und durfte keine Schleife haben. Der Rock muste ohne Klappen, bei Leibe nicht frakmäßig sein, sondern ganz gerade herunter, nur mit einer Reihe Knöpfe besetzt, wie ihn uns

sere Vorfahren trugen. Er muste einen steifen stehenden Kragen ohne Ueberschlag haben und von einerlei Farbe mit dem Tuche seyn. Keine Gilets, keine Pantalons wurden statuirt, denn die kamen von den Jakobinern her, und sind mit ihrer Lehre und ihren gottlosen Grundsätzen inficirt. Die Westen mußten Schößen und auch nur eine Reihe Knöpfe haben. Die Stiefeln durften keine Kragen haben, auch keine Halbstiefeln getragen werden. Die Schuhe musten mit Schnallen, und nicht mit Bändern versehen sein. Die Bedienten aber konnten Kragen tragen, so viel und von welcher Farbe sie wollten, auch konnten sie runde Hüte und Schleifen am Halstuche haben. Seit Alexander I. Regierungsantritt kann sich wieder jeder kleiden wie er will. — Im Anzuge und Putze der Damen herrscht, wie billig, ein grösserer Aufwand, zumal da auch hier das Modejournal den Geldbeutel der Väter und Männer in Kontribution setzt. Weis ist die beliebteste Tracht, doch sieht man auch häufig buntfarbige Ostindische Zeuge und einfarbige oder schangierende Taffete.

Ueber die große Gastfreiheit des Adels habe ich schon an mehrern Stellen dieses Buchs zur Ehre des Landes so viel gesagt, daß ich hier blos noch etwas über die Art, wie sie ausgeübt wird, hinzufügen will. In keinem Lande Europens hat diese edle Tugend ihren Sitz so allgemein aufgeschlagen als hier, eine Behauptung, wel-

welche durch das Zeugnis und die dankbare Beistimmung aller Fremden und Ausländer, bestätigt wird. Darum gefällt es auch den meisten so wohl, daß unter zwanzigen kaum einer wieder in sein Vaterland zurückkehrt, und das Sprüchwort also Grund hat: Liefland ist ein Bliefland. Die Quellen oder die Motive dieser herrlichen Sitte liegen theils in der allgemeinen Geselligkeit, theils in der Begierde, immer etwas Neues zu sehen und zu hören, auch in dem Wohlstande, in welchem hier beinahe jedermann lebt, der sich zu den Deutschen zählt, vorzüglich der Adel. Diese Geselligkeit, dieser Durst nach Bekanntschaft und Unterhaltung treibt nicht etwa blos unter Freunden und Verwanden, wie in England oder Hamburg; nein, sie erstreckt sich auf jedermann, und wird in unumschränktem Maase ausgeübt. Wer nur Lust hat, einzukehren, ist willkommen, findet die beste Aufnahme, die angenehmste Bewirthung. Sie schränkt sich nicht blos auf Unterhaltung, oder ein Paar Tassen Kaffee, Bier und Tabak ein, sie hat nicht mit der Annäherung der Abendmalzeit ein Ende, sondern sie erstreckt sich auf den gemeinschaftlichen Genuß aller Freuden des Lebens, auf mehrere Tage und Nächte. Ein Edelmann oder Prediger würde es sich zum Schimpf rechnen, einen Gast oder Fremden, der unter sein Dach eingekehrt ist, seiner Straße nach ziehen zu lassen, zu einer Zeit,

um deren willen er vielleicht gerade gekommen war, weil er in einem Kruge das Nachtquartier nicht nehmen wollte. Mit einer Art von Verwunderung fragt man, wenn der Gast sechs oder zehen Uhr Anstalt zum Wegfahren macht: „ mein Gott, Sie werden ja jetzt nicht fortwollen? Sie bleiben bei uns.“ — Und da schmückt man die Tafel nicht etwa mit den übrig gebliebenen Brokken von Mittag oder gestern, sondern frische Gerichte, jeder gute Bissen sind dem Mitgenusse gereicht. Viele haben daher das ganze Jahr hindurch weder Tisch noch Wohnung, sondern sie ziehen von Gut zu Gut, welches man auf die Wurst herumfahren heist, eine Sitte, die vielleicht von der Adventszeit ihren Ursprung hat, wenn die meisten Schweine geschlachtet werden. Solche en garçon lebende fahrende Ritter liegen manchmal drei bis vier Wochen in ihrer Bekannten Häusern und scheinen so lange ganz mit zur Familie zu gehören. Man behandelt sie als Mitglieder des Hauses, ohne es sie nur im mindesten fühlen zu lassen, daß sie das Gnadenbrod essen. Ein solches wegwerfendes Betragen würde empören und in der ganzen Gegend bekannt werden. Selbst unter den gröſten Gesellschaften sitzt ein solcher Gast mit oben an und genießt dieselbe Achtung wie die übrigen Gäste. In vielen Häusern sind Pflegesöhne und Pflegetöchter verarmter Edelleute oder unbemittelter Predigerwittwen, die

kuentgeldlich mit aller Anſtändigkeit gleich den Kindern des Hauſes behandelt, und ſo gut wie ſie erzogen, gekleidet und unterhalten werden.

Gegen die Damen wird nicht allemal jene ſteife Aufmerkſamkeit oder gefällige Huldigung beobachtet, die ſich in andern Ländern das ſtärkere Geſchlecht gegen das ſchwächere zum Geſetz gemacht zu haben ſcheint. Man raucht ohne Bedenken, ſelbſt wenn man mit einer Dame ſpricht, Tabak, vernachläſſigt oft in ihrer Gegenwart die ihnen angemeſſenen Unterhaltungsſtoffe oder jenen Konverſationston, der ihnen immer am meiſten gefällt, d. i. Tändeleien, Scherz und Schäkereien. Sie ſind auch darin ſehr gefällig und nachſichtsvoll, und rächen ſich für bei Tiſch oder beim Thee angeſponnene Zeitungsgeſpräche, bei denen ſie gemeiniglich gänzlich ſchweigen, höchſtens dadurch, daß ſie keine bunte Reihe machen, und auch nach Tiſche in beſondern Zirkel zuſammen treten, oder gar in andere Zimmer gehen und da ganz ungebunden ihren Schnickſchnack treiben. Werden ſie zu einem Spiele eingeladen oder in ein Geſpräch verflochten, ſo ſind ſie die Trockenheit ſelbſt und ſchrecken durch ihren kalten Ton und ihre gleichgültigen Manieren jeden ab. Daß es einzelne Ausnahmen gebe, bedarf kaum einer Erinnerung, und daß bei alle dem die geſellige Ungezwungenheit im geringſten nicht leide, erhellet aus der Zeichnung ſelbſt. Man ſucht hier allen alles zu ſein, ſtimmt ſich zu jemandes kleinen Liebhabereien mit liebenswür-

würdiger Gefälligkeit herab, und sucht so interessant und unterhaltend als möglich zu werden. Dieses zuvorkommende Bestreben, dem andern zu sein, was er wünschen könnte, daß man ihm sein möchte, polirt freilich den Menschen, verwischt aber auch den natürlichen Charakter und überzieht ihn mit einer geschminkten Tünche. Indessen ist das fast in jeder Gesellschaft von gutem Tone der Fall und beinahe unvermeidlich. Dafür ist man von einer andern Seite desto ofner: denn es findet kein gezwungenes, etikettenmäsiges Bitten oder Nöthigen Statt, so gern man sonst jedem ein volles Maas des Genusses gönnt, und es gern sieht, wenn es ihn schmeckt und sonst gefällt. Die Gourmandise geht in vielen Häusern (von weniger feinem Tone) so weit, daß man nicht einmal immer, ohne ein Sonderling zu scheinen, die Regeln der Mäsigkeit beobachten kann; denn man stehet, wenn man nicht recht stark isset, in dem Wahne, als schmecke einem das Essen nicht, als sei man ein Leckerer und Kostverächter, oder ein Hypochondrist und Eigensinn, und der Himmel weiß, was noch mehr. Essen ist hier zu Lande mit ein Hauptingredienz zu einem günstigen Vorurtheil. Wer nicht viel isset, wird für ungesund gehalten; wer mäsig isset, den hält man nicht für einen Mäsigen, sondern für einen Speisenverächter und verwöhnten Gaumen. Viel essen und wenig arbeiten, gehört mit zum guten Tone; „das ist ein Mann comme

il

[illegible]," sagt man von dem, der seinen Bauch recht anfüllet und keine Schüssel vorbeigehen läßt. Das Beste dabei ist, daß man doch wenigstens nicht gezwungen wird, zu essen. Auch ist die Dauer des Besuchs, der Gegenwart, oder die Art und Weise des Abschiednehmens und Entfernens durch kein Cerimonialgesetz bestimmt. Man kömmt als ein ungebetener Gast, man bleibt, so lange es behagt, und geht ohne Geräusch, gewöhnlich in der Stille weg, auf sein Zimmer oder zu Bette, ja man fährt gar bisweilen auf und davon, blos damit man nicht durch ein lärmendes Abschiednehmen die ganze Gesellschaft in Aufruhr bringe, im Tanz oder Spiel störe und seinen genire. Es würde auch wirklich unartig seyn und einen Mangel an Feinheit verrathen, durch sein kahles Kompliment eine Gesellschaft, in der oft Generale, Obersten, Majore, Räthe, Präsidenten, Kammerherren, Gardeoffiziere, Kreismarschälle, Gelehrte, Pröbste, Kaufleute ꝛc. zusammen vermischt sind, zu stören. Dabei ist man im höchsten Grade tolerant. die Fragen: wer bist du? wer sind deine Aeltern? welcher Religion bist du zugethan? fallen ganz weg und verleiden einem nie die geselligen Freuden. Jeder Gesittete und Mann von Talenten hat Ansprüche auf allemeine Achtung. Man berührt selten eine Seite, die das Gefühl der Individualität, Niedrigkeit oder sonst eines beschämenden Verhältnisses

rege machte. — Denselben Stempel der Ungebundenheit tragen überhaupt alle häusliche Feste in adlichen Familien, Geburts- und Nahmensfeste, Einweihung eines neuerbauten Wohnhauses, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnisse. Bei allen herrscht Freiheit, Zwanglosigkeit, welche sich eben so sehr von der etikettenmäßigen Steifheit der Deutschen, als von der unbegränzten Licenz der Franzosen entfernt. Keine Mode, keine Gewohnheit ist so allgemein und tyrannisch, von der man nicht nach Zeit, Umständen und Bequemlichkeit eine Ausnahme machen könnte. Nirgends giebt es weniger Formalitäten und Cäremonien, und nirgends zieht die Vernachlässigung derselben so wenig Tadel oder üble Nachrede zu. Es wird nicht das geringste Aufheben oder Aufsehen dabei gemacht und die größten Gastmähler sind eben so bald vergessen, als sie unvermuthet gegeben wurden. Jedes wird auf eine von dem andern abweichende Art begangen; kein Etikettengesez schreibt die Zahl der Schüsseln, die Gattungen der Weine, überhaupt den Aufwand vor, und kein Cäremoniel wacht über die Beobachtung kleinstädtischer ärmlicher Formen. Ueber solche Bokebeuteleien ist man hinaus und überläßt sie nur noch den Handwerkern, Küstern und Verwaltern.

Das Innere des häuslichen Lebens und der ehelichen Glückseligkeit vollkommen zu schildern, ist bei einer Klasse von Menschen, die ihre wah-

ren

ten Verhältnisse oft so fein zu verstecken weiß, beinahe unmöglich, wenigstens ein sehr gewagtes und mißliches Unternehmen. Ich will jedoch auch hierüber meine wenigen Bemerkungen mittheilen, so viel ich derselben bei einem langen Umgange mit dem Adel zu machen Gelegenheit gehabt habe. Da das Land eher der Boden ist, auf welchem die zarte Pflanze der stillen häuslichen Freuden keimen kann, als große und schwelgerische Städte; so läßt sich schon a priori der Schluß machen, daß man, — mit gewissen Ausnahmen, — unter dem Landadel mehr Geschmack an einfachen, ländlichen Freuden findet, und in vielen Häußern ruhiger und geräuschloser lebt, als an Oertern, wo der herrschende Ton Genuß und Veränderung geworden ist. Nicht überall geht es in einem solchen Wirbel von Gesellschaften und Ergötzlichkeiten, in den ich vorhin meine Leser führte, sondern bei vielen wohldenkenden und einfach lebenden Edelleuten stehet man das wahre Bild ehelicher Glückseligkeit in gemeinschaftlicher Berathschlagung, gegenseitiger Liebe und Mittheilung; obschon nicht zu läugnen ist, daß man eben so viele Häußer findet, wo Konvenienz die Ehe stiftete, und Untreue mit ihren Gefährten im Hinterhalte sitzt. Daher dem Unzufriedenheit, Entfremdung, ja Ehescheidung keine ganz ungewöhnlichen Erscheinungen sind, zumal wenn mancher Mann sich in dem gehofften Vermögen seiner Frau

betrogen findet. So zwang einst ein gewisser Herr von P. mit der Pistole in der Hand, seine Gemahlin, ihm das Licht zu halten, während er eines seiner leibeignen Mädchen schändete, blos um jene zu nöthigen, auf die Ehescheidung wider ihn zu klagen. Ein anderer hatte sich durch die 100,000 Rubel, welche ihm seine Braut in ihrem vierzehnten Jahre mitgebracht hatte, sechs Güter erworben, ward ihrer bald überdrüssig, weil sie es, unklug genug, ihm fühlen ließ, daß er sein Glück durch sie gemacht habe, reisete Jahr aus, Jahr ein, nach Petersburg, Reval und Riga und weiter im Lande herum, und blieb kaum ein paar Monate im Sommer auf seinen Landgütern, vermied aber sorgfältig, auf dem zu seyn, wo seine unerträgliche Frau sich aufhielt, und ließ sich endlich in ihrem zehnten Jahre völlig von ihr scheiden. Er gab ihr zwei Güter, beide 80,000 Rubel am Werthe, und sie verlebt jetzt traurig ihre Tage auf der Insel Oesel. — Ein Baron von F., nachher in der durch die Russen bewirkten traurigen Katastrophe Pohlens ein bekannter General, hielt sich auf seinem Gute ein ganzes Serail von leibeignen Ehstnischen Mädchen, und bat es sich als Belohnung für seine vieljährigen Dienste von der Kaiserin Katharina II. zu Gnaden aus, daß er von seiner Gemahlin, die ihn dennoch immer zärtlich liebte, geschieden würde, was auch

das

das Konsistorium in Riesal endlich that. — Der Kapitän von T....n hatte dessen keinen Hehl, daß er [illegible] Kinder habe, seine ehelichen mit seiner Gemahlin rechtmäßig erzeugten; dann Hofs-Kinder, mit Hofsmädchen erzielte; und Dorfs-Kinder, mit hübschen Bauerndirnen in den Dörfern seines Gebiets zu Tage geförderte kleine Weltbürger. Ein Verwandter aus dieser fruchtbaren Familie, Hans von T....n, ein im ganzen Lande bekannter Sybarit und Wollüstling, hatte sich vorgenommen, 100 Kinder zu zeugen und mit einem andern Edelmann deswegen eine Wette angestellt. Zu dem Ende hielt er eine Menge Beischläferinnen von deutschen und ehstnischen Mädchen, und zeugte auch wirklich in einer Reihe von Jahren einige 70 Kinder mit ihnen, wurde aber durch den Tod an der Vollendung seines löblichen Vornehmens gehindert. Im übrigen bekümmerte er sich wenig um die Erhaltung und Auferziehung der jungen Sprößlinge des adlichen Stammes. —

Wirthschaftlichkeit ist zwar gerade nicht immer die Haupttugend einer adlichen Dame in Ehstland, so wenig als der meisten Revalerinnen, und sie lassen gewöhnlich ihre Ausgeberin und andere weibliche Domestiken wirthschaften. Die Tafel ist immer überflüssig besetzt und so eingerichtet, daß noch drei bis vier ungebetene Gäste mit satt werden können; wohlleben, schmausen, spielen,

tan-

mäßigsten Unterricht von geschickten Lehrmeistern, den sie in der Folge auf Schulen und Universitäten im Auslande fortsetzte, und mit Reisen in Deutschland, Frankreich, England, Italien, Holland und in der Schweiz beschloß. Vier bis Jahren fiel nun freilich das [illegible] bey den Komplinationen unter Paul I. ganz weg. Indessen hat diese Bildung und Verfeinerung den gesegneten Einfluß auf ein menschlicheres Betragen gegen die der adlichen Willkühr unterworfenen Sklaven doch noch nicht gezeigt, den man billig von der Politur dieser sonst so feinen Herren zu erwarten befugt wäre. Auch ist durch alles Studieren und Reisen noch bei den wenigsten eine wahre Liebe zu den Wissenschaften, und einer gründlichen Erlernung derselben, so wenig als die Tendenz zu ächter Aufklärung und Humanität geweckt worden. Es besteht das meiste in äusserer Bildung, Klugheit und Feinheit; wahre und reine Moralität aber und Selbstdenken, als der letzte Zweck aller Kultur, als das Wesentliche, was aus wirklicher wohlverstandner Aufklärung hervorgeht, wird kaum das Loos einiger wenigen wahrhaft edlen und weisen Männer seyn. Ausser mehrern selbst an der Regierung des Landes Theil habenden Individuen, sitzen auf ihren Landgütern viele, auf die man nicht mit dem geringsten Grunde das

Didicisse fideliter artes,
Emollit mores, nec sinit esse ferox,

Treu

Treu sich den Künsten weihn,
Macht unsre Sitten mild, und lehrt uns
menschlich seyn,

anwenden könnte. Zur Ehre eines großen Theils des Ehstländischen Adels muß ich aber auch sagen, daß ich unter demselben Männer gekannt habe, die jedem Lande Ehre machen würden, und die meine ganze Achtung und Verehrung mit sich nahmen, wenn ich mit ihnen in Gesellschaft gewesen war. Ein solcher war der Herr von Knorring, der Kreismarschall von Hellwig, von Brewern, Gustav von Baranoff, der jetzige Gouverneur Langell in Reval, der Landrath von Patkull, u. a. m. Ueber sie ist nicht nur im ganzen Lande eine Stimme, wenn das Urtheil ihre Rechtschaffenheit und Herzensgüte betraf, sondern auch wenn von ihren Talenten und Kenntnissen die Rede war. Diese Männer hatten aber auch alle eine gute Erziehung genossen, und in der Folge durch Lektüre, Reisen und Umgang sich selbst noch vollends ausgebildet. Wenige andere gleichen ihnen. Manche haben sich durch einige Schriften bekannt gemacht, andere durch gute und weise Einrichtungen auf ihren Gütern sich Achtung und Ruhm erworben. Verbänden die Einsichtsvollen unter ihnen mit ihren Einsichten auch allemal den guten Willen, so würde man öfterer die Früchte ihrer Bemühungen sprießen und

gedeihen sehen, wie dies an verschiedenen Orten wirklich der Fall ist. Die Jugend wird [illegible] besser unterrichtet, und das Augenmerk der Obern ist auf vernünftigere Schulhalter und geschicktere Prediger gerichtet. Da aber leider solche schätzbare Herren sich nicht viel häufiger als das Gold unter den Metallen finden, so kann ihr Einfluß sich nicht gar zu weit erstrecken. Dagegen wirkt das Beispiel derer, die sich durch Herzensgüte auszeichnen, vielleicht mehr, da ihre Anzahl zugleich beträchtlicher ist. Unter ihrer Herrschaft genießen die Bauern mehr natürliche Rechte und Freiheit, wenn sich auch sonst von ihren Einrichtungen zur Bildung des Geistes derselben eben nicht viel erwarten läßt. Da das gute Herz nicht allemal mit einem großen Verstande gepaart ist, und dabei nur eine nützliche Nebenrolle spielt. Unter diesen findet man noch viele alte rechtgläubige Seelen, strenge Eiferer für das System der Orthodoxie, gute, biedere, ehrliche Deutsche Degenknöpfe, die alle Sonntage ihre Predigt lesen oder sich vorlesen lassen, und Gott damit zu dienen glauben

Bei weitem der größte Theil des Adels hat bei aller seiner Kultur, durch das Interesse kräftig gegängelt, noch immer folgende zwei sehr gangbare Maximen, und führt sie auch beständig im Munde: „Man muß den Bauer in Religions- und Rechts„sachen nicht aufklären, oder ihn hellere und bessere

„Be-

„Begriffe beibringen, als er bis jetzt hat.“ Und: „Man muß seinen Erwerb mit seiner Arbeit in ein solches Verhältniß setzen, daß er nicht mehr „als nur das höchstnothdürftige Auskommen habe, „damit ihm der Kitzel vergehe.“ Wohin diese Grundsätze führen, und zu welchem Endzwecke die Verbreitung derselben dient, läßt sich mit halbsehenden Augen erkennen. Ich sprach einst mit dem Herrn von M. über Bauernaufklärung, und brachte Bauers Noth- und Hülfsbüchlein, ins Ehstnische übersetzt, mit. Da meinte Herr v. M. gleichwohl, es sei besser, den Bauer in seiner Dummheit zu erhalten, als ihn zum klugen Menschen zu machen, weil er bei der erstern sich weit glücklicher befände, hingegen wenn er klug würde, gar tolle Streiche angäbe und sich scheel zu machen suchen würde. Das letztere ist immer der Stein des Anstoßens. Es half nichts, daß ich und einer meiner Freunde ihm manche gegründete Einwendung dagegen machten. Ein so gescheiter Kopf und guter Mann er sonst war, so glich er doch, wenn er auf diesen Punkt kam, den meisten seiner übrigen Standesbrüder; er blieb bei seiner Behauptung aus dem obigen Grunde, und setzte hinzu, er wisse Beispiele, daß Bauern, die kaum etwas schreiben gelernt hätten, sich Freibriefe geschrieben hätten und damit durchgegangen wären. Es sei mithin immer besser, wenn sie weiter nichts lernten, als ihren

Katechismus lesen, und die fünf Hauptstücke auswendig wüßten. Das sei genug und mehr ihnen schädlich. Eine ganz ähnliche Behauptung äußerte der Major U . . . ff, daß es nämlich nicht gut sei, wenn die Aufklärung allgemein würde, weil dann jeder seine Größe und Würde als Mensch fühlen lernte, und folglich sich nicht mehr von einem Höhern despotischen lassen würde. „Am wenigsten muß der Bauer „aufgeklärt werden. Gott bewahre, sonst sind „wir alle verlohren. Lasse ihn der Pastor seinen „Katechismus lernen, und lehre ihn, sich nicht „zu besaufen, nicht zu stehlen, nicht zu huren, „niemanden todt zu schlagen und fleißig in die Kir„che zu gehen, so ist das genug!" — Eine ganz andere Sprache führte der Herr von Knorring. Wenn andere Adliche in seiner Gesellschaft von Bauernsachen, Prügeln und Ruthengeben sich unterhielten; so sprach er von Gegenständen aus der Natur, der Kunst, der Litteratur, und schien jedesmal Langeweile zu haben, wenn er in das Konversationszimmer trat. Einst galt das Gespräch auch dem Adel und der französischen Revolution. Der Pastor Ignatius von Haggers, ein freimüthiger Vertheidiger der Menschenrechte, und Freund der Kantischen Philosophie, behauptete, daß auch der hiesige Adel viel von seinen ehemaligen Rechten verlohren habe, z. B. das Recht über Leben und Tod seiner Leibeigenen, die

Ge-

Gewalt, bürgerliche Personen und freie Leute in seinem Dienste ungestraft zu schlagen u. s. w. und richtete darauf seine Anrede an den Herrn von Knorring: „hören Sie, Herr v. K., Sie sind „kein wahrer Edelmann; Sie haben das Recht über „Leben und Tod Ihrer Bauern nicht mehr." „Da „bewahre mich der Himmel, daß ich unter dieser „Bedingung ein solcher je werde," antwortete Herr v. K. lächelnd.

Aber woher so selten dergleichen vernünftige, der Menschheit Ehre machenden Aeusserungen? woraus ist das Zurückstehen der Bildung des Geistes, welches bei so vielen Herren von Adel so sichtbar ist, zu erklären, da doch die meisten einen guten Unterricht erhalten und sich auf Reisen bilden? — Ausser mancherlei andern Ursachen will ich hier blos folgende anführen, welche vors nämlich das weitere Fortschreiten in der Aufklärung und Kultur hindern, schlechte Erziehung, zu frühes Anstellen und Avancement bei dem Militär, und zu häufige Belohnungen ohne Verdienste. Bei den allermeisten jungen Adlichen herrscht der Wahn, als wenn sie nur deswegen auf der Erde lebten, um die Güter ihrer Aeltern zu erben. Diese sonst schon bekannte Bemerkung habe ich während meines langen Aufenthaltes in Liefs- und Ehstland häufig bestätigt gefunden und oft aus eigner Erfahrung zu machen Gelegenheit gehabt.

Jun-

Junge Erben, die es wissen, daß sie dereinst viel Geld und Güter hinterlassen bekommen, verlassen sich nunmehr gänzlich auf diese oft so betrügliche Aussicht, behandeln alles, was Kunst, Anstrengung und Eifer erfodert, mit Nachlässigkeit, Gleichgültigkeit, ja wohl gar mit Verachtung, und überlassen sich der Trägheit, und — als wenn sie mit Kutschern und Jahrknechten in eine Klasse gehörten, — der einzigen Pferdeliebhaberei. Wissenschaften, Künste, Kultur des Geistes und alle andern Verdienste und Vollkommenheiten, durch welche sie sich vor andern, über die sie sich so erhaben glauben, auszeichnen sollten, halten sie für unnöthig oder überflüssig, theils weil ihnen solche Gedanken nicht selten durch die Schmeicheleien ihrer Bedienten eingeflößt werden, theils weil der nämliche thörichte, eitle Wahn auch unter ihren Aeltern, ja zum Theil wohl gar unter ihren Lehrern herrscht. Solche verwahrloste und in dergleichen albernen Einbildungen aufgewachsene hohwohlgebohrne Schwachköpfe und dummdreiste Wichte taugen freilich hernach in der Welt zu weiter nichts, als die armen Bauern zu schinden, Hunde zu dressiren, Pferde abzurichten, den Hasen nachzuhetzen, und ihre Familien, Gelder Güter und Häuser in ununterbrochener Reihe auf ihre Nachkommen fortzupflanzen. Daher kommt es aber auch, daß solche in Gesellschaften die allererbärmlichste Rolle spielen, und nichts als

von

von Pferden, Ställen, Wagen, schlechten Wegen, Gütern, von der Jagd, dem Walde und dergleichen zu sprechen wissen, und da, wo diese Artikel nicht abgehandelt werden, die stumme Person machen und lächerlich werden. Und gleichwohl sind dies die allergewöhnlichsten Gegenstände der Unterhaltung in den meisten hiesigen adlichen Gesellschaften, wenn nicht Tanz, Spiel oder Musik einen andern Zeitvertreib gewähren. Die Kinder hören dies mit an, und allmählig nimmt ihr Vorstellungsvermögen dieselbe Richtung: ihr ganzer Ideenkreis dreht sich um solche Dinge herum, sie gewinnen sie lieb, weil sie täglich sehen und hören, daß die Erwachsenen sie lieben, sie amalgamiren sich damit, hängen mit ganzer Seele daran, und diese ist nun für alle andere Eindrücke verschlossen. Kein Wunder dann, wenn alle Vorstellungen eines vernünftigen Lehrers nichts fruchten. Er redet in den Wind; „ich brauche „das ja nicht, denkt und sagt manches junge Herr„chen, „ich kann einmal von meinem Vermögen, „von meinen Gütern leben, wozu soll ich mich „plagen?“ Und leider schweigen bei solchen Aeusserungen viele Aeltern stille. Dazu kommt die Leibeigenschaft, der tägliche Anblick gemishandelter, niedergetretener Menschen, welcher früh die Seele verwildert, alles gute Gefühl ertödet, und statt Besserung nothwendig Verschlimmerung des Charakters wirken muß. Wo Leibeigenschaft Statt fin-

findet, da können die obern Klassen nie wahre Bildung, Aufklärung, Menschenliebe, Patriotismus haben. Wenn der junge Erbherr von seinen Reisen wieder auf seinen Gütern anlangt, wieder unter Halbmenschen ist, in deren Mitte er aufwuchs; so legt er was er lernte, die Sekte, statt es auszuüben. Nun wirkt das Beispiel der Leibeignen selbst auf ihn zurück. Daher bei manchen die Völlerei, die unbezwingbare Rohheit — oft bei dem feinsten Anstriche die berüchtigte Lebensart vieler reicher Edelleute auf ihren Gütern. Auch machen die einseitigen Bestimmungen und die täglichen Geschäfte der Erbherren, es ihnen beinahe unmöglich, gute, edle Männer zu bleiben. Daher bei vielen der Adelstolz, der sie den andern Ständen so verhaßt macht, daher die hohen Vorstellungen von sich und ihrer Größe, in der sie oft, so roh sie auch selbst seyn mögen, von der Bildung reden, die sie den Bauern verschaffen. Mit der Muttermilch schon saugen sie Verachtung gegen ihre unglücklichen Brüder ein, und von Kindheit auf lernen sie dieselben als Wesen niederer Art, die nur zu ihrem Dienst da sind, als Stücke ihres Vermögens ansehen, und hören täglich neue Arten des Drucks und tyrannischer Spekulationen als sinnreiche Erfindungen, als Beweise der Einsicht und Klugheit preisen. Missethaten scheinen hingegen wider diese Unglücklichen auch nicht einmal

denk

denkbar, da gegen sie alles erlaubt ist. Hauptsächlich daher erkläre ich mir die Erscheinung, daß so wenige tüchtige Subjekte unter den hiesigen ausländischen Adel gezogen werden; die Lauheit und Gleichgültigkeit für Alles, was Kultur, Gelehrsamkeit, Bildung, Geschmack, scientivische und sittliche Vollkommenheit heißt. Mit solchen Gesinnungen gehen und kommen nun auch viele zu und von der Universität, arm an Kenntnissen, verwahrloset an sittlicher Bildung, und voll Begierde, das Verstudierte wieder zu erwerben. Die Folge läßt sich dann leicht errathen. Die Landesstellen, Gerichte und andere zur Verwaltung der Justiz gehörigen Posten werden mit Stümpern, Unwissenden und Gecken besetzt, welche nun die Richter ihrer Mitbürger sind. Das Publikum seufzt, ist aber zu gutmüthig und furchtsam, um Klage zu erheben, und — es bleibt beim Alten. Bauer Umstände, welche die wahre Kultur unter den höhern Ständen theils überall, theils besonders in Ehst- und Liefland nicht wenig hindern. Dies weitläuftiger hier auszuführen, gehöret nicht zu meinem Zweck. Ein Theil davon führt auf allgemeine Betrachtungen und ein anderer Theil wird noch im sechsten Abschnitte vorkommen. — Leset und lernet nur dies einstweilen, ihr Adlichen! damit ihr nicht, wie jener alte Offizier, den Jacobus Major für einen Major haltet; damit ihr die Gothische Baukunst nicht in Gotha sucht;

damit ihr cremor Tartari und Krimmische Tartern nicht für eins nehmet; damit ihr den Tuchhändler nicht anfahret, wenn er euch, da ihr doch General seid, statt Generalcharten Specialcharten bringt; damit ihr euch nicht wundert, daß man vor Troja weder Kanonen noch Schießpulver brauchte; damit ihr nicht auffahret, wenn ihr auf der Wache stehet, daß das Aequinoctium passirt sei, ohne sich im Thore anzugeben zu haben, noch einen ehrlichen Mann arretirt, der stellatim gehen wollte, und vom euch für einen Dieb, der stehlen wollte, halten wurde; daß ihr es nicht macht, wie jener Assessor im Oberlandgerichte zu N. . . . ., als der Sekretär eine Schrift einreichte, deren er unter andern hieß: „daß die Sache sich so verhalte, bezeugt schon Justinian der an einem Orte sagt“ ꝛc. weil er der Sache nicht wohl traute, kaum so viel Geduld hatte, bis hierher lesen zu hören, und mit halbverbissenem Aerger ausrief: „Wie? was? Justinian sagts? wer ist dieser Justinian? was hat der drein zu reden? wartet, laßt den Kerl nur kommen, wir wollen ihn mit der Karbatsche schon fortbringen!“ — und was der albernen Dinge mehr sind, die man dem Adel aus purem Haß und Neid, ohne allen Grund der Wahrheit, nachredet.

Zu frühes Anstellen und Avancement beim Militär, ist ein zweites Hinder-

nis

nis in dem Vorschreiten der Kultur und Aufklärung. Unter Katharina der zweiten war es der gewöhnliche Gang, um sich so früh wie möglich einen Rang zu verschaffen, daß die Aeltern ihre Söhne schon in der Wiege bei der Garde einschreiben liessen, so daß Kinder von 6 bis 8 Jahren als schon Wachtmeister oder Kornet waren, und funfzigjährige Graubärte unter sich hatten. Sobald sie erwachsen und dem Unterrichte des Hofmeisters entlaufen waren, reiseten sie nach St. Petersburg, traten ihre Dienste als Kornet oder Wachtmeister an, brachten es bald darauf durch Bestechungen dahin, daß sie unter ein Feldregiment mit einem höhern Range kamen, ein Paar Monate Dienste thaten, Urlaub nahmen und nach Hause reiseten. Da saßen sie denn hinter dem Ofen und bei der Frau Mama, und avancirten indessen immer fort, während alte verdiente Offiziere sitzen blieben. Dann brachten sie es bald wieder dahin, daß sie abermals zu einem andern Regimente mit noch höherem Range kamen, wo sie endlich bald ihren Abschied nahmen und gewöhnlich als Majore nach Hause kamen, heiratheten, sich ein Gut vom Vater geben oder kaufen ließen, es verwalteten und nach Herzenslust Kinder zeugten. Daher wimmelt auch das ganze Land von Rittmeistern und Majoren, so, daß einst ein etwas derber Ausländer zu einem der letztern, der ihm

uns

unverschämt begegnet hatte, sagte: „wo man „hier hinspuckt, trift man allemal einen Ma„jor" — Ob beide Arten von Militärdienſten, bei der jetzigen ſtrengen Verfaſſung des Militärs ſeit Paul I. noch fernerhin Statt finden werden, daran habe ich billig Urſache zu zweifeln. Die Folge dieſes Avancirens ohne Verdienſte war, daß kein junger Edelmann ſich Mühe gab, etwas Gründliches zu lernen, alſo in Kenntniſſen immer weit zurück blieb, und daß der Dienſt bei der Garde nie gute Soldaten bildete, ja eigentlich gar kein Dienſt war, weil vor den Reſidenzſchen Schlöſſern Schildwache ſtehen, weder Kunſt noch Kenntniß erfodert. Wer aber dies behauptete, beleidigte die Intereſſenten gar ſehr. Es wollte den jungen Herren ſamt und ſonders nicht in den Kopf, daß die beſten Offiziere die würden, welche von unten auf gedient haben. Sie behaupteten immer, der Dienſt bei der Garde ſei der allerbeſte, der Edelmann könne nicht die Dienſte des gemeinen Soldaten und Unteroffiziers thun, ſich nicht beim Bauer im Quartier aufhalten, nicht ſo ſchlecht leben; es ſchicke ſich nicht für ihn, den Stock gegen einen Gemeinen aufzuheben, und was der ſaubern Gründe mehr ſind. Führt man die Beiſpiele Peter I. des Grafen Münch, Schwerin, Turenne, und anderer großen Fürſten und Feldherren an, die ſich nicht ſcheuten, den Dienſt von unten anzufan-

gen, so heißt es jedesmal: „die jetzigen Zeiten „sind nicht mehr die vorigen". Es half nichts, daß die Kaiserin Katharina II., um dem Unwesen zu steuern und den Adel zu Kriegsdiensten zu zwingen, das Gesetz gab: daß keiner aus dem Adel Hoffnung hat, einen Civildienst zu bekommen, und keiner in den Sessionen auf den Landtagen gewählt werden oder mit ballotiren, ja nicht einmal in der Stadt mit zwei Pferden fahren darf, der nicht Kriegsdienste gethan hat. Es blieb nach wie vor; das Einschreiben bei der Garde war so allgemein, daß man 7000 Ueberzählige rechnete. Ganz junge Leute ohne Talente, Verdienste und Geschicklichkeit, übersprangen alte würdige Krieger; die Offiziere, welche die Nachricht von einem glücklichen Ereignisse, einer gewonnenen Schlacht, einem Siege, einer eroberten Festung, nach St. Petersburg brachten, wurden allemal avancirt. Wären sie immer verdiente Männer, und besonders solche gewesen, die das glückliche Ereigniß, das sie meldeten, mit hätten erkämpfen helfen; so würde ein solches Avancement unschädlich gewesen seyn. So aber waren es bisweilen bloße Lieblinge, denen man empor helfen wollte, ganz junge Leute, die nicht einmal den Charakter verdienten, den sie schon zuvor hatten. Diese Leichtigkeit zu avanciren, machte, daß sie alle Anstrengung, alle Mühe, allen Fleis verachteten. Ich habe welche gekannt,

die

die in ihrem 19ten Jahre Major, im 25ten Obristlieutenant und im 27 Obersten waren, ohne den geringsten Dienst im Felde, ja sonst bei der Armee gethan zu haben. Einer wurde Major, blos weil er beim General Michelssohn Jägermeister gewesen, mit ihm alle Jagdpartheien gemacht hatte, und als ein vortrefflicher Schütze empfohlen worden war. Von Taktik, Mathematik und den Kriegswissenschaften überhaupt, wußte seine Seele nicht die ersten Begriffe.

Dies führt mich auf ein drittes allgemeines Hinderniß der Kultur unter dem Adel, auf die häufigen Belohnungen ohne Verdienste. — Nicht nur Avancement, sondern auch Orden, Medaillen, Geld, goldene Degen, brillantene Hutschleifen, Ringe und Bauern, sind immer bereit, den kleinsten Scharmützel wie eine Hauptschlacht zu krönen; ja bisweilen hat es gar das Ansehen, als wenn man ohne ausserordentliche Belohnung keinen ordentlichen Dienst erwarte. Nirgends sieht man daher mehr Orden, Sterne, Medaillen, geschenkte Uhren, als bei den Russischen Offizieren und Liefs und Ehstländischen Edelleuten, aber auch nirgends mehr Prätension und weniger Verdienste als hier. An sich ist es billig und gerecht, daß jeder, der etwas Vorzügliches gethan hat, ausserordentlich belohnt werde, wenn es nur nicht

so vielerlei unrechte Wege gäbe, Belohnungen zu erschleichen. Mit der Sphäre derselben steht dann die Sphäre verdorbener Denkungsart im Verhältniß. Gar zu viele Belohnungen sind nach meinem Urtheil schon deswegen bedenklich, weil ein Theil davon aufhört, Triebfeder zu werden, sobald man verschwenderisch damit umgeht; noch bedenklicher aber werden sie dadurch, daß sie theils, wie Geburt und Vermögen, oft ein Spiel des Zufalls, theils eine Folge der Schlechtheit sind; denn der edle Mann handelt auch ohne Belohnung und ohne Rücksicht darauf, nach Pflicht. Höchstens sind sie im Ganzen Treibmittel, Mittel, die nur für einen gewissen Zeitpunkt Kräfte wecken, und sie zugleich abnutzen, anstatt sie zu stärken, oder gerade in der Richtung festhalten, wohin sie sich von selbst zum Schaden der Sittlichkeit neigen. Dadurch wird offenbar der Reichthum an Kenntnissen und das Streben, sie immer zu vermehren, gemindert, weil man auch ohne sie Titel, Aemter, Würden erhalten kann. Man sagt es ganz laut, daß man eben nicht viel zu verstehen brauche, und doch seine Beförderung, Ehre und einen Charakter erlange. Der Vorwurf klingt hart, aber er ist gegründet, und gar vielfältig hört man das Räsonnement: „man braucht bei uns nur „Fürsprache und Routine, so erhält man bald, „was man wünscht. Wer sich nur mit den Uka-

„sen

„sen und dem Liefländischen Land- und Ritterrechte „gut bekannt gemacht hat, der rückt bald ein, „und wird leicht weiter befördert. Es sind bei „uns lauter vorgeschriebene Regeln, festgesetzte „Normen, nach denen man in dem oder jenem Falle verfahren soll.“ Es ist kaum glaublich, was dieses seichte Geschwätz für schädliche Folgen hat, und leider nur allzuwahr, daß das Ukasenwesen, die Routine und das Befördern und Begünstigen ohne Verdienste, alles gründliche Forschen, Denken und Studieren hemmt. Daher sind die meisten Civilämter mit Stümpern und Pfuschern aller Art besetzt, wozu noch dieses kommt, daß beiweitem der größte Theil der Landesstellen mit ehemaligen Militärpersonen ausgefüllt wird. Keiner giebt sich ernstlich Mühe, etwas tüchtiges zu lernen, denn als Kopist, Kanzellist, Protokollist braucht er nicht viel zu wissen, und steigt er höher, wird er Assessor, Richter, Präsident, so hält er sich an seinen Sekretär, der meistentheils ein Ausländer und Studierter ist, und verläßt sich dabei auf den Kodex der Ukasen von Peter I. bis auf Paul I. Dies geht so weit, daß in Reval und Riga ansehnliche Gerichtsstühle sind, in welchen bisweilen kaum ein oder zwei Gelehrte, oder wenigstens studierte Personen, ausser dem Sekretär, sitzen. Dies wissen die jungen Herren, sehen und hören es täglich, weil beinahe in allen Gesellschaften davon gesprochen

wird,

wird; die Aeltern sind selbst auf diesen Wegen zu Ehren und Würden gelangt; kein Wunder also, wenn jene mit wenigerem Eifer auf wahre Kenntnisse des Geistes bedacht sind, auf reelle Kenntnisse keinen Fleiß wenden, und sich blos auf ihr Geld und hohe Gönner verlassen. Auch ist da mit eigentlicher Gelehrsamkeit wenig anzufangen. Die Stellen, wo sie erfodert wird, sind verhältnißmäßig in geringer Zahl, und man erhält sie auch, ohne große Wissenschaften zu besitzen. Man darf nur einige Jahre in Petersburg bei der Garde gedient haben, oder ein paar Jahre in Göttingen, Leipzig oder Jena gewesen seyn, so kommt man in ein Amt, man weiß selbst kaum wie; und hat man Empfehlungen oder einen Grossen im Senate oder Kriegskollegium zum Gönner oder Anverwandten, so erfolgt wohl gar noch eine ausserordentliche Belohnung, ein Orden, ein Arrendegut, eine Pension, und wenn man fragt, warum? so erhält man die Antwort: um nichts, oder, man weiß es nicht.

Aus dem zweiten Abschnitte haben die Leser gesehen und werden sich dessen noch erinnern, daß dem Adel alles, was er will, oder nur einigermaßen beschönigen kann, (Mord und offenbaren Raub ausgenommen,) gegen die Leibeignen zu thun erlaubt ist. Soll ich mich also noch hier lange bei den Bedrückungen der letztern

und dem gesetzmäßigen Verhältniß der Erbherren zu ihren Bauern aufhalten? In Ade war, gab es von jeher Leibeigne, welche bis auf unsere Zeiten von demselben unter dem Vieh gehalten, wie Sklaven behandelt und tyrannisirt werden. Der Leibeigne baute niemals für sich, sondern für seinen Herrn; jede Familie war in ihrem eigenen Hause fremd; — sie konnte sich sogar nicht einmal schmeicheln, daß der Lohn ihrer Bemühungen und ihrer Oekonomie einst ein dauerhaftes Erbgut abgeben würde. Es gab kein Eigenthum, als nur das des Herrn. Die Ländereien, welche die Leibeignen bauten, welche sie verbesserten, indem sie solche mit ihrem Schweiß befeuchten; das Haus selbst, welches sie bauten, wurden nicht das Erbe ihrer Kinder. An den Boden ihrer Erdstelle angeheftet konnten sie das Gebiet nie verlassen, in dem sie gebohren waren; sie konnten sogar ohne Einwilligung ihres Herrn nicht heirathen. Er kann sie verkaufen, vertauschen, verschenken, überall vindiziren, kurz ganz so behandeln, wie man etwa ein Hausthier oder Erbstück behandeln würde. Die Bedrückungen gehen oft über alle Vorstellung, und ich könnte das Sündenregister des Adels noch sehr verstärken, wenn ich nicht schon im zweiten Abschnitte genug gesagt hätte. Es ist nicht meine Schuld, wenn ich noch manche hierher gehörige entehrende Thatsache anführe. Man begeht

man

man ungescheut, am hellen Tage, vor jedermanns Augen in unserm Jahrhunderte, die himmelschreienden Greuelthaten, vor denen man unmöglich die Augen zudrücken kann, wenn man Kopf und Herz auf der rechten Stelle hat? — Mehrmals hörte ich den unter den Edelleuten so gäng und gäben Ausdruck: der Bauer ist ein Hund, selbst aus dem Munde sonst verständiger Männer, und, was das schädlichste ist, in Gegenwart der Kinder. Ein Herr von P. schien es zu fühlen, was er für eine Unschicklichkeit damit vorgebracht hatte, und suchte den harten Ausdruck gleich darauf dadurch zu mildern, daß er sagte: wenigstens ist der Bauer nur ein halber Mensch und ein halbes Vieh. Die Meinung geht allgemein unter den Edelleuten im Schwange, das Herz des Bauern sei böse von Jugend auf und immerdar, ohne Gefühl, voll Tücke und Treulosigkeit, er müsse mithin wie ein halbes Vieh behandelt werden. Daher giebt man sich auch nicht die Mühe, ihn auf eine höhere Stufe der Kultur zu bringen, man verachtet ihn, stößt ihn mit dem Fuße fort, schlägt ihn ins Gesicht, auf den Kopf, wo man hintrifft. Man schämt sich nicht, einem Ehsten, der einem auf der Straße auf seinem Schlitten oder Karren zu nahe kommt, einen unbarmherzigen Hieb mit dem Stocke oder der Peitsche zu geben, so wie man etwa einen Hund aus dem Wege jagt;

ein Anblick, der mich oft mit Entsetzen erfüllt hat. Ein gewisser Assessor von Sass ließ einst in Pernau einem Ehsten, des Controlleurs Fas Kutscher, der ihn unversehens im Fahren mit der Peitsche berührte, vor der russischen Hauptwache, nach Bestechung des Ofiziers, 300 Stockprügel geben, wodurch der Unglückliche auf lange Zeit zum Dienst unbrauchbar wurde. Die Sache wurde fiskalisch gemacht und der kühne Assessor mußte — 50 Rubel bezahlen. — Unter dem Nahmen Gerechtigkeit (Bauernabgabe) wissen die Herren kaum mehr, was sie den Bauern alles auflegen und abfodern sollen. Dies gehet so weit, daß manche sogar angefangen haben, ihnen aufzulegen, ein bestimmtes Maas von Haselnüssen, Beeren, Wachholdern ꝛc. zu liefern. Diese despotische Gewalt, welche die Edelleute in den Händen haben, verleitet auch manchen sonst gutdenkenden Mann, sich durch Leidenschaften und Nachahmung zu den grausamsten Handlungen hinreißen zu lassen. So trennte z. B. der Herr von B. . ., ein Edelmann in der Nähe von Reval, der sonst seine Bauern wirklich gut hält, einen Mann wegen eines Vergehens, im Zorne, von seiner Frau, und schickte ihn auf ein weit entlegenes Gut. Der Major v. P. . . . ein bekannter Tyrann, der durch seine harte Behandlung mehrere Menschen getödtet hat, ließ 1790 einen seiner Leute zu Tode

badoggiren, und zwar mit solcher Wuth, daß er noch immer zuzuhauen befahl, als der Mensch schon längst todt war. Um der gesetzlichen Strafe zu entgehen, engagirte er sich bei einem Regimente, ob er gleich schon länger als zehen Jahre seinen Abschied und Frau und Kinder hatte. — Ein betrunkener Verwalter auf dem Gute Neu-Oberpahlen mißhandelte lange einen ebenfalls betrunkenen Bauer, riß ihn endlich zur Erde nieder, und trat ihn mit gestiefelten Füßen so auf die Brust, daß er bald darauf starb. — Daß ein Baron von Ue... ll seinen Riegenaufseher, durch dessen Nachlässigkeit eine Scheune mit 700 Fudern Früchte im Feuer aufgegangen war, so habe prügeln lassen, daß ihm die Eingeweide aus dem Leibe herausgehangen, und der Mensch den andern Tag unter unsäglichen Schmerzen gestorben sei; daß der Mörder, um einer gewissen Verantwortung deshalb zu entgehen, vorläufig eine Summe von ein paar Rubeln an das Gericht eingeschickt habe, ist eine Erzählung, mit der man sich in Wierland und in der Wiek im Jahr 1794 allgemein trug, die ich zwar nicht verbürgen will, welche aber, wenn sie gegründet ist, zeigt, wie weit die Härte und Grausamkeit mancher Edelleute, von deren Händen die Hauszucht mit voller Despotengewalt ausgeübt wird, führen kann.

Bei

Bei der neuen Revision, d. i. Volksaufschreibung, im Jahre 1795, die dem Volke so viel Aerger, Verdruß und Kopfbrechen verursachte, sollte unter dem Gute Oidenorm im Michaelisschen Kirchspiele ein freier Schmidt, Ehstnischer Nation, der sich dort angesiedelt hatte, und jederzeit ein ordentlicher und fleißiger Mensch gewesen war, auf Befehl der Herrn von L. schleunigst seine Wohnstelle verlassen, und sich in einer Kreisstadt aufschreiben und ansässig machen lassen, damit nämlich die Herren nicht die Kopfsteuer für ihn zu zahlen brauchten. Es war blos Eigensinn und unbiegsame Härte, denn der Mensch hatte sich erboten, die Kopfsteuer selbst zu geben und schadete niemanden, vielmehr nützte er mit seiner Arbeit dem ganzen Gebiete. Dieser Schmidt war dem würdigen Probst Glanström als ein durchaus guter Mensch und den Bauern unentbehrlicher Arbeiter bekannt. Nach mehrern vergeblichen Versuchen, die Herren von L. dahin zu bewegen, ihn an seiner Wohnstelle zu lassen, geschah ihm der Antrag von den Gebrüdern von L., er möge, als ihr Kirchspielsprediger, bei der Theilung der Güter und des Mobiliarvermögens ihrer nur vor Kurzem verstorbenen Mutter, gegenwärtig seyn und dieselbe berichtigen helfen. Diese Achtung und ein solches Zutrauen besitzt der vortreffliche Mann fast bei allen Adlichen des ganzen Landes. Er wendete sie auch, wie wir gleich sehen werden, zum

Bei

Pester der Bauern an. Herr S., der Oekonomieverwalter, hatte ihm diesen Auftrag bekannt gemacht. Der Probst war sogleich willig zur Sache, jedoch nur unter der Bedingung, daß seine Fürbitte für jenen Schmidt angenommen werde. Dies solle S. den Herren von L. bekannt machen. Der Tag der Theilung wurde festgesetzt und Glanström erschien in Oidenorm. Die Erben schreiten zum Werke; Glanström nimmt keinen Theil daran. Man bittet ihn, man dringt in ihn, sein Rath sei hier unentbehrlich. Aber von der Einsetzung des Schmidts sagte keiner ein Wort, und S. hatte ihm vorher geschrieben und es auch mündlich gesagt, daß daraus wohl nichts werden würde. Endlich erklärt Probst Glanström: „wenn „sie, als seine Einspfarrte, nur einige Achtung „und Liebe für ihn hegten, so möchten sie seine „Bitte für den sonst unglücklichen freien Schmidt „Statt finden lassen: er wolle ihnen dann ebens„falls gerne mit seinem Rathe und Beistand an die „Hand gehen. Er hoffe dies von ihrer billigen „Denkungsart und habe das Zutrauen zu ihnen, „daß sie ihm keine Fehlbitte würden thun lassen," u. s. w. Der edle Mann drang mit seiner ernstlichen Sprache durch, die Herren versprachen ihm feierlich dem Schmidte sein Haus und seinen Platz zu lassen, und nun wirkte Gl. so thätig bei der Theilung, daß seine Vorschläge ganz zu ihrer Zufriedenheit und nach ihrem Wunsche ausfielen,

len,

len, auch mit allgemeinem Beifall angenommen wurden. Wieviel Gutes kann ein kluger und rechtschaffener Prediger stiften, und wie wird ihm der Mensch, dessen er sich so großmüthig und uneigennützig annahm, für seinen Beistand gedankt haben! —

Auf den Jahrmärkten, welche auf ihren Gebieten zu halten, mehrere Herren das Recht haben, tragen sich mit unter Exzesse zu, bei denen die Menschheit schaudert. Einen dergleichen Auftritt sah ich einmal selbst mit an. Ein Bauer verklagte einen andern, der ihm mit vom Marktplatze auf den Hof gefolgt war, daß er ihm sollte eine Mütze gestohlen haben, die als das Corpus delicti mit beigebracht wurde. Zum Beweis brachte er weiter nichts vor, als daß derselbe Kerl schon drei Jahrmärkte nach einander allemal gestohlen habe, und aus keiner andern Absicht auf den Markt komme, als um zu stehlen. Der die Aufsicht habende, und zu dem Ende mit fünf Mann Russen aus Habsal zehen Meilen weit hieher gekommene Gerichtsherr befragte den Verklagten, und als dieser nichts gestehen wollte, ließ er ihn — man denke! — hinstrecken, und sechzehen Hiebe mit der Karbatsche geben, um ihn zum Geständnisse zu bringen. Er gestand nichts. Nun erst wurde dem andern auferlegt, entweder Zeugen herbeizuschaffen, oder sich mit der Bestrafung seines Gegners zu beruhigen. Ich konnte das unrecht-

rechtmäßige Verfahren hierbei nicht gleichgültig mit ansehen, sondern fragte den Gerichtsherrn, der ein Adlicher war: „konnten Sie dem Menschen nicht „durch verfängliche Fragen zum Geständniß brin„gen?" — „E! das hilft bei solchen Kanaillen „nichts," war die Antwort, „denen muß man „es gleich fühlbar machen." — In welchen Händen ist doch manchmal die Gerechtigkeit! — Hans von T. kam einst nach einem Jahrmarkte in seinen nahe bei dem Hofe liegenden Krug. Hier fand er eine Zigeunerbande, die ihn flehentlich bat, ihr den Aufenthalt nur in dieser Nacht daselbst zu verstatten. Er glaubte hier sein Ansehen geltend zu machen, und mißbrauchte seine Macht auf eine eben so sonderbare als tyrannische Weise. Er verstattete ihnen nämlich den Aufenthalt unter keiner andern Bedingung, als daß er den Männern auferlegte, in continenti an ihren Weibern, und zwar in seiner Gegenwart, die eheliche Pflicht zu vollziehen. Er weidete dabei seine gellen Blicke und Begierden an den verschiedenen Manövern und seltsamen Posituren, welche natürlich hier vorfallen mußten.

Bei Bedrückungen überhaupt ist der Ausspruch der Gerichte nur selten der Gerechtigkeit gemäß, weil die Richter meistens selbst Edelleute sind, und eine Krähe der andern nicht die Augen aushackt. Wenn auch die Klage als gegründet befunden wird, so verhehlt man dies doch den Bauern sorgfältig,

und

und bestraft den adlichen Verbrecher nur insgeheim, ohne Vorwissen der Bauern, die gegen ihn geklagt hatten. Ja es findet sich unter dem Vorrechten des Adels sogar eins, dadurch dem gedrückten Leibeigenen untersagt wird, wider seinen ungerechten, barbarischen Herrn zu klagen; ein Recht, welches kein Gesetz in der Welt einem Menschen geben kann:

„Er belegt seine Bauern willkührlich mit „Abgaben und Frohndiensten, auch mit körperlichen Strafen, nur daß diese nicht tödtlich seyn dürfen. Ein geschriebenes Gesetz „schützt ihn dabei; indem es den Leibeigenen „Bauer bei Strafe untersagt, wider „seinen Herrn ein Zeugniß abzulegen, oder „bei den Gerichten über ihn zu klagen."

Giebt es wohl, selbst unter Negersklaven, eine schändlichere Bedrückung? Die Haut schaudert jedem Manne von gefühlvollem Herzen, wenn er über dieses barbarische Gesetz nur einigermasen nachdenkt. Zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, daß es viele Adliche giebt, die von allem dem eine rühmliche Ausnahme, und von diesem schrecklichen Rechte nie Gebrauch machen: ich kenne selbst mehrere, die milde und gütig gegen ihre Leibeignen sind, so daß diese keine Veranlassung zu Klagen haben können. Die letztern zeichnen sich aber auch durch Ordnung und ein froheres Ansehen aus.

Die-

Dieser Einfluß, den Milde und Änderung der Knechtschaft auf die Gemüther der Ehsten haben, ist so auffallend, daß man sich da, wo sie gehandhabt wird, unter eine andere Nation versetzt zu seyn glaubt; ein Beispiel, das der ganze Adel dieses Landes vor Augen nehmen sollte, um durch das Wachsthum des häuslichen Wohlstandes seiner Unterthanen seinen eignen zu befördern. „Der „Erwerb des Fleißes gehört dem Arbeiter, das „Beispiel den Untergebenen, und das Vergnügen, „das aus dem Bewußtseyn, recht gehandelt zu ha„ben, entspringt, dem Edlen, der dem Ge„drückten sein Joch erleichterte." In diesem erhabenen Grundsatze liegt der höchste Grad der Glückseligkeit, den ein leibeigenes Volk nur erreichen kann; dessen Befolgung den nachtheiligen Einfluß, den die Knechtschaft auf die Sittlichkeit, so wie auf den damit verbundenen äusserlichen Wohlstand eines Volks hat, schwächt, und nach und nach die traurigen Züge, welche Druck und Armuth, Geist und Körper eingraben, wieder ausgleicht und zu edleren umbildet. Das Vergnügen, welches der Bauer bei dem ihm gelassenen Erwerb seines Fleißes empfindet, stimmt ihn zur Freude und macht ihn sparsam und bedächtlich; und indem er sich mit dem Stolze eines Eigenthums schmeichelt, tritt der Wunsch, es zu vermehren [illegible], wird bei dem Nachdenken über die verschiedenen Mittel, seinen Endzweck zu erreichen

reichen, die Schule seines Verstandes, der Gegenstand seines Fleißes, und zieht ihn nach und nach von jener thierischen Trägheit zurück, welche die Mutter aller seiner Unarten und Vorurtheile war. Wären Beispiele dieser Art nicht so selten; so würden, des nachtheiligen Verhältnisses zwischen Herrn und Knecht ungeachtet, die Spuren leidender Menschheit weniger auffallend, und der Wohlstand des Adels würde neben dem Wohlstande der Bauern viel bestimmter und gesicherter seyn. Ein froher, herzerhebender Anblick ist es für den Menschenfreund, auch hier dann und wann auf einzelne Menschen zu treffen, die sich allmählig aus ihrem Elende empor heben, den Reisenden, so wie ihren Morgen freudig grüssen, am Ende ihres Tageswerks, froh und vergnügt in ihre Hütten zurückkehren, und, ohne den rauhen Peiniger und seinen Kantschu fürchten zu dürfen, sagen können: wir haben es gethan! — Aber ach! wenige nur sind ihrer.

Ein Erbrecht an einen Bauer kann man auf verschiedene Weise erlangen. Die Art, sich durch Kauf, es sei des Gutes, zu dem er gehört, oder seiner individuellen Person, ihn zu seinem Eigenthum zu machen, bleibt und ist die gewöhnlichste. Auch kann es dadurch geschehen, wenn einer mit Vorwissen seines Herrn zehen oder mehrere Jahre auf einem fremden Gebiete wohnt: ein solcher ist dann mit seinem Weibe und den auf des andern Grund und Boden gezeugten Kindern, des Gutes

Erb-

Erbbauer. Wenn eine freie Dirne einen Leibeigenen heirathet, so wird sie hierdurch ebenfalls dem Herrn desselben erb- und eigen; nimmt aber ein Freier ein leibeignes Mädchen zum Weibe, so wird sie frei. Ein von einem fremden Gebiete gehohltes und an einen Erbbauer eines andern Gutes verehlichtes Mädchen, wird dem Herrn des letztern leibeigen. Wer einen Entlaufenen auf geschehene Anzeige in einer Frist von einem halben Jahre nicht abholen läßt, der verliert an ihm sein Erbrecht, welches demjenigen zufällt, der ihn während dieser Zeit unter seinem Schutz und Dache gehabt hat. Doch wird dies nicht allemal so strenge beobachtet. Wenn ein Bauer einen Knaben oder ein Mädchen von der Straße aufnimmt, oder von einem Landstreicher, Bettler ꝛc. zu erziehen bekommt; so wird ein solches Kind, als ein Zögling in des Herrn Gebiete, dem Grundbesizzer erb- und eigen. Wird hingegen ein Bauernkind wegen der Armuth seiner Aeltern oder sonst Verwandschaft halber, in einem andern Gebiete erzogen, so gehet es, falls es von seinem Erbherren reklamiret wird, wieder weg, wenn es gleich heranwächst, sich verheirathet und auch dort etwas verdiente. Hat ein solcher nach seiner Verheirathung Kinder erzeugt, so folgen sie ihm auch. Uneheliche Kinder aber bleiben allemal unter dem Gute, wo sie gebohren sind, erblich. — Obgleich das weibliche Geschlecht so gut als das männ-

männliche unter der Leigeigenschaft des Gutsherrn steht; so darf dieser, laut den Gesetzen, doch keinem fremden Gebietsbauer, der ein Mädchen aus seinem Gebiete heirathen will, es abschlagen, wenn er sich nur bei ihrem Erbherren meldet und um einen Kopulationsschein anhält, den er dem Prediger vor dem Aufgebote vorzeigt. Wird eine Dirne in ein fremdes Gebiet verheirathet; so erbt sie zwar die beweglichen Güter ihrer Aeltern, Kleider, Hausrath und Geld; aber ihr übriges Vermögen, Haus, Hof, Stallung, Aecker, Pferde, Kühe und Schaafe, Getraide, u. s. w. darf sie sich nicht zueignen, und wenn sie auch einziges Kind wäre. Alles dies bleibt dem Erbherrn. Geizige und strenge Herren eignen sich auch wohl nach des Mannes Tode alle seine Sachen zu, und lassen seiner hinterbliebenen Wittwe kaum so viel, daß sie ihn begraben, ihre Blöße bedecken und nothdürftig leben kann. Ich weiß ein Beispiel dieser Art, da der Baron Cl. eines begüterten Bauern Vermögen nach dessen Tode versiegeln, es in sein Haus schaffen, und nach und nach verkaufen ließ, ohne daß davon die Frau und drei hinterlassene Kinder einen Heller bekamen, ob sie ihn gleich knieend darum baten. Er gab vor, daß ihm der Verstorbene viel schuldig gewesen sei. Credat Judæus Apella! — Wie sehr durch dieses gesezmäsig gewordene Verhältnis zwischen den Herrn und den Leibeignen die Sittlichkeit

fest leide, und dass moralische Kultur und Aufklärung gehemmt werde, springt in die Augen; und ich weiß nicht, ob die Besorgnis gegründet ist, die man hier und da äussern hört, daß nach Umwandlung der Dinge in Lief- und Ehstland unter der Regierung des letztverstorbenen Kaisers, die Bauern in eine drückendere Sklaverei gerathen wären, als sie unter der Statthalterschaftsregierung hätten leiden müssen. Wir haben gesehen, daß sie unter der vorigen Regierung eben nicht sehr mild war; und durch die neue Regierungsform im geringsten nicht ist gemindert worden, ob es gleich der Wille der Kaiserin gewesen ist: und vielleicht thut der freie Wille des Adels mehr, als die Gesetze von oben herab bis jetzt gethan haben. Damit will ich aber nicht behaupten, daß diese gar nichts thun könnten, sondern nur, daß sie anders seyn müssen, als sie bisher gewesen sind.

Da die Einkünfte des Adels im ganzen Lande größtentheils, und beinahe einzig, von seinen Landgütern und deren bessern oder schlechtern Bewirthschaftung abhängen; so ist es kein Wunder, daß das Güterwesen und die Oekonomie die Seele aller ihrer Unternehmungen, und die Vermehrung ihrer Revenüen beinahe die einzige Triebfeder ihrer Handlungen, ihr ganzes Dichten und Trachten ist. In allen Gesellschaften ist dies der Hauptgegenstand der Gespräche und jeder Unterhal-

tung

tung zwischen alten erfahrnen Landwirthen, der locus communis, über den mit einem Eifer debattirt wird, daß man glauben sollte, es gälte das Wohl von ganz Europa. Güterhandel und Güterkauf versöhnet die ärgsten Feinde, richtet aber auch oft die bittersten Zänkereien und Entzweiungen an. Er ist gemeiniglich das erste und letzte, des Lieblingssujet, der vornehmste Zweck bei Besuchen oder Zusammenkünften zwischen Nachbarn, der Vereinigungspunkt bei Gränzstreitigkeiten, so wie der Störer der schönsten Harmonie und nachbarlicher Eintracht. Aber es gilt auch dabei oft die ganze Existenz eines armen Landjunkers, der vielmals nichts weiter hat, als sein Gut; keinen höhern Werth kennt, als ungestört in dem Besitze seiner vom Vater und Grosvater ererbten Leibeignen zu bleiben, und das höchste Gut darein setzt, mit unumschränkter Willkühr über eine Zahl ihm allein unterworfener Elenden zu herrschen; der seinen ganzen Ruhm und seine gröste, einzige Ehre darin sucht, jährlich 50 Mastochsen, 90 Schweine und 140 Faß Branntwein verkauft zu haben. Mehrentheils steht auch der in dem Rufe eines guten Wirthes und in dem Besitze eines ziemlichen Ansehens bei seinen Kreisnachbaren und Gebietsbauern, welcher dies mit großem Gewinn in einer Reihe von Jahren zu praktiziren verstand. So kannte ich einen solchen erzeingefleischten Oekonomen, der dies Ansehen bei den

Bau-

Bauern und Adlichen ziemlich gelitzend gemacht und in einem vorzüglich hohen Maase von jedermännis glich genossen hatte. Als er starb, nahm sein Nachfolger das Gut im Besitz, ein Mann, der mehr die Lektüre, Geselligkeit, und Musik liebte, einen geläuterten Geschmack hatte, und sich mit der Oekonomie blos so weit abgab, als das Allgemeine und die Oberaufsicht erheischte, das Besondere und Innere derselben aber seinen Leuten überliess. „Dieser Herr, sagten die Bauern, ist nicht so, wie unser voriger, seeliger, guter Herr. Der war selbst mit beim Mistfahren und Düngen, und besuchte täglich die Küh und Pferdeställe selbst. Der jetzige bekümmert sich um nichts.“ — „Ja wohl, stimmten manche alte Landwirthe aus der Nachbarschaft mit ein, war der vorige ein ganz andrer Mann. Er mästete alle Jahre seine 36 Ochsen, verkaufte wenigstens 50 Schweine, und brannte alle Tage im Winter 1 Faß Branntewein. Aber dafür hatte er auch bei den Bauern Respeckt und Liebe. Das ganze Kirchspiel fragte ihn um Rath, wie es anzufangen sei, daß man gute Schinken, fette Würste, und $\frac{1}{4}$ Elle hohen Speck bekäme.“ — Ueberall wurde noch mehrere Jahre nach seinem Tode von den Produkten seiner Ländereien, von seinem Handel mit Korn, Holz, Leinewand, Branntewein und Oehsen, von seiner ansehnlichen Branntweinbrennerei und Revenüenmachen gesprochen.

Er wurde als das non plus ultra eines thätigen Oekonomen und Erbherrn gepriesen, von seinen Bauern aber insgeheim verflucht.

Der Preis der Landgüter richtet sich nicht nur nach der Zahl der Haaken, sondern auch nach den denselben gehörigen Bauern; daher ist die Redensart in den Zeitungen zu erklären, wenn gesagt wird, daß der Kaiser dem oder jenen so viel oder so viel Bauern geschenkt habe. Doch wird dieser Ausdruck selten von Liefländischen Gütern gebraucht, wo bei solchen Schenkungen nur die Anzahl der Haaken angegeben wird; sondern nur von Russischen Landgütern, wo der Bauer statt der Frohndienste eine Geldabgabe erlegt. Für einen Kopf männlichen Geschlechts wurden ehemals 50 Rubel gerechnet, und höher konnte man ihn auch in der Bank nicht verpfänden. Jetzt aber ist der Preis viel höher gestiegen, und man schätzt ihn gegen 300, ja gar auf 500 Rubel, und die Revenüen von einem Kopfe 10 bis 15 Rubel jährlich. Beim Verkaufe der Landgüter bestimmt wie überall, das Gebiet, der Boden, Wiesewachs, die Waldung, Gewässer und Fischfang, die Nähe einer grössern oder kleinern Stadt, der Zustand der Haupt- und Nebengebäude, der Bauernhäuser, die nöthigen Ausbesserungen und Unkosten, leichte Meliorationen, u. s. w. den Werth der Erbbauern, der dadurch für den Kopf von 100 bis 300 Rubel verschieden wird. Man rechnet daher gewöhnlich nach der in der Landrolle angegebenen, nicht einmal

mal festbestimmten Haakenzahl. Der Haaken wird jetzt oft mit 5000 Rubeln, im Durchschnitt aber immer mit 4000 Rubeln, selten darunter, bezahlt. Ich rede von Ehstländischen Haaken, denn die Liefländischen sind größer, mithin auch theurer. Was ein Haaken für ein seltsamer und unzuverlässiger Maasstab sei; habe ich im Vorhergehenden gezeigt. Da auch das Land von verschiedener Güte und Fruchtbarkeit ist, so fallen auch die Haaken von gar verschiedener Größe aus, und es kommt dabei sehr viel auf den Revisor oder Landmesser an, wieviel er dem Gutsherrn an Haakenzahl zuschätzen will, zumal da auch das Wort Gesinde oder Bauernfamilie von sehr unbestimmter Bedeutung ist. Alle die unter einem Wirthe oder Oberhaupt eines Bauernhofes stehen, gehören zu einem Gesinde und machen dasselbe aus: und den Titel Wirth kann der Gutsherr seinen Erbbauern nach Gutbefinden geben und nehmen, sie zu Wirthen oder Knechten setzen, von ihrem Gute treiben, oder es ihnen wieder anweisen. Alle übrigen ausser dem Wirthe sind Knechte und Mägde, Lostreiber und Buschbauern, d. h. solche, die in Wäldern wohnen. Je weniger Wirthe ein Herr ernennt, desto kleiner scheint das Gut zu sein, und desto geringer sind die Abgaben. Man kann sich hieraus die Ursache erklären, warum bei der Revision oder allgemeinen Schatzung so wenige ihre Güter nach der wah-

ren Größe und dem wirklichen reinen Ertrage derselben angeben. Die Revisoren haben zwar ihre Vorschriften, wonach sie ein Gut messen, berechnen und schätzen sollen. Aber es giebt hunderterlei Mittel, ihnen die Augen zuzuschließen oder sie irre zu führen. Derjenige müßte seinen Vortheil schlecht verstehen, der nicht aus drei Haaken zwei zu machen wüßte, und wenn das ganze Landmesser-Korps zusammen beschäftigt wäre, die Größe und den wahren Ertrag des Gutes auszumitteln. — Am theuersten werden kleine Güter bezahlt, weil der Liebhaber nach solchen immer mehrere sind als nach dem grössern, die nicht jeder bezahlen kann. Ich weiß, daß Güter von einem Haaken mit 6000 Rubeln sind bezahlt worden, da andere von 20 Haaken kaum mit 80000 Rubeln bezahlt werden. Manche gründen hierauf die nicht übel berechnete Spekulation, ihr grösseres Gut in mehrere kleine zu theilen, und Hoflagen, d. h. kleine Nebengüter, daraus zu machen. Bei solchen hohen Preisen muß mancher die Zinsen seines Kapitels durch beschwerliches Wirthschaften sauer verdienen, zumal wer ein solches kleines Gut etwa gar nur zur Arrende hat, und 300 bis 400 Rubel Pacht geben muß. Mancher könnte dabei besser in der Stadt leben, wenn nicht bei einer starken Familie die ländliche Wohlfeilheit, bei der noch vieles zuwächst, zur Wirthschaft lockte, und der stolze Gedanke, auf einem Landgute zu sitzen,

sitzelte. Wer sein Gut übertheuer oder mit fremden Geldern kaufte, fühlte darnach herben Kummer und drückende Nahrungssorgen, wenn Mißwachs oder andere nachtheilige Zufälle dazu kamen.

Die beiden grossen allgemeinen Termine zum Güterkauf und Bezahlen sind der erste März und Johannistag. Da versammelt sich der Adel in Reval und berichtiget die Kontrakte. Das Gesammel, die Verlegenheit und Angst manches einzelnen Landsasser habe ich bei der Beschreibung von Reval geschildert. Wenn diese Zeit herbeirückt, sitzt mancher auf seinem Landsitze wie auf Kohlen, und es ist nicht anders, als wenn um diese Zeit der Geist der Unruhe und des Fortziehens in die Herren führe, wie der Trieb in die Zugvögel, ihre zeitherigen Wohnsitze zu verlassen. Da ists ein Besuchen und Fahren zu einander, ein Klagen über Geldmangel, ein Erzählen, was dieser und jener für ein Gut gekauft habe oder kaufen werde, wo und wie er das Geld aufnehmen werde, u. d. gl. mehr. Mancher will jedem seiner Söhne ein Gut hinterlassen, und spart, sammelt, theilt ein, brachte ein großes Vermögen zusammen, starb darüber, und nach dem Verlauf einiger Jahre stand alles wieder im vorigen Gleichgewichte. — Eigentlich darf nach den neuesten Verordnungen Katharinens nur der Adel Güter kaufen und besitzen. Dafür kauften diejenigen Bürger und Kaufleute, welche

che bei der Erneuerung dieser Gesetze im Jahr [illegible] Güter im Lande besassen, sie entweder verkaufen, oder wenn sie dieselben behalten wollten, sich adeln lassen. Es fielen dabei besondere Ereignisse vor, deren ich im Vorhergehenden gedacht habe. Nur kleine Höfe und Ländereien, worauf einzelne oder wenige Familien von Erbbauern sich nähren können, darf auch ein Bürger oder sonst freier Mann besitzen. Die Lusthöfchen und Landhäuser nahe um die Städte, so wie die Wohnhäuser und Gärten vieler einzelnen Privatpersonen, welche auf dem Grund und Boden der Städte liegen, müssen an diese Grundzinsen bezahlen. Unter gleichen Bedingungen vergönnen viele Edelleute den Handwerksleuten, die sich auf ihren Gütern niederlassen wollen, Wohnplätze und ein Stück Gartenland. Davon aber nimmt das Publikum keine Notiz, sondern es hält sich in allen Fällen an den Grundherrn.

Der Ankauf der Landgüter, Häuser, überhaupt aller liegenden Gründe, so wie auch der Leibeignen, erfodert gerichtliche Sicherheit. Das Gericht macht den Handel durch den Weg des Intelligenzblattes bekannt, und wenn keine Widersprüche erfolgen, so ertheilt es eine Erklärung daß das Gut, Landhaus, Hoflage ꝛc. auf des Käufers Namen eingeschrieben, und er bei demselben nach Entrichtung der Poschlin, als seinem ihm nunmehr zugehörigen Eigenthum geschützt

wer-

werden solle. Auch Kontrakte wegen Lieferungen, Arrendata u. dergl. erfodern eine solche Sicherheitsakte. Kronsgüter oder Arrenden werden hernach den Pachtern durch eine besondere Kommission von dem Niederland- oder Kreisgericht förmlich angewiesen, und den Bauern in Gegenwart der Gerichtspersonen der Huldigungseid abgenommen. Die Poschlin ist eine Abgabe von 5 pro Cent, die der Käufer eines Gutes oder Hauses der Krone entrichten muß. So oft nämlich ein Gut, Grundstück oder Haus verkauft wird, (nicht aber wenn es durch Erbschaft oder Testament seinen Besitzer verändert,) nimmt die Krone 5 pro Cent vom Kaufschilling, welche der Käufer und Verkäufer, jeder zur Hälfte, oder falls sie mit einander anders übereingekommen sind, ganz entrichten muß. Ehemals waren es 6 pro Cent; in der Gnadenukase aber, welche Katharina II. nach ihrer Zurückreise von Cherson im Jahre 1787, bekannt machte, wurde das Poschlingeld auf 5 pro Cent gesetzt. Sonst waren viele Güter Mannlehn, und fielen nach erloschenem männlichen Stamme, der Krone anheim. Katharina II. hob dieses Recht auf, wodurch die Güter ungemein an Werthe gewannen. Der Adel erkannte das Edle und Grosmüthige dieser Handlung, zählet die Aufhebung der Mannlehne unter die vorzüglichsten Gnadenbezeugungen der Kaiserin. Auch das Majoratsrecht, nach welchem

ehe-

ehemals die Güter blos dem ältesten Sohne des Hauses zufielen, der seinen übrigen Geschwistern einen Theil in baarem Gelde herauszahlte, hat in den neuern Zeiten sehr viele Einschränkungen erlitten, wodurch das Beste der Töchter, die sonst immer zu kurz kamen, der Wohlstand und das Gleichgewicht in dem Familien gar sehr ist befördert worden.

Die Bewirthschaftung, Oekonomie und innere Haushaltung der adlichen Güter hat in Vergleich mit der im Auslande viel Besonderes. Manches hieher Gehörige ist schon bei der Darstellung der Landwirthschaft der Bauern vorgekommen. Der Edelmann macht seine Hofefelder so gros oder so klein als er will, daher sie das eine Jahr, wenn er eben viel Küttis und Rhödung hat brennen lassen, größer sind als das andere, wenn er jenes unterlassen, oder nur wenig neues Land gemacht hat. Diese willkührliche Vergrößerung der Hofefelder erfodert nothwendig mehr Arbeitstage und macht den Frohndienst der Bauern drückender, denn nun läßt der Herr jedem Wirthe hundert Quadratklaftern mehr zum Pflügen einmessen, weil kein Gesetz da ist, welches das Verhältniß der Hofefelder zu der Bauerschaft und den Kräften der Anspanne bestimmte. Ueberdies legt er auch wohl noch Hoflagen zu kleine Nebengüter an, deren Felder ebenfalls bestellt, besäet und geärndtet seyn wollen, ohne

daß

daß die arbeitenden Hände sich vermehren. Nach einigen Jahren werden die Felder derselben abermals erweitert, und den Bauern aufs neue eingemessen. So vergrößert der Hof immerfort seine Ländereien, seine Aussaat, seinen Viehstand, seine Einkünfte, und der Bauer ist das Lastthier, welches alles das trägt, bearbeitet und — darüber zum Krüppel wird. Dabei sind noch überdies nach Willkühr den Bauern ihre Geld- und Naturalabgaben bestimmt, die Tage zum Branntweinbrennen, zu ungemessenen Frohnfuhren u. s. w. Viele Gutsherrn, welche einen großen Theil des Jahrs in der Stadt leben, und nahe liegende Landgüter besitzen, genießen davon beträchtliche ökonomische Vortheile, lassen sich Holz, Heu und Hafer, Eier, Butter, Wild, Kälber, Schaafe, Geflügel ꝛc. in die Stadt kommen, theils zum Verkaufe, theils zum eignen Verbrauche; des allgemeinen Vortheils von allen Gütern, durch dieselben leibeigenes Gesinde zu bekommen, nicht zu gedenken. Ein fleißiger Landwirth hat dabei genug zu thun, auch wenn er nur die Oberaufsicht führt und sich nicht um das Detail bekümmert. Beständig hat er sich von seinen Wirthschaftsbeamten Rechnung und Rapport abstatten zu lassen, er muß auf seinem Gute, im Gebiete, in den Dörfern herumfahren, die Haftungen besuchen, Bauernstreitigkeiten schlichten, Messungen vornehmen, u. s. f.

Seit

Seit einigen Jahren fangen einzelne jüngere Gutserbesitzer an, die Wirthschaft mit grossen Vortheilen nach neuern Grundsätzen zu betreiben, besonders thun dies einige Prediger, denen viele Nachfolger zu wünschen sind, weil sich hier alle Veränderungen um so leichter bewirken lassen, indem ausser den Vorurtheilen der Bauern, (welche letztern ja gezwungen werden können,) keine weitern Hindernisse zu bekämpfen sind, da es keine Triften und Gemeinhütungen, so wenig als Brachgerechtsame giebt, und jeder Herr mit seinen Feldern und Ländereien nach seinem Gefallen schalten kann. Da viele Edelleute mehr als ein Gut haben, so halten sie auf jedem einen Verwalter oder Amtmann, der Vollmacht hat, nach eignen Einsichten die Vorschriften des Herren in Ausführung zu bringen, die Bauern kleiner Vergehungen wegen zu bestrafen, den Branntweinsbrand zu besorgen u. s. f. Auch werden auf manchen Hoflagen dergleichen Aufseher angestellt, wenn sie zu weit entfernt sind; gemeiniglich hat sie aber der Amtmann des Hauptgutes zu verwalten.

Was insbesondere die Anlegung einer neuen Hoflage betrift, so kann sie ein Grundherr aus mancherlei Ursachen für nöthig finden; entweder um seine Felder und Einkünfte zu vergrößern, einen größern Viehstand zu halten, für einen seiner Söhne ein Etablissement zu machen

chen u. s. w. Manche tragen beinahe so viel ein, wie das Hauptgut, zumal wenn vielleicht eine Holländerei daselbst angelegt ist, d. h. ein abgesonderter Viehstand, wo 100 bis 200 Kühe gehalten werden, die an einen Deutschen verpachtet sind, der bisweilen 5 Rubel für das Stück Pacht giebt. Nur ist es ein Verderb für das Hauptgut, wenn bei der Anlage eines solchen kleinen Nebengutes ein ganzes Dorf gesprengt, und ordentliche Bauern wider ihren Willen auf schlechte und gar zu wüste Stellen versetzt werden. Es gehet mit den versetzten Bauern nicht allezeit nach Wunsche; sie arbeiten mit Verdruß und Unwillen und kommen mehrentheils ganz herunter. Hierzu kommt noch, daß das aus einem gesprengten Dorfe errichtete Hoflager in der Haakenzahl bei der Revision mit berechnet wird, und alle Onera, als Naturallieferungen an Heu, Korn, Fourage, Zollkorn, Wegebesserung und Brückenbau ꝛc. mit tragen muß, wodurch das Gut in der That belästigt wird, indem die versetzten Bauern noch besonders in Anschlag kommen. Hieraus ist begreiflich, wie ein an Haaken größeres Gut weniger Arbeiter haben kann, als ein weit kleineres; ingleichen warum zwei Gebiete von gleicher Größe ganz ungleiche Onera tragen. Als weit klügere Wirthe beweisen sich die, welche ihre Hoflager in Wäldern und auf wüsten Plätzen anlegen. Die abgehauenen Bäume dienen zum

Bau

Baukölze, die Zweige und das Gesträuch desselben zu Küttis und Rhödungen, und der gewonnene Platz zu neuen Feldern. Sümpfe und Moräste werden so ausgetrocknet, durch den lichtgemachten, ausgehauenen Wald wirken Luft und Sonne freier, fettes Ackerland hebt sich empor, das seit der Schöpfung von der Natur mit Blättern und Gras gedünget war, und trägt zwanzigfältige Früchte. Mancher Gutsherr wünscht eine solche kleine Meierei in der Nähe seines Hauptgutes, beim Hofe zu haben. Der Major von B.....f benutzte dazu die großen Buschländer bei einigen Dörfern, ließ sie aushauen und schenkte dagegen seinen Bauern einige kleine Abgaben und Frohnen. Sie waren damit sehr zufrieden. Viele Dörfer müssen sich ganz ohne Buschländer behelfen, und die Zukunft wird bei der wachsenden Menschenzahl ohnehin lehren, die vielen Buschländer in Brüstäcker und neue Dörfer zu verwandeln. Viele Gutsbesitzer und Prediger vergrößern ohne Noth und sichtbarem Gewinn ihrem Hofsfelder und Aussaat. Lieber mehr Dünger auf die Aecker gefahren und sie sorgfältiger bearbeitet, dies würde bei kleinern Feldern von größerem Nutzen seyn, und die Besitzer derselben völlig schadlos gegen weitläuftigere Ländereien halten. Es kömmt nicht immer auf die Größe und Zahl an, sondern auf die Güte und den reichern Ertrag.

Gärten findet man bei einem jeden Edelhofe und Pastorate mehrere, sowohl Baum- und Küchen- als Lust- und Prachtgärten. Im Ganzen sind aber der Gartenbau und die Obstzucht noch lange nicht auf den Grade von Vollkommenheit gebracht, auf den sie bei mehrerem Fleiß und Aufmerksamkeit gebracht werden könnten. Zwar kann die Gärtnerei und Gartenkunst im Norden nicht dieselbe seyn, wie sie es in Süden ist, weil der Mensch im Norden nicht dieselben Bedürfnisse, noch eben dieselbe Natur hat wie im Süden; aber verähnlichen lassen sich doch beide mit einander. Prachtgärten siehet man daher in Ehstland nur sparsam. Die Zeit des vergnügenden Genusses ist bei den langen Wintern zu kurz, die Anlage und Unterhaltung wegen der vielen Arbeit kostbar, der Mangel an geschickten Gärtnern groß, und oft raubt ein einziger harter Winter nebst dem Vergnügen, vieler Jahre Mühe und Kosten. In Peuth, einem jetzt dem Major v. Maydell gehörigen Gute, befand sich unter der Orangerie im Treibhause ein kleiner Pfirsisch- und Aprikosenbaum, eine Weinrebe, (eine große Seltenheit!) ein drei Fuß hoher wälscher Nußbaum, alle in hölzernen oder kupfernen Gefäßen. Auf Groswerder sahe ich ein Zwetschchenbäumchen mit 18 blauen reifen Pflaumen, das man in einem Topfe aus dem Kern gezogen hatte, und als eine seltene Merkwürdigkeit zeigte. Im Freien kommen dergleichen Gewächse gar nicht fort, weil der erste Winter sie tödten würde.

würde. Buchsbaum, Rosen, Kirschen, Pflaumen, Aepfel, Birnen und alle Arten von Beeren kommen recht gut fort, ja in Treibhäusern ziehet man sogar Ananas, Artischocken, in Mistbeeten Melonen und Arbusen in Menge, so daß ich sie da häufiger als in Deutschland gegessen habe. Allein es muß alles sehr in Acht genommen, und die Treibhäuser, worin Ananas und Artischocken gezogen werden sollen, müssen sogar im Sommer an kühlen Tagen geheizt werden. Auf den Gütern reicher Edelleute siehet man freilich auch prächtige Gärten im Englischen, Holländischen und Französischen Geschmacke, mit Blumenbeeten, Orangerie, Rabaten mit Buxbaum eingefaßt, Irrgängen, Alleen, Teichen, Inseln, Kanälen, Beskoden u. s. w. ja längst den Wänden sogar Aprikosen- und Pfirsischbäume mit Früchten, und — o Wunder! tragbare Weinstöcke. Allein im Winter stehen sie entweder hinter Glasfenstern und werden erwärmt, oder man hebt sie im Herbste aus und bringt sie ins Gewächshaus. Welche Mühe, Kosten und Aufwand! Wer diese scheut, unterläßt dergleichen prächtige und kostspielige Liebhabereien, und legt sich dafür lieber einen Obstgarten an, an welchen es im Lande immer noch fehlt.

Mit Vergnügen erinnere ich mich der beiden schönen Gärten in Neu-Oberpahlen und Alfama, jener, dem Kammerherren von Lilien-

feld

feld, dieser, dem Baron v. Rosenthal gehörig. Vor dem Garten in Neu-Oberpahlen fließt ein breit. ansehnlicher Fluß, der eine kleine niedliche Insel bildet, auf welcher Lindengänge, Laubwege, kreis runde Plätze, deren Decke der blaue Himmel ist, Ruheplätze mit Sitzen, kleine rieselnde Bäche, welche mit buntgemahlten Chinesischen Brücken geziert waren, schattichte Wildnisse, ein Kegelspiel und ein Fischteich angebracht sind. Von dieser Insel geht man über einen Arm des Flusses in den Garten, der durch seine künstlich angelegten Spaziergänge und Lauben, Grasplätze, Blumenreviere, Orangerieparthien, Birken, Tannen und andere hiesige Bäume und Gesträuche jeden Vorübergehenden hineinlockt. In den Dickichten sind mancherlei Singvögel, die wie in einer Wildniß durch einander fliegen, sich Nester bauen und mit ihrem Gesange und Flattern Ohren und Augen erfreuen. Ich ward mehrmals von dem Gärtner und dem gefälligen Besitzer selbst, mit meinen Bekannten in das Treibhaus geführt, wo ich die Ananas Blätter treiben, den Mandelbaum blühen, und Erbsen und Bohnen schon im May entlaubt sahe. Gewöhnliche Orangerie ist in Menge da, zum Theil sehr dicke Bäume. Den Saal im Gartenhause zieren fünf große Büsten römischer und Griechischer Weltweisen. — Den Allamaischen Garten besuchte ich gewöhnlich auf Pfingsten mit einem Freunde St....r. Er ist ein im Englischen Geschmack angelegter Park, liegt an der Pernau-

nauisch-Oeselschen Stamm und steht jedermann offen. Nahe dabei ist ein hölzernes Haus erbaut, in welchem die getrennt lebende Gemahlin des Barons ganz allein mit einem Paar leibeigener Mädchen wohnt. Die ganze Anlage macht ihrem Besitzer und dessen Geschmacke Ehre. Man sieht hin und wieder noch Postamente von Stein, auf welchen weiland Statüen gestanden haben, die aber von einigen fanatischen Bauern, welche sie für Ueberreste heidnischer Abgötterei hielten, zerschlagen worden sind. Auf einigen freien Rasenplätzen stehen allerlei Arten von Schaukeln, dahin sich zu allen Zeiten, als wie auf einen allgemeinen Tummelplatz und magischen Kreis, allerlei Menschen einfinden, und sich hoch in die Luft in verschiedenen Rotationen schwingen. Das Gartenhaus liegt nicht weit von einem plätschernden Bache in einem heiligen Dunkel, zwischen Tannen und Ahornbäumen, auf denen sich das Chor der Vögel wieget, die durch ihren Gesang das Herz zu frohen Empfindungen stimmen. Es sind in diesem Parke Dickichte, in welche seit der Schöpfung noch kein Beil gedrungen zu seyn scheint, denn ich sah Bäume in demselben, welche im Umkreis nach genauer Messung 9 Schuh hatten, und hoch wie Schiffsmasten gen Himmel reichten. Nicht weit davon nahe beim Gute Rosenthal, liegt ein kleines Höfchen, oder eine Meierei, Johannishof, ebenfalls demselben Besitzer gehörig, wo auch ein niedlicher Lustgarten angelegt ist.

An nutzbaren großen Obstgärten ist noch ein ziemlicher Mangel. Die Vorfahren haben zu wenig dafür gesorgt, und die Nachkommen folgen ihnen hierin ruhig nach. Sie verschreiben das Obst lieber aus Lübeck, weil dies weit bequemer ist. Einige junge Landwirthe haben indessen seit ohngefähr 10 Jahren sich mehr auf die Baumzucht und Obstkultur, vorz nämlich inländischer Arten, gelegt, und viele Sorten in Kernen auch aus Deutschland mitgebracht. Freilich rauben harte Winter manchen schönen Baum, aber es bleiben doch die meisten, selbst für die Nachwelt stehen. Die Arbeit bei der Anlage ist weniger kostbar und zeitfressend als bei Prachtgärten, und gemeiniglich leichter als man es sich vorstellt. Aber sie lohnt reichlich, man berechne entweder das Vergnügen bei dem Genuße des Obstes, oder den Nutzen desselben im Hause, oder den Preis, für welchen es verkauft wird, und die Theurung des ausländischen mit Schiffen eingebrachten, sowohl frischen als getrockneten Obstes. Um aber zu einem guten Obstgarten zu kommen, muß man eine reiche Baumschule haben. Ausländische Stämme, wie sie die Schiffer oder Bambergischen Gärtner einbringen, gedeihen in dem rauhen Klima selten; aber was im Lande selbst erzogen worden ist, hält die Witterung eher aus. Deswegen sollte man auch die jungen Bäume eher gegen die Hasen und Mäuse, als wider die Kälte verwahren. In den Wäldern findet man zwar hin und

wieder wilde Aepfel- und Birnstämme, aber sie sind mühsam zu suchen, und bei hohem Wasser im Frühjahre gar nicht zu erreichen. Ueberdies will man bemerkt haben, daß die Früchte von gepfropften wilden Stämmen immer einen wilden, herben Geschmack an sich behalten. Durch die Kernen gelangt man aber am sichersten zu einer guten Baumschule, welche anzulegen und zu pflegen für Liebhaber etwas Leichtes ist. — Kohl- und Wurzelgärten sind in Ehstland, doch weniger bei den Bauern als an Höfen, die gewöhnlichsten, und man kann sie mehrere Jahre hinter einander fruchtbar erhalten. Zu wünschen wäre nur, daß die Herren ihre Bauern zur fleißigern Kultur des Obstes, Kohls, der Rüben und Kartoffeln, überhaupt der Gemüße, anhielten, denn nur selten siehet man einen Bauernhof mit einem Garten. Die fleißige Russische Nation ist hierin weit betriebsamer. Sie treibt fast ausschließlich die Küchengärtnerei, und benutzt besonders bei den Städten jedes Fleck, jeden wüsten Platz, jeden Ort, der durch Schutt ausgefüllt ist, und bepflanzt ihn mit Bäumen und Gemüsen aller Art. Sie zeigen hierin vorzüglichen Fleiß und Geschicklichkeit, so daß sie die Beete so geschickt zu ebenen wissen, als wenn sie nach der Setzwage wären bearbeitet worden. Sie ziehen den schönsten Spargel, die herrlichsten Melonen, Gurken und Arbusen. Die Ehsten hingegen mögen sich nicht die Mühe nehmen, und werden auch von ihren Herren nicht dazu aufgemuntert, so groß auch hieraus der Nutzen für

diese, ihre Bauern und das ganze Land wäre. In Kurland wird viel Cyder und Obstessig gemacht, in Ehstland wenig, in Liefland gar nicht.

Der Adel sowohl in Liefs als Ehstland hat das ausschließliche Recht, Brantweinbrennereien, Bierbrauereien, Krüge und Wirthshäuser zu halten, welches in vielen andern Ländern, und selbst in mehrern Provinzen des Russischen Reichs Regalien sind. Ich habe an mehrern Orten von dem grundverderblichen Uebel des Brantweinbrennens geredet, und gezeigt, daß es ein wahres Glück für das Land seyn würde, wenn dem Adel das Privilegium der Branntweinbrennerei abgenommen würde. Bisher hat ihn die Krone in diesem Rechte so wenig als in der Bier- und Branntweinschenkerei eingeschränkt, aber doch vorläufig bedrohet, den Herren dieses Privilegium sammt und sonders abzunehmen, wofern sie nicht unterliessen, mit Brantewein einen Schleichhandel in die übrigen Russischen Provinzen zu treiben. Da es aber leicht geschehen kann, daß irgend ein einzelner gewinnsüchtiger Edelmann dieses Verbot aufs Neue übertritt, und die Krone auf eine solche Gelegenheit, die Privilegien des Adels zu schmälern, sehr aufmerksam ist; so kann es leicht kommen, daß bei einiger Unvorsichtigkeit der gesammte Adel die Vortheile der Branntewein- und Bierschenkerei über lang oder kurz verlieren werde. Es ist dies ein sehr einträglicher Zweig ihrer Revenüen, indem manches Gut, das viele Hofs-, Stra-

ßen- und Kirchenzüge hat, [illegible] Rubel jährlich daraus löset. Es war daher kein geringer Schrecken, als 1790 das Gerücht sich verbreitete, der Adel solle die Brauereien verlieren, das hieſſe, ihm sollte eine seiner vorzüglichſten Geldquellen verſtopft werden. In Rußland darf kein Edelmann zum Verſchenken Branntewein brennen; weil aber doch da auch viel getrunken wird, so übernehmen viele Lief- und Ehſtländer von Adel jährlich die Kontrakte zu Branntweinslieferungen nach Rußland, vorzüglich zur Flotte und fürs Militär, von mehrern tauſend Fäſſern, wodurch nicht nur eine Getraidetheurung, ſondern auch wirklicher Mangel im Lande ſelbſt entſtehen kann. Wer die Kontrakte nicht hält, gegen den wird auf das ſchärfſte verfahren. — Daß auf ſehr vielen Höfen vortreffliches Bier, das dem Engliſchen nahe kommt, gebrauet wird, glaube ich ſchon geſagt zu haben.

Eine Beſchreibung von einem hieſigen Gute und deſſen ökonomiſchen Einrichtung oder Hofhaltung, iſt hier wohl nicht am unrechten Orte. Ich nehme ſie von dem Landgute des Barons Cl. her, auf dem ich mich eine ziemlich geraume Zeit aufgehalten habe; denn wenn man eins kennt, ſo kennt man ſie alle, weil die Hofswirthſchaft faſt auf allen dieſelbe iſt. Unter einem Ehſtländiſchen Edelhofe muß man ſich nicht immer ein ſolches Schloß denken, wie die meiſten deutſchen Ritterſitze ſind, mit Graben, Mauern, Thoren und zwei

bis

bis drei Stockwerke hoch. Die meisten Wohnhäuser der hiesigen Adlichen sind gemeiniglich nur ein Stock hoch. Und diese Bauart erfodert das hiesige Klima, denn Zimmer in der zweiten Etage sind im strengen Winter beinahe nicht zu heitzen, wegen der durchdringenden Kälte und der kalten, rauhen Nordwinde; noch weniger würden sie im dritten Stockwerke zu erwärmen seyn. Doch giebt es auch hier und da Gebäude, die zwei Etagen hoch sind. Die Nebengebäude, Stallungen, Waschhäuser, Branteweinbrennerei, sind dieselben wie in Deutschland, mit dem Unterschiede, daß man noch ein besonders Kornmagazin oder eine sogenannte Kleete und Herbergen hat, in welcher letztern der Schneider, Weber, Koch, Tischler, Gärtner, die Bedienten, u. s. f. bisweilen auch der Hofmeister, wohnen. Denn weil die Güter oft 12 bis 15 Meilen von der Stadt entfernt sind, so ist es ein Bedürfniß, alle dergleichen Leute, mehrentheils Leibeigene, in der Nähe zu haben. Daher findet man auf jedem Gute einen Schmidt, Schreiner, Böttcher, Koch, Schuster, Schneider, Weber, und dann noch einen Amtmann oder Inspektor, (Disponenten, Verwalter,) der zugleich den Justitiarius mit vorstellt; desgleichen einen Kubjas und Wachtkerl, so wie einen oder zwei Hüter. Die vier letzten Benennungen bedürfen einer Erklärung. Amtmann bedeutet hier nicht das, was diese Stelle in Deutschland heißt. In Ehstland ist der Amtmann, das, was auf einem deutschen Gute der Verwalter ist

der

der die Aufsicht über die ganze Landwirthschaft hat, die Verpflegung der Knechte und Mägde besorgt, die Wartung der Schafe und Kühe, die Branntweinbrennerei, (welche man im ganzen Lande die Brennerei schlechthin nennt, vom Branntewein kochen,) die Bestellung und Anordnung der Arbeiter, mit einem Worte, alles das unter sich hat, was zum Gros der Oekonomie gehört. Mit ihm steht in genauer Verbindung der Kubjas. Dieses Ehstnische Wort heißt einen Aufseher bei den Frohndiensten, und bedeutet ohngefähr das, was in Sachsen der Vogt, Schulze oder Heimbürge, zugleich aber auch der Flurschütze ist. Er hat die Aufsicht über die sämmtlichen Bauern, welche unter das Gebiet gehören, besonders über die Arbeiter auf dem Felde. Er selbst ist ein Erbkerl, kann aber nur unmittelbar vom Gutsherrn oder dessen Amtmann gezüchtiget werden, da hingegen er die Macht hat, faule oder ungehorsame Bauern bis zu einem gewissen Maas, das er nicht überschreiten darf, und welches ihm von dem Herrn vorgeschrieben ist, zu schlagen. Wöchentlich zwei bis dreimal stattet er zugleich mit dem Amtmanne dem Herrn von dem, was vorgefallen ist, Rapport ab, und erwartet dabei neue Befehle. Er muß auch die Bauern, welche Frohndienste für den Hof thun, die nach der Stadt fahren, Branntewein brennen ꝛc. sollen; bestellen; kurz er hat das Amt eines Schulzen und Flurwächters zugleich. Unter ihm stehet der Schilter, gemeiniglich der Aufseher über die Arbeiter zu Fuß,

der

Herr dann, wenn jener abwesend oder krank ist, oder mit seinen Geschäften nicht herumkommen kann, dessen Stelle vertreten muß. Man unterscheidet noch den Hofkubjad von dem Dorfkubjad, welcher letzterer besonders in den Dörfern auf Ordnung und Ruhe zu sehen hat, Schlägereien, Streitigkeiten unter den Bauern anzeigen muß, und über die öffentliche Sicherheit des Gebiets wacht. Der Wachtkerl ist ein Bauer, welcher an dem Hofe seines Herrn die allerniedrigsten und beschwerlichsten Dienste verrichten muß. Er ist gewissermaßen der Tag- und Nachtwächter, aber nicht völlig dasselbe, denn er ist blos bei Hofe, und geht des Nachts auch nicht herum. Eigentliche Nachtwächter giebt es im ganzen Lande nicht, ausser in den Städten; sie sind auch bei der allgemeinen öffentlichen Sicherheit nicht nöthig. Der Wachtkerl besorgt das Auf- und Zuschließen der Thüren, das Oeffnen und Zumachen der Fensterladen, (welche man aber selten hat,) das Heitzen der Stuben, und die ganze Huth des Haußes. Dabei hat er noch die Geschäfte eines Wasserträgers, Zuchtmeisters und Ruthengebers, muß das Holz spalten und hereintragen, sogar auch die Schornsteine und Abtritte fegen. Hüter endlich nennt man hier unsre deutschen Viehhirten, welcher Ausdruck in Ehstland ganz ungewöhnlich ist. Sie werden aus den Dörfern genommen, und wechseln allwöchentlich. Ein anderer hütet die Kühe, ein anderer die Schaafe, ein ande-

ver treibt die Pferde auf die Weide. Der Buschwächter ist der Feldaufseher, ebenfalls ein Leibeigener. Er hat besonders auf die Holzdiebe, deren allen Bauern sind, ein wachsames Auge zu haben. Die bei Kronwäldern angestellten Deutschen nennt man Waldförster, obgleich die Forstwissenschaft ihnen so fremd ist als das Arabische.

Das Volk, d. h. die sämmtlichen Hofleute, essen des Tags gewöhnlich dreimal, früh um acht, Nachmittags um zwei und Abends um sieben Uhr. Die Art, wie sie zum Essen, welches in grober Hausmannskonst, gemeiniglich in Kohlsuppen, Strömlingen und Schwedischen Heeringen besteht, gerufen werden, ist auch ganz eigenthümlich. Fast mitten auf dem Hofe oder an der Mauer steht eine Stellasche, die aus zwei etwa vier Schritte von einander entfernten hölzernen Gabeln besteht. Auf diesen liegt queer über eine Stange, an deren beiden Enden zwei Stricke ein Bret halten, das frei hängt. An dieses Bret schlägt um die bestimmte Stunde das Küchenmädchen, etwa so lange, daß man hundert Schläge zählen kann. Sie braucht dazu zwei hölzerne Klöppel; und diese seltsame Erfindung soll eine Glocke vorstellen. Auf vielen Gütern hängt auch wirklich unter einem Gestelle eine Glocke, welche zum Essen fürs Volk geläutet wird. Vor der Erfindung der Glocken berief man überall die Leute durch das Anschlagen an gewisse Breter selbst zum Gottesdienste zusammen; dieser Gebrauch hat sich noch in Liefland und

Ehst-

Ehstland fort erhalten, [illegible] Zusammenrufen des Hofsgesindes zum Essen durch das Anschlagen an solche freihängende Bretter. — Ehe ich hieher täglich dreimalige Gesellschaft gewohnt wurde, war es mir ein höchst unangenehmer und widriger Ton: man gewöhnt sich aber mit der Zeit auch an das Unangenehme. Daß jedes Gut seine Badstube hat, in der sich sowohl die Herrschaft als das Gesinde im Sommer und Winter alle Woche einmal badet, habe ich bereits angeführt. Von besonderer Manier, und von der deutschen verschieden, ist auch die hiesige Art zu waschen. Denn ausserdem, daß man bei uns die schwarze Wäsche brühet, in Seifenwasser einweicht und sie dann mit einem Stücke Seife zwischen den Händen reibt und ausringt, wird sie hier noch besonders auf eine Bank gelegt, mit Seifenwasser begossen und mit einem Schlägel derb geschlagen. Dies geschieht auch mit Linnen, das auf der Bleiche ist. Dadurch wird nun zwar die Wäsche reiner und weicher, aber auch äusserst verdorben, wozu noch dieses kommt, daß man ihr nicht hinlängliche Stärke giebt, wodurch sie nach dem Rollen so weich und mürbe wie Zunder wird, aber auch eben so leicht wie dieser zerreißt. Auf allen Gütern geschieht dies zwar nicht, denn es wird meistens sehr gut gewaschen, aber auf vielen, wo man es nicht besser versteht. —

Soll ein Gut verkauft werden, so wird es vorher im Intelligenzblatte gerichtlich oder aus freier Hand bekannt gemacht, die Bedingungen, Einkünfte,

[illegible] Krügerei, [illegible], Heuschläge, (Wiesen) Fi[illegible] [illegible] und sonst auch nur in Anschlag gebracht, was zur Kunde der Liebhaber und Darnachachtung der Käufer dienen kann. Ich will doch eine solche Ausbietung und Beschreibung eines Gutes, wie sie mir mit dem ersten besten öffentlichen Anschlage eben zur Hand kommt, hersetzen.

Beschreibung des Gutes Kattental, und des Stranddorfes Keßmo mit Appertinenzien.

„1) Dieses Gut ist ein altes Allodial, und hält „nach der letzten Revision mit erwähntem Stranddorfe „Keßmo jetzo 30⅔ Ehstländische Haaken, hat aber „zu vorigen Zeiten 42⅔ Haaken gehalten. 2) Weide „und Heuschläge hat es hinlänglich. Gewöhnlich wer„den 800 Fuder Heu, oder 2400 Griesten geärndtet. „(Die ehstländischen Fuder sind nicht so groß wie die „deutschen, da sie auf den kleinen niedrigen Wagen „eingefahren werden, die ich vorher beschrieben habe; „ein Griest aber ist eine Heuflechte, ein doppelt zu„sammengedreheter Heuwulst oder ein Bund Heu, das „20 Pfund wiegen muß, also der fünfte Theil von ei„nem Centner. Das meiste Heu wird nach Griesten „verkauft.) 3) An Bau- und Brennholz hat es ei„nen Ueberfluß, sowohl in dem Keßmoschen als Sur„roschen Walde, wo es laut Urthel und Recht das un„gehinderte jus lignandi exercirt. 4) Zwei Krüge „liegen an der St. Petersburger Straße, und es kön„nen

„nen mehrere [illegible] werden. 5) [illegible] Was-
„ser- und eine holländische Windmühle [illegible]
„6) Ein sehr bequemes Wohnhaus [illegible]
„bäude und einen schönen Garten. [illegible]
„baren Erdboden, dessen Aussaat in 200 Tonnen Win-
„terkorn und 150 Tonnen Sommerfrucht besteht.**)
„8) Arbeitstage der Bauern sind 254 mit An-
„spanne, und 261 zu Fuß, zahlen an Gerechtigkeit,
„(d. i. jährlichen Abgaben in Naturalien,) 132 Ton-
„nen Roggen und 132 Tonnen Gerste, 90 Tonnen
„Hafer. ***) Ausserdem an Zollkorn ****) 44 Ton-
„nen Roggen und 44 Tonnen Gerste. Uebrigens be-
„finden sich die mehresten Bauern in landesüblichem
„Zustande. (d. h. in sehr kläglichen Umständen, denn
„der arme Bauer hat, was er hat, nicht für sich,
„sondern für seinen raubsüchtigen Erbherrn.)

„Das

*) Die Windmühlen sind in Ehstland häufiger als die Wassermühlen.

**) Eine Tonne ist 10 Metzen oder $2\frac{1}{2}$ Scheffel Erfurtisches Maas. Es ist das allgemeine Maas bei trockenen Sachen.

***) Waizen wird wenig gebauet, daher auch die Bauern keinen abgeben.

****) Dasjenige Getraide, welches die Ehstländischen Güterbesitzer jährlich als eine Abgabe an die Krone entrichten müssen.

„Das Stranddorf Keßmo nutzet die Einwiek Kas„parwiek, (einen Einbug der Ostsee in das Land,) durch „den Handel, da sich öfters große und viele Schiffe „in dessen Hafen aufhalten und überwintern; beson„ders durch seine Produkte an Holz, Ziegel und Theer, „welche es per mare transportirt, daher keine Abeits„tage, als nur im Garten, dort prästiret werden. Zu „dem Inventario ist bestimmt, eine Branntewein„brennerei. täglich ein Faß und die Brauerei. Ferner

„An Vieh	160	Stück	
„An Getraide	200	Tonnen	Roggen
— — —	12	—	Walzen
— — —	150	—	Gerste
— — —	4	—	Leinsaamen
— — —	24	—	Malz
— — —	6	—	Erbsen
— — —	110	—	Hafer".

„Die genaueſten Conditiones ſind eins für Al„les überhaupt die Summe von 116000 Rubel „Silber-Münze. Die Poſchlin aber, (d. i. „die Abgabe von 5 pro Cent an die Krone) über„nimmt auſſer dieſer Summe der Käufer, u. ſ. w.

Noch etwas über die Art, wie die Verſtorbenen auf einem Gute behandelt werden. Stirbt einer von den Hofeleuten, der Erb iſt, ſo läßt der Gutsherr die Leiche auf ſeine Koſten begraben, es ſei ein Verheiratheter oder Unverheiratheter, ein Wohlhabenderer oder Aermerer. Dafür hat er aber auch das Recht, ſich alle ſeine Sachen zuzueignen, und es

ſtes

ſtehet ganz in ſeiner Willkühr, ob er den Hinterlaſſenen viel oder wenig, oder gar nichts geben will. Ich war einſt auf K. Augenzeuge von einer ſolchen Behandlungsart. Als der dortige Hofskubjas, ein Erbkerl, geſtorben war, wurden ſeine wenigen Habſeligkeiten ſogleich verſiegelt, und zugleich mit der Leiche im Sarge, nach dem fünf Meilen davon entlegenen Hauptgute P. gebracht. In der Kreisſtadt Weſenberg, ½ Meile von P. wurde er begraben. Seine Kleidungsſtücke, Wäſche, Betten, Uhr, Silber, Linnen u. ſ. w. auch ſogar die Sachen ſeiner Frau, kurz alles, eignete ſich der Baron zu, theilte davon aus, was er wollte, als wenn es ſein Eigenthum wäre, verkaufte oder vertauſchte vieles, und ließ die Frau rein ausgeplündert davon gehen. Zur Rechtfertigung dieſes harten Verfahrens wurden die Schulden des Verſtorbenen vorgewendet; damit ſtimmte aber das Verſchenken ſo mancher Sachen nicht überein: und daß dem Weibe nichts gelaſſen wurde, dazu war der Grund, weil ſie eine Erzſäuferin und H... ſein ſollte.

Alle Sonntage von 11 bis 12 Uhr wird auf den meiſten Gütern, weil man aus Bequemlichkeit oder wegen Entlegenheit der Kirchen, den öffentlichen Gottesdienſt nur ſehr ſelten beſucht, der gewöhnliche häusliche Gottesdienſt gehalten, oder wie man ſich hier ausdrückt, die Predigt geleſen; und dies iſt das Geſchäft der Hofmeiſter. Vor 11 Uhr ſetzt ein Bedienter ein Tiſchchen mit einem Stuhle in die Mitte des

Zim-

Zimmers, auf welchem das Predigtbuch liegt. Gewöhnlich hat man Liebens, Hermes, Frosieps, oder Rosenmüllers und Zollikofers Predigten. Erst wird aus dem Hallischen Gesangbuche, (jetzt aber aus dem neuen Revalschen) ein Lied gesungen, das zehnte Mahl blos gelesen, sodann folgt die Predigt, und darauf noch ein Lied. Oft begnügt man sich auch nur mit der Predigt allein. Da wo kein Hauslehrer ist, liest der Herr des Hauses sie gewöhnlich vor. — Das Hofgesinde hält seinen Gottesdienst besonders in der Ehstnischen Sprache Morgens 8 oder 9 Uhr, wenn eben niemand von ihm zur Kirche gefahren ist, und folglich alle zu Hause sind. Da wird förmlich und aus voller Kehle gesungen, und der Schuster oder Schneider, Koch ꝛc. liest die Predigt aus der Ehstnischen Postille. Beides hört sich aber so höchst widerlich zu, daß man die Ohren zuhalten, und sich lieber zwanzig Schritte ausserhalb als innerhalb der andächtigen Versammlung wünschen möchte.

Der Landtag des Adels und die Immatrikulation auf demselben wird alle drei Jahre ausgeschrieben und mehrentheils im December gehalten. Weil der Ehstländische Adel ohnehin insgemein im Winters auf einige Zeit zur Stadt kommt, wohin ihn sein Handel, seine Bedürfnisse, seine Prozesse oder andere Angelegenheiten rufen;

so

so wird es ihm leicht, bei dem Landtage in Revel zu erscheinen. Riga hingegen liegt am äussersten Ende des Herzogthums; ein großer Theil des dahin gehörigen Adels hat dort keinen Verkehr; diesem fällt die weite Reise kostbar und beschwerlich, daher sein Ausbleiben vom Landtage Nachsicht verdienet. Mit dem Ausdrucke eines Landtags in Liefs oder Ehstland darf man aber nicht den Begriff von einem Schwedischen oder Sächsischen Landtage verbinden, denn hier heist das Wort weiter nichts, als die Zusammenkunft des gesammten Adels in Rigg oder Reval, daselbst neue Gerichtsherren zu wählen, neue Mitglieder in die Adelsmatrikel aufzunehmen, und über Vermehrung oder Verminderung der Leibeigenschaft zu berathschlagen. Zu einer andern Zeit wird er im Rigischen Gouvernement oder in Riga, und zu einer andern in Ehstland oder in Reval gehalten. Von dem letztern rede ich hier. Er besteht aus der sämmtlichen Ritterschaft der in jedem Gouvernement befindlichen Kreise, und währet aufs höchste vier Wochen. Selten wird unter drei Jahren ein ausserordentlicher Landtag gehalten, und nur, wenn höhere Befehle oder dringende Landesgelegenheiten ihn erheischen. Zuerst wird die Genehmigung des Monarchen von dem Gouverneur gesucht, der darauf den Landtag durch gedruckte Bekanntmachungen im ganzen Lande ausschreibt. Der Versammlungsort ist der Saal des Ritterschaftshaußes auf dem Dome in Reval. Auf beiden Seiten stehen der Länge herab Tische und

Stüh-

Stühle oder Bänke. Auf der einen Seite sitzen die Herren aus dem Wierländischen und Wickschen Kreise; auf der andern die aus dem Revalschen, Jerwenschen und Baltischportschen. Oben an sitzt der Gouverneur, dann folgt der Gouvernementsmarschall, mit einem silbernen Stabe, die Kreismarschälle, die Etats- (sonst Land) räthe, u. s. w. und dann der übrige Adel. Für die erstern pflegt auch wohl ein besonderes Zimmer eingeräumt zu werden. Der ganze feierliche Aktus geschiehet etwa in folgender Ordnung: Erstlich versammeln sich am angesetzten Tage der Gouvernementsmarschall mit den übrigen Marschällen, die Landräthe und der gesamte Adel im Saale des Ritterschaftshauses. Sie sehen die Verzeichnisse des angekommenen Adels, welche ein Notar verfertigt, durch, melden sodann dem Gouverneur durch eine aus dem Marschall und zwei Etatsräthen bestehende Deputation die Ankunft der Ritterschaft, und machen ihm unter mancherlei Feierlichkeiten die Honneurs. Den folgenden Tag nimmt der Landtag seinen Anfang. Man versammelt sich im Ritterschaftshause. Die Adlichen aus dem Kreise, aus welchen am letzten Landtage der Landmarschall gewählt wurde, stellen sich zur Rechten, die andern zur Linken, und diese Ordnung wird den ganzen Landtag hindurch bei behalten. Nun geht der Zug nach der Dohmkirche. Voraus zieht der Landmarschall mit dem Stabe und andern Insignien, ihm folgen die übrigen Marschälle des Kreises,

die

die Etats- oder Landräthe, dann die Ritterschaft und die übrigen Landsassen. In der Kirche wird eine den Umständen angemessene Predigt gehalten, musizirt und gesungen. Eben so gehet der Zug wieder zurück auf das Ritterschaftshaus, von da zum Gouverneur, wo der Gouvernementsmarschall eine Anrede hält, und dann wieder ins Ritterschaftshaus.

Ehe ich eine nähere Anzeige gebe, wie nun eigentlich der Landtag gehalten wird, will ich erst von den mancherlei Geschäften eines Gouvernements- oder Landmarschalls reden. Er wird meistens alle drei Jahre auf jedem Landtage von neuen gewählt, doch bleibt es auch manchmal ein Mann von Ansehen, mit dessen Diensten man vorzüglich zufrieden ist, sechs Jahre und länger. Gehet dieser ab, so hält er eine kurze Rede, — captui accommodatam, — und legt seinen Stab und Insignien nieder, die nun dem Neuerwählten durch den ältesten Landrath überreicht werden. Dieser hält gleichfalls eine Rede, und hat von jetzt an den Rang eines Obersten bei der Armee. Seine Besoldung besteht in — 600 Rubeln, die, weil seine Gegenwart der mannichfaltigen Geschäfte wegen oft in Reval erfodert wird, nicht weit reichen. Bei feierlichen Gelegenheiten unterscheidet er sich allemal durch den silbernen Stab und das ritterschaftliche Wappen. Seine Vorträge thut er stehend, und wenn er in den Saal tritt, steht der sämmtliche

liche Adel vor ihm auf, da er denn ein Zeichen zum Sitzen giebt. Er empfiehlt die Wahl seines Nachfolgers, macht die Stunde bekannt, in welcher sich der Adel versammeln, und der Landtag eröfnet werden soll. So oft die Ritterschaft auseinander geht, bestimmt er die Stunde der Versammlung auf den folgenden Tag. Er muß dabei auf die Beobachtung oder Nichtbeobachtung der Landtagsschlüsse ein wachsames Auge haben. Er hat die Rechnungen der Ritterschaftlichen Klasse unter den Händen, so wie ihre Gelder, und auf seine Vorstellung und Protestation kommt es an, ob etwas vorgenommen oder unterlassen werden soll obgleich seine Stimme allein selbst nicht entscheiden kann. —

Nachdem nun solchergestalt der sämmtliche Adel in Saal wieder versammelt ist, so eröfnet der Marschall die Session mit einer kleinen Rede, und nunmehr nehmen die Verrichtungen ihren Anfang. Diese schränken sich hauptsächlich auf folgende sechs Punkte ein: 1) Die Besetzung der obrigkeitlichen Aemter oder Gerichtsstellen in den verschiedenen Landesdikasterien — bei weitem die wichtigste Angelegenheit. 2) Die Wahl der Landräthe, (die aber unter Katharinens II. Regierung in Etatsräthe verwandelt wurden,) des Gouvernementsmarschalls und der Kreismarschälle. 3) Die Immatrikulirung in den Liefländischen Adel, oder die Aufnahme in die Rit-

Ritterschaft, die ehemals mit 200 Rubel bezahlt wurde; jetzt aber beinahe noch einmal so hoch kommt. 4) Die Verpachtung der Ritterschaftlichen Allgemeingüter, (vor der Einziehung derselben, welche Paul I. wieder aufgehoben und den Landräthen zurückgegeben hat.) 5) Die Veränderungen der alten Rechte und Verfassung, und 6) die Bestimmung neuer Auflagen, Bauernkonstitution, Frohndienste, Abgaben an den Hof, Strafen gegen Ungehorsame. Hierzu kommen noch mancherlei andere Nebenangelegenheiten, als z. B. Schulanstalten, Postwesen, neue Vorschläge in einem Kreise, öffentliche Bauten u. d. gl. Alles dies geschieht meistens durch Ballotiren oder Stimmensammeln; doch hat dabei der Spruch oder die Meinung des Adelsmarschalls und der Landräthe starken Einfluß. Ich würde daher die Wahlen durch das Ballotiren oder Kugelgreifen nie billigen, weil sie Verheimlichungen begünstigen, und diese verdeckte Art zu wählen gewiß mehr Uebel verursachet als verhindert. Der Einfall des Ballotiren kann wohl nur daher entstanden sein, weil man den unrechtmäßigen Einfluß dadurch zu verhindern glaubte: aber ich halte es für würdiger und anständiger, diesen Einfluß bei einer so erlauchten Versammlung gerades Weges und unmittelbar zu unterdrücken, als ihm durch allerlei Umwege, durch Verheimlichung und Betrug auszuweichen. Die

Handlungen eines Edelmannes müssen offen und frei seyn; er muß sich nicht scheuen, im Angesichte des ganzen Landes zu erklären, wem er die Beschützung seiner Rechte anzuvertrauen wünscht. So wie das Ballotiren gewissermasen die Unabhängigkeit erhalten kann; eben so kann es ein Deckmantel der Bestechung, eine Schule der Falschheit und des Betrugs, eine Larve der Unpartheilichkeit werden. Der Adelsmarschall kann hier mancherlei Maschienerien mit unterlaufen lassen, wenn er kein edler, unbestechlicher Mann ist, denn ohne seine Erlaubnis kann keiner nicht einmal füglich etwas vortragen. Er empfängt alle Vorschläge und Gesuche und trägt sie vor, so wie er auch die gemachten Schlüsse vorlieset und ad receſſum & protocollum bringt, oder durch einen Geheimschreiber bringen läßt. Die Befehle des Monarchen werden ebenfals auf Ersuchen des Marschalls durch den Sekretär vorgelesen. Die Entscheidungen oder Einwendungen dagegen entwirft das Kollegium der Landräthe, der Marschall trägt sie vor, und berichtet darauf diesen die erhaltene Anwort. Immer entscheiden einige einsichtsvolle Männer, die übrigen gleichen mehr den Zuhörern, wenn ihnen die vorgetragenen Sachen fremd, oder wenn sie zur Beurtheilung derselben zu jung oder nicht geneigt sind, sich um Dinge zu bekümmern, die auſſer den Gränzen ihrer

rer Wirthschaft liegen. Seltenere Landtage werden wichtiger. In der Zwischenzeit sind die Landräthe und die Kreismarschälle hinreichend, das Nöthige zu besorgen, und in zweifelhaften Fällen steht immer der sichere Weg, durch Cirkularschreiben gründliche, geprüfte und durchdachte Meinungen zu sammeln, offen. Und diese durch Gründe unterstützten, bei reifer Ueberlegung schriftlich abgefasseten Stimmen verfliegen nicht so unbemerkt, wie der weiseste Rath mündlich gegeben, unter der anders gesinnten Menge gar oft ungenützt erstirbt, oder den Widerspruch mit kränkendem Verdruße flieht.

Das Ballotiren oder die Besetzung der obrigkeitlichen Würden aus dem Adel durch das Loos, geschieht folgendermasen. Der Marschall schlägt einen aus der Ritterschaft, z. B. zum Kreishauptmann oder Gerichtsassessor vor, auf den ballotirt werden soll. Auf dem Tische steht ein Kästchen mit grünem Tuch behangen, so daß man darunter füglich die Hände verbergen kann. Das Kästchen hat zwei Fächer, in das eine wirft man die weisen, in das andere die schwarzen Kugeln; und damit alles ganz unpartheiisch zugehe, muß vorher die ganze Ritterschaft einen Eid ablegen, den ihr der Marschall mit Stab und Wappen in der Hand vorlieset. Indessen schlagen auch die

ans

andern aus einem Kreise etliche vor, auf die, wenn jene Ballotation durch ist, von neuem ballotirt wird. Nachdem festgesetzt ist, ob die weissen oder schwarzen gewinnen sollen; so werden nunmehr alle einzeln zusammen gezählt, und auf wen die meisten fallen, der ist erwählt. Dergestalt daß jeder einzeln durchballotirt wird, dauert es ziemlich lange. Nun kommt eine neue Würde in Vorschlag, zu welcher abermals drei oder vier auf die Wahl gegeben werden, wobei wieder wie zuvor verfahren wird, bis alle Kreise durch sind, deren jeder beinahe eine Woche Zeit wegnimmt, denn es gehet nicht ununterbrochen fort, sondern es werden dazwischen auch andere Angelegenheiten vorgenommen und abgemacht. Wer ohne triftige Gründe und beigebrachte Entschuldigung wegbleibt, (im Fall der Krankheit muß ein medizinisches Zeugnis beigebracht werden,) verfällt in eine Strafe von 50 Rubel, die der Ritterschaftskasse anheimfällt, welche aber mancher des theuern Aufenthalts in der Stadt wegen, der oft höher steigt, lieber giebt, als dabei erscheint. Ein beträchtlicher Zuwachs geschieht der Kasse dadurch, wenn sich viele inmatrikuliren lassen. Im Jahre 1792 wurden dreissig inmatrikulirt. Dies brachte der Klasse gegen 8000 Rubel ein. Den nicht Inmatrikulirten stehet es frei zu kommen oder nicht. Kommen sie ja, so gel-

ten sie wenig, und werden über die Schulter hin angesehen, daher bleiben sie lieber zu Hauße. Hat ein Kreis unter sich etwas Besonderes zu verabreden, so treten die dazu gehörigen Glieder in ein Nebenzimmer ab. In allgemeinen Landesangelegenheiten entscheidet die Majorität. Hiervon wäre aber billig in manchen Fällen eine Ausnahme zu machen, wenn aus den nahen Kreisen viele, aus den entfernten aber nur wenige Glieder sich eingefunden haben. Die letztern müssen offenbar verlieren, wenn es zum Stimmen kommt. In Dingen, welche die Kreise gegen einander betreffen, sollte billig das Stimmengeben nicht nach den anwesenden einzelnen Personen, sondern nach Kreisen geschehen; so könnten die Landräthe und Kreismarschälle, nach ihren etwaigen Instruktionen, das Beste ihres Bezirks wahrnehmen, und manche Beschwerde und Unzufriedenheit würde verstummen.

Der Schluß des Landtags hängt vom Gouverneur ab. Findet sich nichts mehr abzumachen oder zu berichtigen, so meldet der Landmarschall mit zwei Landräthen dies dem Gouverneur, fragt ihn, ob er sonst noch etwas zu befehlen habe, und wann ihm die Abschiedsaudienz gelegen sei. Auf den angesetzten Zeitpunkt führt dann der Marschall die sämmtliche Ritterschaft in der oben beschriebenen Ordnung und unter den ge-

gewöhnlichen Zeremonien hin, hält eine Abschiedsrede, und nimmt seinen Rückweg wieder in den Saal des Ritterhauses. Hier beschließt er den Landtag mit einer abermaligen Rede; und so zieht dann ein jeder nach Hause, nachdem mancher Hunderte ja Tausende verspielt, verschwelgt oder sonst verpraßt hat. Die Kaufleute und Weinhändler befinden sich allemal dabei vortrefflich, und wünschen sich alle Jahre einen Landtag. Zu dieser Zeit möchten ohngefähr 500 von Adel in der Stadt seyn. Der Landtagsabschied oder die Beschlüsse desselben werden jedem Mitgliede von der Ritterschaft in einem geschriebenem Exemplare mitgetheilt.

Ein Verzeichniß der vornehmsten Güter und adlichen Familien in Ehstland, mag diesen Abschnitt beschließen. In Liefland besitzt die Krone viele Güter, in Ehstland aber kaum vier oder fünf. Dies kommt daher, theils, weil nach dem Absterben der männlichen Linie, da die meisten Liefländischen Güter Mannlehen waren, die Krone sich dieselben zueignete; theils, weil schon unter der ehemaligen Schwedischen Regierung viele Güter durch Reduktion und Konfiskation Kronsdomänen geworden wären, und die neue Russische Herrschaft sich ebenfalls den Besitzstand derselben vindizirte. Viele davon sind durch die großmüthige Freigebigkeit der Kaiserin Katharina II. an Pri-

vat-

natperſonen, zum Theil auf Lebenszeit, zum Theil auch für die Nachkommen verſchenkt worden. Nachdem Katharina II. im Jahre 1787 die Mannlehen gänzlich aufhob, und alle Güter auch auf die weibliche Linie erblich zu machen befahl, ſtiegen die Güter ungemein im Werthe und Preiſe. Schon zu der Schweden Zeiten ſind in Ehſtland weit wenigere Krongüter geweſen, und auch da nicht ſo viele Familien ausgeſtorben als in Liefland. Durch Schenkungen iſt ihre Zahl vollends noch verringert worden. Diejenigen, welche noch wirklich der Krone gehören, ſind alle verarrendirt, (verpachtet,) und werden mithin meiſtens ſehr ſchlecht verwaltet, weil die Arrendatoren (Pachter,) ſie ausſaugen, ohne reelle Verbeſſerungen auf denſelben zu machen. Die meiſten werden gegen eine ſehr billige Arrende auf zwölf Jahre nach einander verpachtet, manche auf Lebenslang vergeben; beides iſt eine beſondere Gnadenbezeugung für lange und treue Dienſte, arme Edelleute und Offizierswittwen. Wegen ehemaliger Mißbräuche, Beſchädigungen und Ruinirung der Krongüter ſind in den Kontrakten jetzt die Schonung und der Anbau der Wälder zur ausdrücklicher Bedingung gemacht. Dabei müſſen die Pachter der Krongüter ſo gut wie die Beſitzer der Privatgüter ihre Abgaben und onera publica der Krone entrichten. — Die Gemeingüter, welche

der

der ganzen Ritterschaft in corpore zugehörten, dienten vornämlich zur Besoldung des Landrathskollegiums, welches über die ritterschaftlichen Geschäfte und Angelegenheiten das Direktorium führte. Nachdem aber Katharina II. die Landräthe aufhob, wurden auch einige Zeit darauf die gemeinschaftlichen oder Landrathsgüter eingezogen und in Domänen verwandelt, die aber Paul I. wieder zurückgegeben und das Landrathskollegium selbst wieder hergestellt hat. — Auch die Städte besitzen ihre besondern Patrimonialgüter, welche sie nicht veräussern dürfen, ob es ihnen gleich erlaubt ist, mehrere dazu zu kaufen. Reval hat fünf Landgüter, die zusammen 60 Haken betragen; Pernau besitzt vier Güter, zusammen 26 Haken; Narwa hat ein Stadt-Territorium von ohngefähr 12 Russischen Werssen im Umkreise, und im Durchschnitt von der Vorstadt bis an die Gränze Ehstlands $3\frac{1}{2}$ Werst. Die übrigen Städte besitzen gar keine Güter. Auch die Prediger auf dem Lande haben viele Ländereien obgleich keine separaten Güter. Man nennt sie Pastoratsland und darin besteht die Hauptbesoldung. Es gehören zu vielen eben so gut Leibeigene wie zu den adlichen Gütern. Ein Pastoratsgut beträgt gewöhnlich $\frac{1}{2}$ Haken, selten mehr, oft aber weniger. Die dazu gehörigen Erbbauern sind dem jedesmaligen Prediger dienstbar, aber von allen übrigen Frohn-

dienſten frei. Wo der Prediger keine leibeigene Bauern hat, werden ihm ſeine Ländereien, die Aerndte und ſonſt nöthige Dienſte von den Gütern des Kirchſpiels beſtellt, deren jedes nach der Reihe oder zugleich, eine gewiſſe Anzahl hergiebt. Die Paſtoratsgüter mit den dazu erforderlichen Bauern müſſen von den eingepfarrten Gutsherrn des Kirchſpiels gemeinſchaftlich hergegeben und das Paſtorat dadurch fundirt werden. Sie werden bei der allgemeinen Landesvermeſſung (Reviſion,) nicht mit in Anſchlag gebracht und ſind frei von allen Abgaben, Einquartierungen und Lieferungen an die Krone, aber nicht frei von Wegebeſſerung und Brückenbau, welcher durch das ganze Land auf die Güter repartirt iſt.

Die adlichen Güter machen bei weitem die größte Zahl aus. Sie alle einzeln zu beſchreiben möchte zu weitläuftig, und den meiſten Leſern wenig unterhaltend ſeyn. Ich begnüge mich, blos die vornehmſten mit den Nahmen ihrer Beſitzer anzugeben. Es giebt in Ehſtland gräfliche, baroniſirte und adliche Familien. Die gräflichen Familien ſind Douglas, Manteufel, Steinbok und Tiefenhauſen. Die Douglasſche Familie beſitzt 6 Güter, worunter das große Gut Alp im Kirchſpiel Matthäi iſt; die Manteufelſche Familie hat ihre meiſten Güter in Liefland,

und sich durch Schenkungen und Urbarmachung mo-rastigen Landes rühmlichst bekannt gemacht. In Ehstland besitzt sie nur 5 Güter. Eine andere gräfliche Manteufelsche Familie ist durch Prozesse verarmt: einer von ihnen lebte sonst als Philosoph in Riga, und war mit seinen eingeschränkten Umständen sehr zufrieden. Die gräflich Steinbockſche Familie ist eine der reichsten und angesehensten im Lande und besitzt auf 16 Güter. Einer von ihnen bauet jetzt auf dem Dome einen Pallast, welcher schon über 70,000 Rubel kostet und noch bei weitem nicht geendiget ist. Die Familie Tiesenhausen theilt sich in mehrere Zweige, von denen einige bloße Edelleute sind. Sie besitzen 13 Güter. — Nun folgen die baronisirten und adlichen Familien in alphabetischer Ordnung mit ihren vornehmsten Besitzungen.

Familien.	besitzen Güter.
Die Hrn. v. Aderkas	5
Albedyl	3
Anrep	4
Baggohufwudt	2
Baranof (zahlreich)	14
Bellinghausen	1
Benkendorf	3
Berg	2

Familien.	besitzen	Güter.
Die Hrn. v. Bielcky, Baron	2	(besaß mehr, ehe
Bißram	1	der Bankerott
Blak	2	ausbrach.)
Bock	3	
Brand	—	
Brewern (zahlreich)	9	
Brehmen	1	
Brimmer	1	
Budberg, Baron	3	
Buxhöfden	2	
Clodt v. Jürgensburg	2	(jetzt bankerott)
Delwig, zum Theil Barone,	1	
Dücker	2	
Derfelden	3	
Drewnik	2	(jetzt bankerott)
Engelhardt	5	
Ertmann	1	
Essen	6	
Fersen, Baron	6	
van Derfelden, (von der Felden)	3	
Fischbach	2	

Familien.	besitzen Güter.
Die Herrn. v. Fock	2
Friderici	1
Gernet	3
Glehn	—
Grotenhielm	2
Grünewald	1
Hägemeister	2
Handwig	5
Hastfer	3
Hellwig	10
Heller	—
Helfreich	3
Hüene	2
Kallmann	—
Kaulbars	4
Kirchner	3
Klostermann	3
Kluhen	4
Köhler	1
Koskull	2
Knorring	6
Krusenstern	3
Kursell	3

Familien.	besitzen Güter.	
Die Hrn. v. Lantingshaussen	1	
Löscher	—	
Liltenfeld	5	
Linden	1	
Löwenstern	3	
Maydel, Baron	6	
Manderstierna	4	(jetzt bankerott)
Meyendorf, Baron	2	
Meiners	—	
Mohrenschild	9	
Nasacken	4	
Nieroth	—	
Nolken	1	
Nuß	—	
Oetting, (ausgestorb.)	—	
Paykull	2	
der Pahlen, Baron	4	
Packull	3	
Peetz	1	
Pillar v. Pilchau	6	
Pistohlkors	2	
Pohlmann	1	
Ramm	2	

Familien.	besitzen Güter.
Die Hrn. v. Rehbinder, Baron	3
Reuter	2
Rennenkampf	4
Richter	4
Ritter	2
Rosen, Baron, (zahlreich,)	9
Rosenbach	2
Rosenthal	3
Rubenau	1
Salza, Baron	1
Sievers	5
Scharenberg	—
Schweinghielm	2
Silberarm	1
Silfwerharnisk	1
Stakelberg, (zahlreich) zum Theil Barone, besitzen die meisten und größten Güter, über	30
Schulmann	1
Staal	5
Strahlborn	3

Familien.	besitzen Güter.
Die Hrn. v. Taube, Barone, zum Theil	3
Tiesenhausen, Baron	9
Toll	2
Ulfrich	5
Ungern Sternberg, Baron	8
Uexküll Güldenband, Baron	3
Uexküll	2
Vietinghof, (zahlreich)	8
Wangersheim	1
Wartmann	1
Wolf	2
Wulfsdorf	1
Wrangel, zum Theil Baron,	7
Wreede, Baron	2
Zöge v. Manteufel	4

Auf der Insel Oesel, die zwar eigentlich zum Rigischen Gouvernement gehört, aber lauter Ehsten zu Bewohnern hat, und also in so fern mit hierher zu zählen ist, leben folgende adliche und freiherrliche Familien, oder haben wenigstens daselbst Be-

sitzungen: Die Herren von Aderkas, Bellingshausen, Berg, Burmester, Buxhöfden, Ekspärre, Güldenstubbe, Knorring, Lilienfeld, Lohden, Nolken, Poll, Rading, Rechenberg, Rehren, Sacken, Stakelberg, (Baron) und Stakelberg, (simpel Edelmann,) Sternschanz, Toll, Sass, Sege von Laurenberg, Vietinghof, Welmarn, Züge von Mankeufel. Der am 12ten July 1800 als Russisch-Kaiserlicher Senateur und geheimer Rath zu Pedast auf der Insel Moon verstorbene Herr von Campenhausen war auch mit in die Oesellsche Adelsmatrikel aufgenommen worden. Er war ein Mann von Talenten, hat als Vicegouverneur des Herzogthums Liefland, unter welchem bekanntlich Oesel mit den ihr zunächst liegenden Inseln als ein besonderer Kreis gehört, auf der Insel viele vortreffliche Einrichtungen gemacht, (von denen sich umständliche Nachrichten in Lenz Liefländischer Bibliothek finden,) und ist auch als Schriftsteller in seinem Vaterlande nicht unbekannt. Er war der Stiefbruder des geheimen und Regierungeraths von Campenhausen; der lange Zeit in Riga beim Gouvernement stand, sich viel Hochachtung und Ansehen erwarb, große Reichthümer besaß, und am 3ten Dez. 1782 starb. Der als Schriftsteller bekannte noch lebende Churfächsische Kammerherr und Russisch-Kaiserlicher Ma-

Major Peter Balthasar von Campenhausen ist dessen Sohn. Besitzungen hat aber diese Familie weder in Ehstland, noch auf der Insel Oesel; ihre Güter liegen sämmtlich in Liefland.

Die Namen und das Verzeichniß aller einzelnen Güter in jedem Kirchspiele giebt die im Jahre 1775 im Drucke erschienene Landrolle ziemlich genau, mit ihren Besitzern an. Es hat sich freilich seit dieser Zeit vieles geändert. Einzelne Nachrichten theile ich, weil sie in Deutschland selten ist, daraus mit.

Fegfeuer, der Familie Handwig gehörig, hatte ehemals ein kleines aber etwas befestigtes Bischöfliches Schloß, welches die Russen im Jahre 1560 verbrannten. Vor etwa 40 Jahren sind noch einige Zimmer im Thurme bewohnbar gewesen; jetzt stehen die Mauern ganz verwüstet, die Graben haben sich aber noch ziemlich gut erhalten. — Arrokül, ein der Baranoffschen Familie gehöriges hübsches Gut im Kirchspiel St. Jürgens im Revalschen Kreise, liegt zwischen zwei Kirchen, von jeder ohngefähr 1 deutsche Meile entfernt. Nicht gar weit vom Hofe ist eine anmuthige Anhöhe am Saume eines Tannenwaldes. Hier fand man ein achteckichtes Fundament von einem alten Gebäude, das 20 Klaf-

ter lang und 18 Klafter breit ist. Die dasigen Bauern glauben, es habe in alten Zeiten hier eine Kapelle sollen angeleget werden, deren Bau ins Stecken gerathen sei. Am Ende des Hügels liegen viele Feldsteine, als wie zu einem großen Bau zusammengeführt. Vielleicht sind es Ueberbleibsel von einem zerstörten Schlosse oder Kloster, von dem man jetzt keine Nachrichten mehr hat, denn für eine bloße Kapelle scheint der Umfang zu groß zu seyn. — Kegel, an der nach Baltischport und Habsal gehenden großen Landstraße, ein dem Herrn Etaatsrath von Koskull gehöriges, 34 Haken großes, schön bebautes und 4 Meilen von Reval liegendes Landgut. Es hat ungemein weitläuftige Gränzen, die sich bis nach Baltischport und längst der Ostsee erstrecken, fruchtbaren Kornboden, einträgliche Krügerei, Mühlen, ansehnliche Fischereien und andere gute Appertinenzien. Nicht weit vom Hofe wird jährlich ein Jahrmarkt gehalten. Der nahe vorbeifliessende Bach ist nicht groß, ergießt sich aber im Frühjahre sehr stark. — Hark, dem Baron von Budberg gehörig, hat ein schönes neu erbautes Hofsgebäude, dessen unterstes Stockwerk größtentheils in Felsen gehauen ist. Mit seinen hübschen Nebengebäuden präsentirt es sich von weiten wie ein kleines Städtchen, zumal da der dazu gehörige nahe liegende See mit seiner spiegelhellen Oberfläche ihm das Ansehen eines mit einem breiten Graben umgebenen Schlos-

ses

ses giebt. Dieser See hat im Umfange eine starke Meile und ist sehr fischreich. Vorzüglich fängt man große Hechte und Brachsen, die häufig nach Reval geführt werden, an Güte, Wohlgeschmack und Fett aber denen aus dem Peipussee nicht gleich kommen. —

Von Padis, dessen ich schon im ersten Theile gedacht habe, hole ich noch einige Nachrichten hier nach. Es ist beinahe 60 Haken groß, und gehört nebst dem kleinen Gute Wassalem der Familie von Ramm. Es war ehemals ein Mönchskloster vom Orden der Cisterciensер, von dem es noch jetzt seinen Namen hat, und liegt 6 Meilen von Reval. Es wurde im Jahre 1281 gestiftet, 1320 sehr fest von Stein erbaut, und der geistlichen Gerichtsbarkeit des Bischoffs von Oesel unterworfen. An der Westseite fließt ein schmaler aber sehr tiefer Bach; die übrigen Seiten waren mit breiten Graben und hohen, dicken Mauern verwahrt. Bei einem Aufstande der dasigen Bauern im Jahr 1343. wurden 28 Mönche im Kloster erschlagen. Es kam in der Folge durch Kauf an den deutschen Orden; die geistliche Verfassung blieb damals, wie nach der Reformation, noch lange Zeit. Im Jahre 1561 wurde es von den Schweden in Besitz genommen, dem Herzog Magnus zuerkannt, aber ihm von den deutschen Rittern vorenthalten. In Februar

1575

1575 verwüsteten Russen und Tatarn das ansehnliche Klostergebiet, und im folgenden Jahre eroberten sie das Kloster selbst, welches kurz darauf wieder von den Schweden vergeblich belagert, aber schon im Herbst desselben Jahres von den Russen freiwillig verlassen wurde. Im Jahre 1601 eroberten es die Pohlen, gaben es der Plünderung Preis und erschlugen die Mönche. Unter der Schwedischen Regierung entstanden aus den weitläuftigen Ländereien desselben, mehrere, theils Privat- theils königliche Domänengüter, und den Rest, das jetzige Padis nebst Wichterpahl, zusammen 85 Haaken, überlies Gustav Adolph 1624 dem damaligen Burggrafen Thomas von Ramm zur Wiedererstattung für seine von den Pohlen ihm in Liefland genommenen und völlig verwüsteten Güter, erb- und eigenthümlich, bei welcher Familie das Gut auch bis jetzt geblieben ist. Es hatte sonst einige Befestigungen. Jetzt ist vieles in Trümmern, indem die Mauern theils eingefallen, theils abgebrochen sind. Bis 1766 waren, ausser der bei der letzten Eroberung ruinirten südwestlichen Ecke, die sämmtlichen Klostermauern, deren Dicke durchgängig 8 bis 9 Fuß, und die Höhe von aussen 9 bis 10 Klafter betrug, nebst der gewölbten sehr grossen Klosterkirche und ihrem zirkelrunden, gegen Nordost gelegenen und 16 $\frac{1}{3}$ Klafter hohen Thurme, noch unversehrt vorhanden, und das andere Gebäude-

werk

werk zu Wohnzimmern eingerichtet. Durch eine Feuersbrunst aber wurde in den letztern alles zerstört, und seitdem ist vieles von den Mauern, auch ein Theil des Thurms, abgebrochen. Die Kirche steht noch ganz, und einige Hallen und Kreuzgewölbe sind auch unbeschädigt geblieben. Wichterpahl hat einen ansehnlichen fischreichen Strand und in dem Gebiete viele Schwedische Bauern, die noch immer ihre alte Muttersprache reden, und sich der Schwedischen Bücher bedienen, gleichwohl aber auch dabei Ehstnisch verstehen, und als Leibeigene so gut wie die Ehsten dem Gute erblich anschlagen sind.

Fockenhof in Wierland gehörte bis zum Jahr 1787 der berüchtigten Herzogin von Kingstone gebohrnen Miß Chudleygh, sonst auch Gräfin von Bristol genannt. Sie kaufte es für eine ansehnliche Summe, wo ich nicht irre, von einen Baron Rehbinder, der bisher Erbherr davon gewesen war. Es hat einen zu einen Hafen sehr bequem gelegenen Meerbusen und die ansehnlichste Postirung (Poststation) in ganz Ehstland, auf der beständig 50 und mehr Pferde unterhalten werden, weil sich hier die Revalsche Straße mit der Petersburgischen vereiniget. Sie wurde aber bald nach der Besitznahme des Gutes durch die Herzogin nach Jewe verlegt. *)

Die

*) Jetzt ist sie wieder von da nach Fockenhof verlegt worden.

Die Bizarrien dieser Dame sind bekannt. **) Sie brütete auch in Ehstland eine Menge Projekte aus, wollte einen Hafen und Schiffswerfte errichten, Fabriken und Manufakturen anlegen, eine Stadt bauen, Handel treiben und Ehst- und Liefländische Produkte, als Masten, Holz, Bretter, Balken, Korn, Hanf, Flachs, Leinsamen ꝛc. nach England und Holland schicken. Bei einem jährlichen Einkommen von mehr denn 50,000 Rubel war sie dennoch äusserst geizig, handelte oft um einige Kopeken in Hoher einiger Person, und warf dann bei andern Gelegenheiten, wenn sie sich als Engländerin fühlte und sehen lassen wollte, mit verschwenderischer Freigebigkeit die Rubel wieder weg, kaufte ihrem Cicisbeo, dem Herrn von S. ein Paar elende Stahlschnallen, und schenkte ein andermal ein schönes Englisches Pferd einem Bedienten, der ihr einen angenehmen Brief von einem andern Gute zu Fuße gebracht hatte. Einige Zeit vor ihrem Tode verkaufte sie Fockenhof, reisete nach Petersburg, von da nach Dresden, und lebte mit der Kaiserin Katharina II. und der verwittweten Churfürsten

**) S. Anekdoten der Herzogin von Kingstone, jetzigen Gräfin von P[illegible]stol, und der Marquisin de [illegible]che. Aus dem Französischen. Mit Zusätzen des Uebersetzers. Hamburg 1777.

in vertrautem Umgange. Sie ging zum zweitenmal nach Rußland, wo sie in der Nähe der Residenz Güter kaufte, auf welchen sie, wenn ich mich recht entsinne, auch gestorben ist.

Asserien, ein ansehnliches Gut im Maholmschen Kirchspiele, der Familie von Essen zugehörig, und das nicht allzuweit davon liegende Peddes oder Peddis, derselben Familie gehörend, halten beide über 60 Haaken Landes. Das letztere war ehemals ein Kloster, wovon noch das alte in ein Viereck aufgeführte Gebäude nebst dem Thurme übrig ist. In der 8 bis 10 Fuß dicken Mauer hat man noch allerlei Kirchengeräthe gefunden. Die alten Gebäude sind vor mehrern Jahren wieder ausgebessert worden, so daß es jetzt zu den wieder hergestellten Schlößern gehört, und wohl der äussern Form, aber nicht der innern Einrichtung nach mit den übrigen im Lande übereinkömmt. Doch scheinen die Abweichungen in Ansehung der Zimmer das Werk neuerer Zeiten, und das Schloß nur stückweise nach und nach hergestellt zu sein. Es ist jetzt sehr bequem eingerichtet und eins der größten im Lande. Zu diesem Gute gehört der kaiserlich privilegirte Hafen Maholm, der sehr sicher ist. Die Insulaner kaufen ihn vorzüglich, indem sie hier ihr Brod gegen Fische einhandeln. Auch Edelleute verschiffen von hier aus ihr Korn nach Reval und Narwa, ingleichen ihren Branntwein nach St. Peters-

tersburg und Finnland. Der Hafen ist so groß, daß er 20 mittelmäßige Schiffe fasset, und hat 16 bis 18 Fuß tiefes Wasser. Zu mehrerer Sicherheit und Bequemlichkeit ist mit beträchtlichen Kosten ein großes Bollwerk darin erbauet worden, zu dessen Unterhaltung von dem Werthe der aus- und eingehenden Produkte 5 pro Cent an den Hof bezahlt werden müssen. — Die Art, wie hier die Strömlinge gefangen werden, verdient eine Anzeige. Der gröste Theil des Strandes besteht aus einer 30 bis 40 Klafter hohen Klinde,*) die mehr denn 150 Schritte vom eigentlichen Ufer entfernt ist. Am Ende des Aprils und zu Anfange des Mays in der Laichzeit, stehen die Bauern mit ihren Netzen und Böten unten am Ufer in Bereitschaft. Oben auf dem Felsen gehen dazu abgerichtete Leute hin und her, bemerken die Stellen, wohin sich die Strömmlingszüge sammeln, und geben den Unterstehenden davon ein Zeichen. Diese werfen dann ihre Netze aus; der ganze Fisch-Schwarm wird umschlossen, und in den 20 bis 30 Klaftern langen Garnen ans Land gezogen. Der Fischfang dauert nur kurze Zeit, ist aber so reich und beträchtlich, daß bisweilen mit ei-

*) So nennt man die steilen Felsenufer der Ostsee. Nach Narwa zu werden sie immer höher. Bei Baltischport sind sie gegen 70 Klafter hoch.

einem einzigen glücklichen Zuge 200 Fuder Strömlinge gefangen worden, deren auf ein Fuder 10,000 gerechnet werden. Die Höfe und Bauern kaufen weit und breit ihren jährlichen Bedarf hier auf.

Poddas ein Gut von 24 Haken, der Stakelbergischen Familie gehörig, hat ein nach dem Plane des französischen Baumeisters la Motte aufgeführtes schönes, großes, geschmackvolles und nach neuerem Style errichtetes Wohngebäude, vielleicht das einzige in seiner Art im ganzen Lande. Die Gegend dabei ist mahlerisch schön, und die Natur ist ungemein freigebig gewesen, um das Auge auf allerlei Art zu ergötzen. Berge, Thäler, ein Fluß, Wald, Felder und Gehölze, ein stehender See von 1½ Meile im Umkreise, wechseln auf das schönste mit einander ab. Auf einem hohen Berge an der Straße von Reval nach St. Petersburg, siehet man noch einige Reste von Befestigungen. Der Sage nach soll der Zaar Iwan Wasiljewitsch hier ein Lager aufgeschlagen gehabt haben. — Kunda und Addinal, ersteres der Schwenghielmschen, letzteres der Familie von Ungern-Sternberg gehörig, sind mit großen, schönen und bequemen steinernen Wohngebäuden versehen, große Landgüter in eben diesem Kirchspiele. Der angenehme Sembach fließt durch ihre Gebiete und Gränzen; und Kunda liegt noch

über

überdies an der See, wo es nahe bei der Mündung des genannten Baches einen beträchtlichen Neunaugenfang hat. — Wattkull, der Baranoffschen Familie, Hulljell der Familie von Rosen, Kattentak dem General von Bock, Peuth einem Herrn von Mandell gehörig, Sommerhausen ꝛc. lauter angenehm liegende und schön gebaute Höfe. Vorzüglich zeichnet sich das Gut Finn aus. Es gehörte dem General und Ritter von Rennenkampf, der es aus edlem Patriotismus zu einem Fräuleinstifte bestimmte und bei seinem Tode wirklich dazu schenkte. Es wurde ein großes steinernes Gebäude im Vierecke errichtet, und die Einkünfte des Gutes zur Unterhaltung des Stiftes festgesetzt. Es ist auf 30 arme Fräulein berechnet. Kinder, die noch der Erziehung bedürfen, werden darin nicht aufgenommen, es wäre denn, daß ein erfahrnes Stiftsfräulein die Erziehung zu übernehmen sich erbietet. Zehen Fräulein sollen darin freie Kost, Wohnung und Kleidung erhalten; andern vierzigen wird zwar freier Unterhalt, Wohnung und Bedienung versichert, aber sie müssen sich selbst kleiden, und jede bei dem Eintritt 300 Rubel an das Stift zahlen, welche demselben als ein Kapital verbleiben. In jedem Zimmer, deren man nahe an 30 zählt, wohnen zwei Fräulein zusammen. Drei Seiten des Wohngebäudes sind für die Fräulein bestimmt; die vierte [illegible] noch

von

von einigen Nachkommen des Stifters bewohnt. Bis jetzt sind zehn Fräulein darin aufgenommen.

Kaltenbrunn, 24 Haaken groß, dem Baron v. Stakelberg. Kardina von 25 Haaken, dem Baron v. Rosen, Alp von 38 Haaken, dem Grafen Douglas gehörig, sind lauter ansehnliche zum Theil hübsch gebaute Güter im Weisensteinschen Kreise; so wie Hukas und Wieso, ersteres einem Baron v. Budberg, letzteres der Familie v. Engelhard zugehörig. Koik, dem Herrn v. Grünewald erb- und eigenthümlich, liegt an der großen Straße, die von Dorpat über Oberpahlen nach Reval führt. Der Hof, an dem ein Bach vorbeifließt, hat mehrere neue steinerne Gebäude, unter denen vorzüglich das große Wohnhaus gut ins Auge fällt, schöne Steinbrüche, Ziegel- und Kalkbrennereien, eine Wasser- und holländische Windmühle. — Merhof von 20 Haaken, dem Baron v. Stakelberg gehörig, fällt ungemein gut seiner neuen steinernen mit Ziegeln gedeckten Gebäude wegen ins Auge, und liegt nur 3 Werst von dem Städtchen Weisenstein, an der großen Revalschen Straße, die nach Dorpat geht, neben einem Bache, der einige Mühlen treibt. Der Erbherr ist auch zugleich Herr von Weisenstein, ob ihm gleich die Bürger dieses Recht haben streitig machen wollen. — Noistfer ein ansehnliches Gut des Obristlieut. v. Baranoff, mit alten aber guten Wohngebäuden und einem weitläuftigen großen Tannenwald. Hinter dem Gute gehet die Revalsche Straße 2 Werst lang über einen

an ſich undurchkömmlichen Moraſt. Durch Fleiß und öfteres Ausbeſſern aber übertrifft ſie dennoch manche andere Stelle auf trockenem Lande. — Allenkül von 30 Haaken Landes, ebenfals einem v. Baranoff gehörig, hat vortreflichen Kornboden, große Waldungen, Fiſchfang und andere gute Appertinenzien. Der Hof liegt an einem reizenden Fluſſe, der etliche Inſeln bildet, iſt hübſch gebauet, und hat einen ſchönen Luſtgarten. Die ganze Gegend herum iſt ſehr romantiſch, und die Lage des Hofes eine der intereſſanteſten im ganzen Lande. — Limmat im Merjamaſchen Kirchſpiele in der Wiek, ein an ſich unbedeutendes Gut des Hrn. v. Schonart iſt blos deswegen merkwürdig, weil in der Vorzeit ein Kloſter dabei geſtanden hat, deſſen zerriſſene Mauern noch übrig ſind, ſo wie ich noch vor wenig Jahren einen mit uralten, ſehr dicken Wachholderbäumen, (vielleicht den dickſten im ganzen Lande,) beſetzten dahin führenden Weg geſehen habe, welchen der Sage zufolge die Mönche angelegt und bepflanzt haben. — Fickel, ein ſehr großes, reiches Gut von 88 Haaken Landes, das dem Baron v. Uexkül gehört, und wegen ſeines ſtarken Waitzenbaues im ganzen Lande berühmt iſt, hat zwar viele Moräſte, iſt aber dennoch reich an Waldung und fruchtbarem Boden. Von dem ſchönen neuen Wohnhauße, das durch einen plötzlichen Riß, und bald darauf erfolgtes Einſinken in die Erde bis an die Fenſter, gänzlich zum Bewohnen unbrauchbar wurde, habe ich ſchon im erſten Theile Erwähnung gethan. Es iſt in der alten Liefländiſchen Geſchichte

merk-

merkwürdig. Die Familie Uexküll ist mit die älteste im Lande und von wahrer Ehstnischer Abkunft, (von üx külla, ein Dorf.) In der Gegend stand ein vom Bischoff von Oesel 1292 erbautes, aber längst zerstörtes Schloß, welches die Familie Uexküll schon zur Zeit des deutschen Ordens besaß, in deren Händen das Gut noch jetzt als ein von der Krone bestätigtes Majorat ist. — Felks, ein mittelmäßiges Gut von 13 Haaken, dem Major v. Rosenthal zuständig, war vormals ebenfalls ein vom Oeselschen Bischoff 1264 erbautes Schloß. Kosch, ein dem Hrn. v. Rennenkampf gehörendes Landgut, dessen Hof vor etwa zwölf Jahren von Grund aus neu, im modernen Geschmack, gebauet und mit einen Lustgarten geziert wurde. Unvergeßlich bleiben meinem Herzen die frohen Tage, die ich hier in dem Umgange edler aufgeklärter Menschen, vorzüglich meines vortreflichen Freundes Steingrüber zugebracht habe! —

Parnel, Kattentak und Steinhausen, alle drei im Kirchspiel Goldenbeck gelegen, ersteres dem Grafen von Manteufel, die beiden letztern den Herrn von Maydell gehörig, sind sämtlich recht hübsch und ganz neu bebaute Güter, mit meistentheils steinernen Hofgebäuden und angenehmen Lustgärten. Auch Vogelsang und Lechtigal, deren Besitzer die Herren von Jermerstädt und von Baranoff sind, gehören unter Ehstlands vorzüglichere Landgüter, theils wegen ihrer Lage und Appertinenzien, theils wegen der bessern und geschmak-

vollen Bauart ihrer Höfe. Wannamo[illegible] dem Baron v. Rehbinder gehörig, liegt sehr ron[illegible] an einem fischreichen Strome, ist 20 Haaken g[illegible], und wurde vor einigen Jahren für 98000 Rubel verkauft. Kokenkau, eine Kronodomäne, welche der General von Ungern von der Kaiserin Katharina II. auf Lebenszeit bekommen hat. Ein großes Gut von 42 Rigischen Haaken, das [illegible] Hofsgebäude aber vortreffliche Appertinenzien [illegible]. Es war in der Vorzeit ein dem Oeselschen Bischoff gehöriges Gut, oder wie einige Nachrichten melden, ein Schloß. Jetzt hat es der Major von Baumgarten, dessen Gemahlin eine Schwester des Generals von Ungern ist, in Subarrende, während sich der General in St. Petersburg aufhält. In dem Gebiete dieses Gutes siehet man noch Ruinen von einer zerstörten Stadt oder einem weitläuftigen Schlosse, das die Ehsten ma lin, d. i. Landschloß, Landstadt nennen, und davon sie erzählen, daß schon hier vor der Ankunft der Deutschen eine Stadt gestanden habe. Vielleicht wurde sie von den Dänen oder Schweden zu ihrer Sicherheit erbaut, von den Ehsten aber zerstört; wenn sie nicht wohl gar selbst eine Festung der letztern war. — Leal, wovon schon im ersten Bande einige Anzeige geschehen ist, ist ein großes Gut von 34 Haaken Landes, das ehemals dem Rittmeister von Manderstierna gehörte, jetzt aber an einen Hrn. v. Stakelberg für 133,000 Rubel verkauft worden ist, war vormals eine Stadt

mit

mit einem Schlosse, wovon die Rudera noch auf dem dabei liegenden Berge zu sehen sind, jetzt aber ein bloßer Flecken von einer sehr langen Gasse, mit etwa 60-70 Häusern und 300 Menschen. Die Bürger stehen unter der Gerichtsbarkeit des Erbherrn des Gutes, ohngeachtet sie dagegen protestirt haben, und noch jetzt Prozeß darum führen. Der Ort ist in der Geschichte merkwürdig, wegen des gleich anfangs hier errichteten, aber bald darauf wo anders hin verlegten Bischthums; theils weil Leal der einzige haltbare Ort vor der Ankunft der Deutschen in Ehstland soll gewesen seyn. Auf dem Berge, wo sonst das Schloß stand, ist jetzt das hölzerne Wohnhaus des Gutsbesitzers, das sich schlecht genug ausnimmt. — Matsal, Wattet und Sastama, drei große, schöne, vortrefflich bebaute und überaus angenehm liegende Güter, den Hrn. v. Stakelberg, und Manderstierna gehörig. Das erstere war vor mehrern Jahren der Sitz der Gastfreiheit und des Wohllebens, das aber freilich den Konkurs für dessen Besitzer herbeizog. — Werder, dessen ich bereits seiner angenehmen Lage wegen im Vorhergehenden gedacht habe, ein großes, dem Kreismarschall von Hellwig gehöriges Gut von 32 Haaken, liegt an der See, der Insel Moon gegen über, auf welcher der Besitzer, ein Mann von Geist und Geschmack, allerlei interessante Anlagen z. B. ein Chinesisches Haus, einen Park ꝛc. hat machen lassen, die durch ihre Mannichfaltigkeit unterhalten, und den Aufenthalt auf der Insel sehr angenehm

machen, dahin man auf einer niedlichen Chaluppe fährt. Es war ehemals ein Schloß mit einem kleinen Hafen, der aber nur kleine Fahrzeuge fasset. Der Besitzer hält ein eignes Schiff, mit dem er als lerlei selbst erzeugte Produkte nach Riga und Reval führt. Das Gut hat das Kirchenpatronat und viele vortheilhafte Appertinenzien, einträgliche Schenkerey und einem sehr ergiebigen Fischfang. Die hier gefangenen und eingesalzenen Strömlinge werden weit und breit im Lande herum verschickt. Kebias und Odnorm, zwei hübsch bebaute, obgleich nicht nach der Hakenzahl große Güter, der Familie, von Baranoff und Lilienfeld gehörig, kann ich deswegen nicht unberührt lassen, weil sie einige Zeit der Schauplatz meiner Freuden und frohesten Tage in Ehstland waren, die vorzüglich durch die Nachbarschaft des edeln, mir immer unvergeßlichen Probsts Glanström täglich neuen Reiz und einen erhöhetern Werth erhielten. — Auch Neuenhof und Paschkey sind zwei ansehnliche Güter nicht weit von Habsal, der Richterschen und Rosenschen Familie zuständig. Die übrigen kleinern übergehe ich billig und erinnere blos noch, daß die Anzahl aller Güter in Ehstland, ausser denen auf den Inseln Oesel, Dagö und Worms, weit über 400 beträgt.

Druckfehler
im zweiten Bande.

S.	4	Z. 8	ließ jenen für jenem.
—	77	— 18	— den für dem.
—	84	— 9	— Felleisen für Falleisen.
—	—	— 19	— oft für oft.
—	164	— 5	— Schmatzen für Schwatzen.
—	276	— 11	— viele für viele.
—	289	— 24	— nur für nuir.
—	333	— 17	— kleine für kleines.
—	—	— 22	— vornehmen für vornehmer.
—	352	— 5	— 50,000 für 502,000.
—	354	— 26	— dem für den.
—	—	— 29	— weitern für weiten.
—	356	— 2	— Gewicht für Gericht.
—	369	— 6	— einer für ein.
—	377	— 9	— verleidete für verleitete.
—	399	— 13	— Röchow für Rachow.
—	409	— 3	— dem für den.
—	421	— 20	— ein Paar Hundert f. ein paar.
—	423	— 23	— ihn für ihm.
—	432	— 9	— Befurhen für Besuchen.
—	445	— 23	— in für In.
—	446	— 16	— Boskaden für Boskoden.
—	447	— 28	— meinem für einem.
—	462	— 27	— Winter für Winters.
—	464	— 27	— Domkirche für Dohmkirche.
—	470	— 1	— die für die.
—	—	— 27	— Kasse für Klasse.
—	—	— 28	— Immatrikulirten für Inmatrikulirten.
—	473	— 26	— ausdrücklichen f. ausdrücklicher.
—	482	— 29	— Kaiserliche für Kaiserlicher.
—	488	— 1	— Bizarrerien für Bizarrien.

Nachricht an den Buchbinder wegen der Kupfer im zweiten Bande.

Das Kupfer Nr. 1. eine Ehstin vorstellend, kommt vor das Titelblatt.

Die übrigen 3, Ehstnische Bauernhöfe vorstellend, zu Seite 144. 185. und das mit der Riege zu S. 211.

Bayerische Staatsbibliothek München

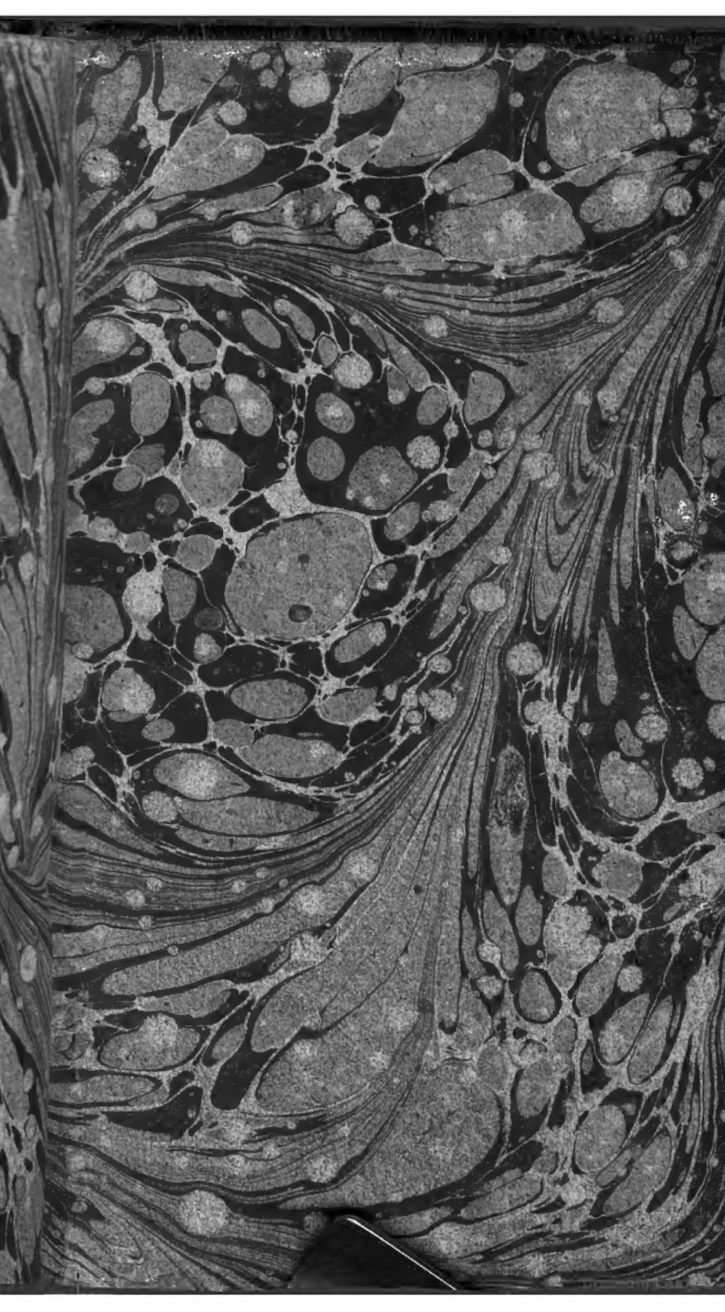
Digitized by Google

Digitized by Google

3368

XXX. (1-3) I. 86
V. 89

Digitized by Google



Digitized by Google